

kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

*Alfred Andersch, Vera Botterbusch, Volker W. Degener,
Gustav Ernst, Ludwig Fels, Paul Kersten, Michael Klaus,
Peter Maiwald, Jürgen Maruhn, Klaus Neidhöfer,
Peter Salomon, Jürgen Peter Stössel, Peter-Paul Zahl*

Nikola Hoeltz: Fontane – mediengerecht

Horst Holzer: Neue audiovisuelle Medien

Julius Dietrich: Interessen der Wirtschaft am Kabelfernsehen

Kaspar Weingarten: Transnationale Medienkonzerne

Eine Zensur findet nicht statt. Findet keine Zensur statt?

Carl Amery, Knut Becker, Hans-Peter Bleuel

Bernt Engelmann, Ulrich Greiwe in Kelheim '78

Erfahrungen in Film, Funk, Fernsehen:

Jens Hagen, Theodor Kotulla, Helma Sanders u. a.

kürbiskern-Gespräch:

Vom Umgang mit Wörtern, der UZ und Intellektuellen

BILDSTÖRUNG

Vom Manuskript zur Ausstrahlung

Lieber Alfred Andersch,

zum 65. Geburtstag am 4. Februar 1979 unseren herzlichen Glückwunsch.

Oft nicht erkannt im widersprüchlichen, manchmal erschöpfend langsamen Prozeß von Literatur und Politik, blieben Sie doch immer beteiligt an der Arbeit für eine bessere Welt, haben, unbestechlich bekennd, Zeichen gesetzt für Bewahrung und Veränderung, für Moral und Vergnügen – in eine Zeile geschrieben: „empört euch, der himmel ist blau“, in dem Gedicht, das von dem Gedanken Abstand nimmt, die anderen seien die Hölle, da es auch heißt: „und erst allmählich / es gibt eben groschen / die fallen langsam / begreife ich / was es heißt / für menschen / zu schreiben / es heißt / gegen manchen schreiben / die andere menschen / unterdrücken / foltern / töten...“

Wir teilen mit Ihnen, lieber Alfred Andersch, auch die Unversöhnlichkeit gegen eine Verjährung der Verbrechen gegen die Menschheit, eingedenk der wichtigsten Sache: das Leben zu erhalten, indem wir handelnd dem Frieden dienen.

So wünschen wir Ihnen und Ihrer Frau Gisela viele weitere Jahre Freude und Gesundheit für die Arbeit, die Zuversicht im Kampf vermittelt, und für die Anstrengungen, die wir gemeinsam unternehmen.

Harper Mann
Hans Kumpfley
Kurt Kied
In der
Oscar Neumann
Gerd Fuchs
Peter Weiss
Peter Schmitt
Hans Xaver Knapp
Gisela Runge
Hans Xaver Knapp
Hans Xaver Knapp
Hans Xaver Knapp

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

BILDSTÖRUNG

Vom Manuskript zur Ausstrahlung

Zu diesem Heft	3
<i>Alfred Andersch</i> : Papier, das sich rot färbt	5
<i>Gustav Ernst</i> : Fernseharbeit	7
<i>Peter Salomon</i> : Kl. Fernsehspiel	13
<i>Volker W. Degener</i> : Das andere Leben	14
<i>Ludwig Fels</i> : Zeitungsschreiber	15
<i>Jürgen Maruhn</i> : Der Spitzel	15
<i>Vera Botterbusch</i> : Geburtstagsständchen zu Arno Schmidts 65.	16
<i>Paul Kersten</i> : Fossilien leben länger	19
<i>Klaus Neidhöfer</i> : Gespräch über Mitbestimmung usw.	28
<i>Peter Maiwald</i> : Die Kellnerin	30
<i>Michael Klaus</i> : Gegenüber der Kirche	30
<i>Jürgen Peter Stössel</i> : Spuren	31
<i>Peter-Paul Zahl</i> : Tragik / Das Recht auf Öffentlichkeit / Über die Herstellung von Bedürfnissen	32
<i>Horst Holzer</i> : Neue audiovisuelle Medien: Gelungene Kommerzialisierung	35
<i>Julius Dietrich</i> : Ein neues Medium in falschen Händen – Die Interessen der Wirtschaft am Kabelfernsehen	43
<i>Kaspar Weingarten</i> : Transnationale Medienkonzerne, nationale Medienkonzentration und peripherer Widerstand	55
Eine Zensur findet nicht statt. Findet keine Zensur statt?	63
Beiträge von den Kelheimer Werkstattgesprächen 1978: <i>Carl Amery</i> , <i>Knut Becker</i> , <i>Hans-Peter Bleuel</i> , <i>Bernt Engelmann</i> , <i>Ulrich Greiwe</i>	
<i>Helma Sanders</i> : 120 Meter gekauft, gedreht, zum Kopierwerk gebracht...	76
<i>Theodor Kotulla</i> : „Aus einem deutschen Leben“ – ein mißverständlicher Film	84
<i>Nikola Hoeltz</i> : Fontane – mediengerecht?	91
<i>Jens Hagen</i> : Alltagsreportagen	105
<i>Carl D. Martens</i> : Was nachher kommt, wird erheblich schlechter sein	112
<i>Johannes Paulssen</i> : Wie Nachrichten zustandekommen	115
<i>Kürbiskern-Gespräch</i>	117
Vom Umgang mit Wörtern, der UZ und Intellektuellen	
Mit <i>Bernd Bücking</i> , <i>Gisela Elsner</i> , <i>Harald Frey</i> , <i>Günter Hänsel</i> , <i>Friedrich Hitzer</i> , <i>Elvira Högemann-Ledwohn</i> , <i>Kirti Meisel</i> , <i>Michael Molsner</i> , <i>Oskar Neumann</i> , <i>Christiane Ohngemach</i> , <i>E. A. Rauter</i> , <i>Roman Ritter</i> , <i>Erika Runge</i> , <i>Maria Sorge</i> , <i>Conrad Schubler</i> , <i>Jürgen Peter Stössel</i>	
An den Botschafter der VR China	
Anmerkungen	160

Die Ausstrahlung von *Holocaust* konfrontierte große Teile der Bevölkerung unseres Landes mit den Verbrechen des deutschen Faschismus so unmittelbar, daß die Mechanismen der Verdrängung plötzlich wie aufgehoben schienen. Die Verantwortlichen in den Massenmedien sahen sich veranlaßt, öffentliche Diskussionen über ein Thema zu veranstalten, das mehr und mehr tabuisiert, in den letzten Jahren sogar zugunsten einer Heroisierung Hitlers, der SS, der imperialistischen Aggression weitgehend zurückgedrängt worden war.

Neben vielen anderen Aspekten, die mit diesem Film und seiner öffentlichen Wirkung zusammenhängen, wurde für jeden, weil erlebbar, deutlich, in welchem Ausmaß Massenmedien Demokratie fördern oder verhindern, Verbrechen aufdecken oder mit vorbereiten helfen können.

WDR-Programmdirektor *Hans Werner Hübner*, der in der Diskussionsrunde nach *Holocaust* die Gleichschaltung der Medien im Dritten Reich erwähnte, blockierte in der Aussprache alles, was auf konkrete Ursachen und aktuelle Bezüge zu gehen drohte. Er beschwor die Freiheit der bundesdeutschen Massenmedien, wohl wissend, daß manche Mitarbeiter des WDR Parallelen zu den Jahren 1931–33 ziehen, wenn sie an die Maßnahmen gegen den „Rotfunk“ denken, die *Helma Sanders* in diesem Heft schildert. Konnte Hübner damit rechnen, daß keiner der Diskussionsteilnehmer auf diese rechtskonservative CDU/CSU-Kampagne („Rotfunk“) hinweisen würde? Mit der Angst rechnen, die heute das Arbeitsklima in den öffentlich-rechtlichen Anstalten kennzeichnet?

Überraschend schien die Präzision *Marcel Reich-Ranickis*, einer der wenigen in der WDR-Runde, der verstehbare und vernünftige Vorschläge machte – makaber deshalb, weil er die Fernsehgewaltigen schurigelte und doch jeder mit dem Literaturbetrieb Vertraute weiß, daß er gegenüber vielen Schriftstellern selbst das praktiziert, was er den Fernsehchefs vorwarf. Unter wessen Verantwortung ist denn der Vorwurf gegen *Alfred Andersch* veröffentlicht worden, er stünde in der Nachfolge des *Stürmers*? Keiner fragte Reich-Ranicki nach dessen Chef – *Joachim Fest* –, vor allem nach Buch und Film „Hitler – eine Karriere“.

Nichts machte das Elend und die Grenzen der bürgerlichen Geschichtsbewältigung für so viele Menschen deutlich wie die Diskussionsrunden des WDR. In dem Essay „Alltagsreportagen“ zitiert *Jens Hagen* sein Vorbild *Egon Erwin Kisch*: „Nichts ist verblüffender als die einfache Wahrheit.“ Die meisten Fragen des Publikums waren einfach. (Wie war das möglich? Was konnte man dagegen tun? – Ob gefragt wurde, wer hat etwas dagegen unternommen, wer leistete organisierten Widerstand, ließ *Ivo Frenzel* nicht erkennen, der die Trendmeldungen wie fürs Wahlkampfstudio abrief und im Filtern von Informationen und Meinungen geübt ist.) Die Antworten waren ausweichend, auf bestimmte Fragen wurde erst gar nicht geantwortet. Der Jurist *Dorf* – Opportunist, Karrieremacher, Verschleierungskünstler, Verfasser des Wörterbuches der Unmenschlichkeit – hatte in *Holocaust* mit Selbstmord geendet. Sein Vermächtnis ist indessen lebendig. Wenn von Anfängen die Rede ist, denen man wehren soll, dann befinden wir uns heute mitten im Kampf gegen die Dorf-Karrieren und Verjährung von Massenmord, gegen die Verschleierer der Geschichte, von Rüstungsgeschäften, Berufsverboten...

Die Diskussionen um *Holocaust* beweisen, daß in unserem Volk ein großes demokratisches Potential vorhanden ist. Um wirksam zu werden, bedarf es der Orientierung. Dazu wäre die Diskussion über den Zusammenhang von Antisemitismus und Antikommunismus notwendig gewesen, die Diskussion über die politischen Konzepte, die vor 1933, nach 1933 und nach 1945 vorlagen. Dies fand nicht statt, wie kann es auch stattfinden, nachdem die Grundlage der herrschenden Politik seit 1945 der Antikommunismus blieb? Die Vernichtung der Juden wurde kein einziges Mal im Zusammenhang mit der Ausrottung von Marxismus, Sozialismus und Kommunismus erwähnt. Keine Rede auch davon, daß die Nazis und die sie unterstützenden Industriellen nach einem Sieg über den Bolschewismus das „kleine Experiment“ Aussch-

witz am Ural fortsetzen wollten. 60 Millionen vom „jüdischen Marxismus und Bolschewismus“, „Verseuchte russische Untermenschen“ sollten vernichtet – der Rest dem deutschen Imperialismus im kolonisierten Osten als Sklavenarmee dienen.

Auf die Frage einer Hörerin der Gespräche, die der *Bayerische Rundfunk* am 27. Januar 1979 veranstaltete, was man den Juden damals vorgeworfen habe, erläuterte *Martin Broszat* recht vage die Rolle von Minderheiten in einer Gesellschaft. Der Leiter des Instituts für Zeitgeschichte in München, das über das umfangreichste Material des Dritten Reiches verfügt, hätte wenigstens die Hauptthesen der Nazis benennen können, mit denen sie die Todfeindschaft der Deutschen und aller anderen Völker gegenüber den Juden begründeten, etwa das „jüdische Weltprogramm zur Versklavung der Völker unter die jüdische Weltherrschaft“, das den Deutschen durch die Massenmedien so lange eingehämmert wurde, bis nur noch eine Minderheit diesen Lügen widerstand. Wie es auch heute erst eine Minderheit ist, die der Hetze gegen die Sowjetunion, die Lüge über Sozialismus und Kommunismus widersteht.

Einfache Zitate hätten dem fragenden Publikum weitergeholfen, etwa der Hinweis auf eine der Kernthesen der nationalistischen und faschistischen Parteien, insbesondere der N.S.D.A.P. vor und nach 1933, wonach das „organisierte Judentum“ seine Anstrengungen darauf richten würde, alle „christlich-nationalen Staaten“ zu zermürben, „alle jene Ideen hineinzupflanzen, welche in ihrer praktischen Folgerung geeignet sein müssen, die Kraft dieser Körper zu brechen“, allen voran „Sozialismus und Kommunismus“ durch ihre Fähigkeit, „den Organismus der Staaten zu zerstören und in vollkommenen Anarchismus aufzulösen“. (Flugblatt der N.S.D.A.P. 1920 mit der Überschrift: „Aufsehererregende Enthüllungen der ‚Times‘ über das jüdische Weltprogramm zur Versklavung der Völker unter die jüdische Weltherrschaft.“)

Niemand konnte voraussehen, welche Wirkungen ein Fernsehfilm haben würde, der einen Lebensnerv unserer Geschichte trifft und Millionen Menschen bewegt. Wir meinen, daß jeder Versuch, Klarheit in der Frage *Wie war das möglich?* zu erhalten, vergeblich sein wird, wenn man nicht konkret benennt, in welcher Weise die Massen indoktriniert worden sind und unter welchen Bedingungen diese Indoktrinierung stattfand. (Einem Film, der – wie *Holocaust*, im Gegensatz zu Michael Romms *Gewöhnlichem Faschismus* – all dies nicht unbezieht, kann man das nicht vorwerfen. Das bleibt die Aufgabe der Diskussion.)

Die in dem vorliegenden Heft analysierten Pläne, wie multinationale Konzerne mit Hilfe ihrer Organisationen und Parteien ein geschlossenes System massenmedialer Beeinflussung schaffen wollen, stellen Zusammenhänge und Erfahrungen von Betroffenen dar, die zum Teil anonym bleiben. Nach *Holocaust* sind diese Materialien mehr als vorher von brennender Aktualität.

Aus einigen in diesem *Kürbiskern* veröffentlichten Beiträgen geht hervor, wieviel die Pläne multinationaler Konzerne, Millionen Menschen gleichzuschalten, zu tun haben mit der Tendenz zu einer offenen Diktatur der Monopolbourgeoisie.

Auch heute richten sich die Pläne der Gleichschaltung vor allem gegen die Arbeiterbewegung und ihre Organisationen, gegen alle konsequenten Demokraten, die begriffen haben, daß der individuelle Widerstand hilflos bleiben muß und der organisierte wenig bewirkt, wenn die Kräfte zersplittert sind.

Um ihre gemeinsame Sache, gemeinsame Verantwortung geht es der Gesprächsrunde im *Kürbiskern* um die Funktion der linken Publizistik, wie den Teilnehmern der Diskussionen in Kelheim zu Fragen der Zensur, den Beiträgen der Zuschauer des Films, „Aus einem deutschen Leben“, über die Theodor Kotulla berichtet. Hier wird deutlich: Weder für die Mediengewerkschaft noch für die Mitbestimmung genügen Resolutionen. Hierfür sind praktische Kampfmaßnahmen der Gewerkschaften nötig, um den Zugriff der multinationalen Konzerne auf die Medien zu verhindern.

Nach den beiden Weltkriegen war man sich dieser Zusammenhänge sehr wohl bewußt. Es ist nicht einsehbar, warum man erst nach Katastrophen Konsequenzen zu ziehen bereit sein sollte.

Alfred Andersch Papier, das sich rot färbt

Welche Aufgabe hat der Schriftsteller heute?

(Ich spreche von dem Schriftsteller, der sich selbst als Künstler versteht, nicht von demjenigen, der Sachbücher über Hormon-Forschung oder die alten Ägypter schreibt. Diesen schätze ich nicht gering ein; ein gutes Sachbuch ist besser als ein schlechtes Stück Literatur. Es gibt aber die Literatur als Kunst, wie Bilder oder Kompositionen von Menschen gemacht, die dazu „disponiert“ sind wie andere zur Herstellung von Schuhen, Getreide oder Maschinen, zur Verfertigung von Medizin oder Politik. Künstler sind Spezialisten eines bestimmten Arbeitszweigs, nichts Besonderes innerhalb einer Gesellschaft, deren Arbeit auf Arbeitsteilung beruht.)

Welche Aufgabe also? Sowohl die einfache Vernunft wie die literar-historische Erfahrung sagen uns, daß der Schriftsteller nur die Aufgaben lösen kann, die er selbst sich stellt. Geglückte Werke sind immer Werke, die aus den persönlichen Intentionen der Schriftsteller hervorgehen. Nur diese reißen uns mit, vermitteln uns das Erlebnis schöpferischer Kraft, an dem wir teilnehmen können, schließen seelische Kräfte auf, die aufzuschließen ein Bedürfnis der Menschen ist. Darin besteht der Anteil der Künstler am Prozeß der Arbeitsteilung. Die Kunst ist kein Luxus für wenige, sondern befriedigt ein Bedürfnis aller.

In der Antike und mindestens seit der Renaissance steht das *Persönliche* als kreative Ursache und höchster Wert der Kunst-Produktion im Mittelpunkt unseres Interesses. Der Humanismus findet seine Erfüllung in der Anschauung reiner Individualität, sich steigend in den Begriff des Genies. Als genial gilt nur der radikal sich selbst verwirklichende Künstler.

Gibt es also nicht – wie im Mittelalter – einen öffentlichen Auftrag an die Kunst und Literatur? Ist Kunst nichts weiter als reine Individualisierung, sozusagen eine Privatangelegenheit?

Diese Frage ist nicht einfach dadurch zu beantworten, daß man sie ablehnt und erklärt, ein Schriftsteller, der sich nur mit seinen privaten Problemen beschäftigt, sei für die Gesellschaft unwesentlich und unnötig. Denn erstens einmal können die Zeitgenossen sehr oft nicht erkennen, daß ein Schriftsteller, der anscheinend nur „kleine“, private Fragen behandelt, in Wirklichkeit sich die zentralen Fragen seiner Zeit stellt, und zweitens wissen wir heute, daß auch im Mittelalter, einer Zeit, die ganz und vom öffentlichen Auftrag lebte, diejenigen Künstler die bedeutendsten waren, in deren Werk eine persönliche Handschrift lebt, individuelles Leiden sichtbar wird.

Ich meine aber, daß der öffentliche Auftrag, dieser Wunsch der Gesellschaft an den Künstler, daß er sich dem kollektiven Problem stelle, dennoch von jedem Schriftsteller erfüllt wird, der diese Berufsbezeichnung überhaupt verdient. Der öffentliche Auftrag ist nämlich ein Wesen von besonderer Art, er ist die Zeit selbst, in welcher der Schriftsteller lebt, und noch keiner hat sich seiner Zeit entziehen können durch Flucht in das Private. Dies ist ein Allgemeinplatz, banal; ich versuche, ihn etwas weniger banal zu fassen, indem ich sage, daß der Schriftsteller, was immer er auch schreibt, auf Lackmus-Papier schreibt, das in einer Säureflüssigkeit rot wird. Die Zeit, auf die er geschrieben hat, schlägt durch, mag er auch das Geschriebene für so zeitlos halten, wie er will.

Besitzt der öffentliche Auftrag an den Schriftsteller heute einen bestimmten, konkreten Inhalt? Ich vermute, ja. Ich komme immer stärker zu der Überzeugung, daß wir Schriftsteller uns der Aufgabe, an einer Welt des Friedens mitzuarbeiten, nicht entziehen können.

Ich lebe in einer Welt, die von der Fiktion des Krieges lebt. Damit will ich nicht sagen, daß diese Welt den Krieg wirklich will. Sie hat aber ein umfassendes ideologisches System geschaffen, in dem die Annahme eines gegen sie gerichteten Angriffkrieges einer anderen Welt als selbstverständliche Voraussetzung allen Denkens gilt. Dieses System durchdringt alle Lebensvorgänge. Es ist der Anti-Kommunismus. Wenn man von dem Klassen-Interesse absieht, das ihn am Leben hält, so ist der Anti-Kommunismus, als psychisches Phänomen, der klinische Fall einer Verfolgungs-Neurose. Der vom Verfolgungswahn besessene Mensch baut sich ein umfassendes Feindbild auf, in dem alle Vorgänge, auch die harmlosesten, als Konfigurationen des Feindes auftreten; das weltgeschichtliche Groß-Beispiel des Auftretens einer solchen Geisteskrankheit wird immer Hitlers Anti-Semitismus bleiben. Die manischen Züge am Antikommunismus sind es, die ihn so gefährlich machen. Sie verhindern, daß der Westen im Kommunismus ganz einfach nur einen Vorschlag erblickt, wie man das menschliche Leben auf dieser Erde human fortführen kann. Ich persönlich glaube, daß es angesichts der Entwicklung, welche der sogenannte Fortschritt genommen hat, nur im Sozialismus fortgeführt werden kann. Aber ich kann mir vorstellen, daß auf einen Vorschlag mit einem Gegenvorschlag geantwortet wird, mit einem Denken aus Vernunft, mit gemeinsamen sachlichen Überlegungen, mit dem Gespräch. An die Stelle solcher Erwägungen setzt der Anti-Kommunismus die Rüstung, die Vorbereitung des Krieges. Übrigens wird er nicht in einem Krieg, sondern an seiner Rüstung zugrunde gehen, so wie der manische Mensch nicht in einer Aktion, sondern in dem katatonischen Zustand der Erstarrung endet.

So wäre denn der öffentliche Auftrag an den Schriftsteller klar: Er wird gebeten, am Frieden mitzuwirken. Selbstverständlich kann er schreiben, was er will, das Papier, auf dem er schreibt, wird sich ja auf alle Fälle rot färben, aber besser wäre es schon, wenn er sich von Anfang an entschliesse, mit seinen Wörtern den Frieden zu stiften. Denn ein neuer Krieg, das wissen wir, würde ja die Erinnerung an alle Bücher dieser Welt auslöschen.

Das Buch, an dem ich gegenwärtig schreibe, wird so persönlich, so individualistisch sein wie nur möglich, denn es wird ein Stück Autobiographie sein. Aber sein Thema wird der Friede sein.

Das Fernsehfilm-Exposé, das der junge Wiener Autor Josef Korsch, der vom Schreiben leben möchte, beim ORF einreicht, wird von der zuständigen Redaktion einhellig gelobt. Ein Drehbuchauftrag wird ihm in Aussicht gestellt. Der Intendant aber, nachdem er das Exposé gelesen hat, erhebt Einspruch. Die Redaktion ist weiterhin optimistisch und glaubt, sich gegen den Intendanten durchsetzen zu können.

Die beiden folgenden Kapitel stammen aus dem zweiten Teil des Romans. Zunächst lädt der Intendant Autoren und Regisseure zu einer Aussprache. Das zweite Kapitel schildert, was Monate später, ebenfalls im ORF-Zentrum, geschieht.

Ein Mädchen kommt, als Korsch im Hamerlingpark die Zeitung liest, wo es in der Sonne schon warm ist, von einem Baum herunter und sagt, dort ist ein Mann von der Bank gefallen.

Burschen, die um ihre Mopeds herumstanden, laufen, um ihn aufzuheben. Korsch sieht ein Stück Arm mit zuckenden Fingern dran.

Die Burschen lassen den Mann, den sie nicht ganz in die Höh bringen, wieder hinunter. Einer gibt ihm einen zusammengerollten Pullover unter den Kopf, ein anderer geht telefonieren. Zwei Frauen, die nebeneinander auf einer Bank reden, setzen sich um zwei Bänke weiter.

Die Rettung, die bis zur Sandkiste hereinkommt, bringt den Mann, der bleich ist, aber schon aufstehen kann, weg.

Eine kleine ältere Frau, die nach der Schrift redet, sagt, wenn sie den Ball erwischt, ist er weg, den Rasen zahlen die Steuerzahler, entweder ist das ein öffentlicher Park oder nicht. Sie rennt dabei auf dem asphaltierten Weg hin und her.

Der Bub sagt, wo ist da ein Rasen.

Er schlägt den Ball immer auf, daß es staubt.

Die Frau sagt, er soll keine frechen Antworten geben.

Der Bub sagt, sie soll nicht so schreien.

Die Frau sagt, ihre drei Kinder sind Professoren geworden, sie kann sich das erlauben.

Ein Herr sagt, sie soll sich niedersetzen und die Sonne genießen wie er oder wo hinausfahren, aber eine Ruh geben und die Kinder spielen lassen.

Die Frau sagt, indem sie Fäustchen macht, sie geht auf die Polizei.

Der Bub sagt, auf Beton spielt er nicht.

Die Frau, die den asphaltierten Weg selber nicht verlassen will, weiß sich nicht zu helfen.

Sie setzt sich, nachdem sie dann rasch weggegangen und mit ihrem schneeweißen Kostüm gestolpert und auf den Bauch gefallen ist, zu älteren Frauen, die ihr, wie Korsch beim Vorbeigehen hört, recht geben.

Vom einstöckigen, etwas über hundert Jahre alten Haus mit den Erkern, von denen es in der Josefstadt noch einige gibt, wo das eine Fenster mit Grünpflanzen immer angestopft war, zu Weihnachten auch mit Strohsternen, hängt der Dachstuhl in den auseinandergerissenen Pawlatschenhof. Ein Caterpillar hat die Schaufel auf der Couch.

Die Badewanne, die Korsch vor Tagen, an die Außenmauer gelehnt, zum Verkauf angeboten gesehen hat, liegt auf dem Haufen, die Füße in der Höh.
Korsch fährt mit der Stadtbahn bis zur Kennedybrücke, von dort aus mit dem Taxi zum ORF-Zentrum.
Beim Portier erkundigt er sich.
Unter den hohen Bauten sind Tiefgaragen und Betonsäulen.
Korsch fährt mit dem gläsernen Lift.
Er läuft durch die Gänge.
Keiner weiß, wo das Zimmer ist, das Korsch sucht.
Von weitem sieht er Schönwald eine Tür öffnen.
Er rennt auf ihn zu.
Sie müssen darauf hinweisen, sagt Schönwald, daß Ihr Film ein Unterhaltungsfilm ist.
Der Chef will das hören. Für ihn zählen Einschaltquoten.
Sie betreten einen Raum, wo eine lange Tafel gedeckt ist. In der Ecke stehen Schnäpse.
Autoren und Regisseure kommen. Man nimmt Apéritifs. Der Intendant erscheint und lächelt. Jedem gibt er die Hand.
Das Essen wird aufgetragen.
Links und rechts neben dem Intendanten bleiben die Sessel frei. Als ob ich die Pest hätte, sagt er.
Alle lachen.
Ein Autor, der mit dem Intendanten befreundet ist, macht Witze über das offene Herumtragen der kommunistischen *Volksstimme* im ORF, wackelt damit, blättert sie auf und zu.
Eine Regisseurin sagt, seit drei Jahren warte sie darauf, den Film, den sie eingereicht hat, endlich auch machen zu dürfen. Sie sagt, sie ist mit den Nerven fertig, für den ORF hat sie schon öfter gearbeitet, man kennt sie, ständig wird sie vertröstet. Die Taktik des ORF, sagt sie, ist die Menschenschinderei.
Ein Autor sagt, zwei Jahre wartet er auf das Honorar, ununterbrochen telefoniert er. Einmal ist der eine nicht zuständig, dann hat es der andere schon weitergegeben, immer wartet einer auf eine Unterschrift. Was, sagt er, würde der Intendant sagen, wenn er sein Gehalt nicht bekäme mit dem Hinweis, es fehle eine Unterschrift.
Er sagt, immer mehr solche Autoren beansprucht der ORF, die immer weniger beanspruchen. Den Bedürfnissen des ORF, sagt er, scheint am stärksten Rechnung getragen, wenn den Autoren am wenigsten Rechnung getragen ist, oder.
Aber im Gegenteil, meine Herren, sagt der Intendant lächelnd, aber im Gegenteil. Es folgt eine Diskussion über Instanzenwege.
Das Verhältnis zwischen Programmern und kaufmännischer Abteilung, sagt der Intendant, ist durchaus reformbedürftig, immer wieder kommt es zu Mißverständnissen. Zwei Jahre lang, sagt der Autor und schaut die Autoren an. Ich höre immer nur Mißverständnisse, Mißverständnisse. Was ich aber sehe, sagt er, ist ein Scheißhaufen. Für was, sagt er, ist das ganze Haus da voll Leute. Um uns abzuwimmeln. Um uns draußenzuhalten.
Aber wieso denn, sagt der Intendant und ist verbindlich, diese Schwierigkeiten haben wir alle.
Nur, sagt der Autor mit der *Volksstimme*, mit deinem Gehalt tut man sich leichter.
Alle lachen.

Du weißt ganz genau, sagt der Intendant lachend, in so einem Betrieb, wie wir einer sind, ist alles nicht einfach.
Er wird zum Telefon gerufen. Zurück kommt er lachend, er sagt, ein Abgeordneter hat seine Rede verloren, die er im Parlament heute braucht, wir sollen eine Durchsage machen.
Alle lachen.
Der Intendant erklärt nach der Hauptspeise, von der er die Salzerdäpfel übrigließ und vom Naturschnitzel den Fettrand, warum er den Film der zwei Grazer, die extra angereist sind und Karottensalat essen, nicht für sehr wichtig hält. Der Chef der Unterhaltungsabteilung ist anderer Meinung. Sie reden hin und her.
Der eine Grazer, der schon ein wenig betrunken ist, sagt mitten hinein: Wird der Film jetzt gemacht, Herr Intendant, oder nicht. Dauern dieses Herumpalavern. In der Zwischenzeit fabrizieren Sie einen Scheiß um den andern wie diese Babenberger-Folge. Der Intendant sagt, man redet darüber.
Dann reden wir auch gleich über Aktenzeichen XY, sagt derselbe Autor, wo diese Watschenpappen aus Deutschland immer ihre Verbrecher sucht. Der soll doch seine Wilton-Hefteln daheim lesen, der Depp der, oder zum Räuber-Gendarm-Spielen sich bei den Pfadfindern einschreiben lassen.
Sehen Sie, sagt der Intendant, gegen diese Sendung könnten Sie alle protestieren. Ich bin dafür, daß sie abgesetzt wird. Wieder wäre ein Termin frei für gescheitere Sachen. Da können Sie profitieren.
Und das mit Korsch, sagt Schönwald.
Wissen Sie, sagt der Intendant nachdenklich und schaut sich Korsch an, ich bin, was Sie betrifft, nicht ganz überzeugt.
Korsch sagt, sein Film ist unterhaltend, spannend, hat eine durchgehende Handlung, Szenen, die lustig sind, alles folgt rasch aufeinander, die Darbietungen sind spritzig.
Er sagt, die Masse der Fernsehzuschauer kommt mit leichter Jugendkriminalität in Berührung, kennt sie aus eigener Anschauung, Telefonzellen werden immer wieder zertrümmert, Straßenbahneinrichtungen.
Der Intendant wackelt mit dem Kopf und rührt den Kaffee um.
Der Film ist Massenprogramm, sagt Korsch.
Der Autor mit der *Volksstimme* sagt: du, paß auf, der Korsch ist ein guter Mann, sein Film ist Spitze, den müßt ihr unbedingt machen, den kenn ich.
Wissen Sie, Herr Korsch, das ist ja alles ganz schön und gut, aber Ihr Film, sagt der Intendant, ist, ehrlich gestanden, ein bißchen brutal.
Wenn er von der Wirklichkeit handeln soll, sagt Korsch. Er sagt: Brutalität bleibt nicht für sich, ist begründet, auf Notwendiges reduziert, dramaturgisch gerechtfertigt, kein Selbstzweck, die Folgen kommen ans Licht, die Ursachen.
Und die jugendlichen Fernsehzuschauer, sagt der Intendant. Und die amerikanischen Fernsehserien, sagt Korsch.
Schon, schon, sagt der Intendant, darüber bin ich auch überhaupt nicht glücklich.
Korsch sagt, die Sache wird reflektiert.
Er sagt, auf Kulturveranstaltungen hat er den Intendanten von Experimentierfreudigkeit in der Kunst reden hören, der Pflicht des Fernsehens dazu, dem volksbildnerischen Auftrag, dem Aufklärerischen des Mediums, vom notwendigen Aufgreifen brennender Probleme der Zeit, vom Zuschauer, den man nicht zu bevormunden

brauche, dem Mut, der aufzubringen sei, dem Zutrauen, der Demokratie, dem Diskutierenlassen, von den heißen Eisen, dem wirklichen Leben.

Der Chef der Unterhaltungsabteilung sagt, in Korschs Drehbuch ist doch eine aktuelle Sache authentisch in einer spannenden Story, sehr dicht, publikumswirksam, gut, filmisch mediengerecht abgewickelt fürs Hauptabendprogramm. Krimifans kriegen wir, sagt er, Jugendliche, die mit dem Sozial-Touch auch, obendrein die Kunstinteressierten, Eltern und Pädagogische.

Schönwald sagt wenig.

Ich werde mir die neue Fassung, sagt der Intendant, noch einmal durchlesen. Machen wir das so.

Als der Intendant geht, gehen die meisten.

Der Grazer sagt, lauter gerissene Hund. Er geht erst, sagt er, wenn er alles ausgetrunken hat, was da steht. Das kriegen wir schon hin, sagt der Chef der Unterhaltungsabteilung zu Korsch.

Wissen Sie was, sagt er, schreiben Sie doch ein Lustspiel. Niemand, sagt er, schreibt uns ein Lustspiel.

Hier, sagt der Grazer dazwischen, bist du immer ein Trottel.

Verstehen Sie, Herr Korsch, was ich meine, sagt der Chef der Unterhaltungsabteilung, machen Sie uns ein Exposé.



Korschs ehemalige Nachhilfeschülerin Gerda, die, mit siebzehn Jahren schwanger geworden, in Wiens Spitälern, wo in den wenigsten Fristenlösung praktiziert wird, weswegen sie auch über Monate hinaus ausgebucht sind, abgewiesen worden ist, mit dem Hinweis auch, sie sei schon im fünften Monat, wo sie im dritten war, hat den Eltern ihren Zustand verheimlicht, die ihr, sagt Korschs Vater am Telefon, das Kreuz sowieso abgehauen hätten. Die zehntausend Schilling für eine Privatabtreibung hat sie, mit dem Lehrling als Kindsvater, auch nicht gut aufreiben können, sagt Korschs Vater, weswegen sie, so gescheit sie sich auch vorgekommen sein mag und erwachsen, sagt er, als sie die Haxen aufgemacht hat für den Kerl, blödsinnig und kindisch angefangen hat, in sich selber mit Stricknadeln und anderen Sachen herumzustierln, bis sie zu bluten nicht mehr aufgehört hat, die Mutter mit ihr ins Spital hat hineinfahren müssen, wo man sie ausgekratzt hat, aber schlecht, worauf die Bluterei daheim wieder losgegangen sein soll, ohne daß sie aber etwas gesagt hätte, sie wird halt geglaubt haben, sagt Korschs Vater, das gehört sich jetzt so, und vorgestern früh, gerade als das fürchterliche Gewitter angegangen ist mit den Hagelschauern, tot war.

Ist das vielleicht die freie Jugend, sagt Korschs Vater, die die Sozis immer propagiert haben, diese Verbrecher.

Im Briefkasten sind zwei Briefe.

Korschs Schwiegervater schickt den Artikel aus dem Industriellenblatt, das er täglich liest, wo die Journalistin die Notwendigkeit auch für Schriftsteller, einen geregelten Beruf zu haben, herausstreicht, Autoren aufzählt, die dies beherzigen. Argumente,

die Korschs Schwiegervater für unwiderlegbar hält, hat er rot angestrichen.

Die Hausverwaltung schreibt, Mieten sind jeweils im vornherein, also am Monatsersten, einzubezahlen. Korsch wird gebeten, den offenen Betrag schnell zu überweisen. Auch rechtliche Schritte sind denkbar.

Korsch nimmt den städtischen Autobus.

Lichtenauer macht gerade das Interview, er verspricht sich, er schimpft, er ordnet eine Pause an. Er kommt in den Regieraum und wundert sich, daß Korsch, den er bestellt hat, dort sitzt.

Er geht mit ihm auf den Gang rauchen.

Er sagt, die Sekretärin hätte ihn anrufen sollen, abbestellen.

Er sagt, ob Autoren im Getto leben, hat er schon genug ausgeleuchtet. Sein Problem ist, die Herren von der Literaturgesellschaft, dem PEN-Klub, der Kulturpolitik so zusammenzuschneiden, daß, wo Material für eine halbstündige Sendung da ist, auch in den fünf Minuten ein Sinn herauskommt, wurscht welcher.

Er sagt, Hauptsache, alle Herrschaften, die ihren Fuß auch im Haus haben, sind berücksichtigt, sehen ihre Watschenpappen am Schirm, er selber bekommt keine drauf auf den Deckel wie neulich, wo er bei der Jugendzentrumssache Jugendliche befragt hat, wie es ihnen dort geht, und nicht auch die Rathausschapseln, wie es den Jugendlichen dort geht.

Ausgewogenheit ist, sagt er, daß, wenn Untere zu Wort kommen, auch Obere zu Wort kommen müssen, aber wo Obere zu Wort kommen, nicht unbedingt Untere zu Wort kommen müssen.

Lichtenauer sagt, zu dem, was ich selber denke, daß es richtig ist, denke ich mir oft schon die Berichtigung des zuständigen Politikers automatisch dazu. Ich denke schon ausgewogen, sagt er, zu einer Sache kann ich überhaupt nicht mehr eine Meinung sagen, oft nur noch Meinungen. Ich muß mich immer anstrengen, herauszufinden, welche die meine ist. Oft gelingt mir das nimmer. Aus dem Regieraum schreit einer nach Lichtenauer.

Korsch schaut in die Unterhaltungsabteilung.

Gerade kommt Hochwarter daher.

Aber Herr Korsch, sagt er und breitet die Arme aus, wie geht es immer, wo kommen Sie her, woran arbeiten Sie.

Wenn der ORF einmal Zeit hat, sagt Korsch, hätte ich gern gewußt, was mein Film macht, ich bin nämlich der Autor.

Hat Herr Schönwald nicht angerufen, sagt Hochwarter. Haben Sie überhaupt ein Telefon im Büro, sagt Korsch. Was wollen Sie damit sagen, sagt Hochwarter.

Der ORF glaubt, weil er einen gläsernen Lift hat, kann er den Autor am Schädel scheißen, sagt Korsch, ein halbes Jahr ist um, die Abteilung aber, die den Mund immer so voll nimmt, findet es nicht der Mühe wert, Bescheid zu sagen.

Ihr seid gut, sagt Hochwarter, ihr habt vielleicht eine Ahnung, wie sie ein Betrieb rennt. Ihr Autoren glaubt immer, sagt Hochwarter, ihr braucht nur die Manuskripte zu bringen, wir stehen schon parat mit der Kamera. Was Sie glauben, daß die Autoren glauben, das glauben Sie ja wohl selber nicht, sagt Korsch. Sie wollen sich nur abputzen. Was Sie auf sich sitzen haben, sagt Korsch, wollen Sie sich herunternehmen und den Autoren aufsetzen. Die will eh niemand. Die sind eh immer so fordernd. Mit denen kann man eh nicht arbeiten.

Arbeiten wir nicht mit welchen?, sagt Hochwarter.
Drei dürfen Filme machen, sagt Korsch, und die restlichen zwanzig sollen davon leben und fröhlich sein oder wie.
Was wollen Sie. Was halten Sie da für Reden, sagt Hochwarter.
Sie halten doch auch bei jeder Gelegenheit Reden, sagt Korsch, darüber, wie sie sich für uns aufopfern.
Was wollen Sie, sagt Hochwarter, soll ich mich auf den Kopf stellen.
Stellen Sie sich hin, wo Sie wollen, sagt Korsch, mich interessiert mein Film.
Der Chef hat entschieden, sagt Hochwarter.
Und Sie sind damit einverstanden, sagt Korsch.
Wer sagt das, sagt Hochwarter, im ORF muß man Geduld haben, alles braucht seine Zeit, es gibt Entscheidungsstrukturen, es muß ausgewählt werden, wir haben Kriterien, wir können nichts überstürzen, wir sind den Fernsehteilnehmern verantwortlich.
Den Schmach kenn ich, sagt Korsch.
Was heißt Schmach, sagt Hochwarter, über das Programm haben wir bestimmte Vorstellungen, wir haben Umfragen und Analysen.
Die haben wohl auch ergeben, sagt Korsch, daß die Fernsehteilnehmer nicht mehr zu halten sind vor Lust auf einen Film über die Babenberger.
Lassen Sie mich doch mit diesen blödsinnigen Babenbergern in Frieden, sagt Hochwarter, ein jeder kommt mir daher mit den Babenbergern. Wir wissen eh, daß der Film nicht optimal war, sagt Hochwarter, das kann passieren.
Warum passiert euch das nicht einmal mit mir, sagt Korsch.
Der Bildungsauftrag des Fernsehens, sagt Hochwarter.
Aha, sagt Korsch, nicht nur die Umfragen sind wichtig, auch der Bildungsauftrag. So eindimensional, sagt Hochwarter, wie Sie sich das vorstellen, sind wir nun auch wieder nicht.
Also nicht nur, was die Fernsehteilnehmer wollen, machen Sie, sagt Korsch, sondern Sie machen auch, was Sie wollen.
Na und, sagt Hochwarter.
Wieso kommt dann mein Film nicht wenigstens im Bildungsauftrag des ORF unter, sagt Korsch, wenn er schon nicht, wie Sie ständig behaupten, in den Zuschauerbedürfnissen untergebracht werden kann.
Wenn mich das Publikum schon nicht will, sagt Korsch, könnte mich doch der ORF ein bißchen mehr wollen, wo er sowieso andauernd was wollen muß, was das Publikum von sich aus gar nicht will, wo es vom ORF erst dazu gebraucht werden muß, es zu wollen. Wieso ist dem Bildungsauftrag des ORF eher Rechnung getragen durch das Herzeigen der Heiratsprobleme der Babenberger aus dem zwölften Jahrhundert, um 30 Million Schilling, sagt Korsch, als das Herzeigen der Freizeitprobleme der Vorstadtjugend aus dem zwanzigsten Jahrhundert um eine Millionen Schilling.
Ich hab ja auch das Gutachten von einem Psychiater, sagt Korsch, daß der Film wichtig ist.
Gutachten, sagt Hochwarter, kriegt jeder.
Der ORF kauft sich ja auch immer welche, sagt Korsch, ich weiß, eine Art Gesundenuntersuchung, mit dem Resultat, sagt Korsch, der Intendant, der dem Institut den Auftrag gegeben hat zu untersuchen, wie gut das Fernsehen unter seiner Herrschaft ist, ist am besten für die Herrschaft im Fernsehen.

Schauen Sie, Herr Korsch, sagt Hochwarter, ich möchte mit Ihnen nicht streiten.
Ich möchte auch nur wissen, sagt Korsch, wird mein Film jetzt gemacht oder nicht.
Nicht, sagt Hochwarter.
Endgültig, sagt Korsch.
Vorläufig endgültig, sagt Hochwarter.
Korsch geht zu Fuß den Küniglberg hinunter. Zwei Schnitten heißen Kümmelbraten kauft er sich in die Semmel.
Zur Stadtbahn will er, geht aber neben der Post vis-à-vis vom Parkhotel nach der Kirche beim Tor hinein in den Schönbrunner Park.
Ältere Leute schmeißen dort den Vögeln, die im Gras herumpicken, Körner auf den Buckel.

Peter Salomon
Kl. Fernsehspiel

In welcher gutbürgerlichen Familie gibt es schon
:KEINEN FERNSEHER?
Seine Eltern hatten es gut gemeint.
Er bekam Nachhilfestunden über Nachhilfestunden
(während seine Kameraden in die Röhre schauten),
und abends saß die Familie um den runden Tisch
und besprach, was in den Zeitungen stand, und
was ihnen sonst noch so einfiel.
Zwar, als er das Abitur geschafft hatte, wurde
einer gekauft, aber sein Vater schickte ihn
„auswärts“ studieren, und so groß war sein Wechsel
nicht, als daß er sich selbst
einen leisten konnte.

Jetzt – knapp 30 Jahre alt – ist er fertig. Mit
einem Spitzenjob als Auslandskorrespondent! Und
schon fast die ganze Welt bereist! Was hat er
nicht alles gesehen! Aber
:Wo er auch hinkommt, fühlt er sich fremd.
„Niemand mag mich leiden!“
Nämlich: Immer
wenn es spannend wird, quatscht er
dazwischen –

Volker W. Degener
Das andere Leben

„Ronni heiratet!“

Alle, die es hörten, machten erst entsetzte Gesichter. Dann breitete sich ein Grinsen auf den Gesichtern aus.

„Was! Wen denn?“

„Eine Frau.“

„Ja, ja, aber –“

Ronni, der Säufer, war allen bekannt. Ronni, der Penner, gehörte als fester Bestandteil zum Stadtviertel. Ronni war gut zwanzig und gar nicht mehr gut erhalten. Kopf und Bauch waren aufgedunsen, Haare und Bart sprossen in alle Himmelsrichtungen. „Wer will denn ausgerechnet den Ronni zum Standesamt schleppen?“

Wir kannten sie nicht, die Gute. Gut oder geisteskrank mußte sie sein, die sich auf ihn einlassen wollte. Das war die einhellige Meinung. Schließlich gehörte er schon lange nicht mehr als Kommilitone zu uns, höchstens als Ansprechpartner, dem man im Vorübergehen einen Satz zuwirft.

Dann traf ich Ronni an dem Springbrunnen, vor dem er immer auf ein Stückchen Sonne wartete. Er hockte da, halb liegend, auf einer der Holzbänke im Betonviereck. Die Sonne gab sich redliche Mühe, ihn über die Hochhäuser hinweg zu erreichen. Wie immer hatte er seine schmutzige Judojacke an. Diesmal fehlte nur die Bierflasche in greifbarer Nähe. Sonst hatte sich nichts an ihm geändert.

„Nimmst du Abschied?“ fragte ich.

„Vielleicht“, sagte er. „Man nimmt immer irgendwo Abschied.“

„Ganz ohne Bier?“

„Es geht auch ohne.“

Vier Semester Jura hatte Ronni hinter sich gebracht. Seine Abiturnoten waren die besten seines Jahrgangs in unserer Stadt. Das lag scheinbar unendliche Jahre zurück. Jetzt konnten wir uns sein Leben in einer Wohnung nicht mehr vorstellen. Umrahmt von Flaschen und leeren Fischkonservenbüchsen sahen wir ihn. Tomatensauce. Zigarettenkippen in Öl und Senf. Weinflaschen als Wurfgeschosse, und überall strenger Geruch, Gestank. Bei jedem von uns hatte er schon mal übernachtet, anfangs, als wir noch Zuversicht besaßen und er noch richtig zu uns gehörte.

„Reinster Wahnsinn!“

Als ich endlich herausgefunden hatte, wer Ronni heiraten wollte, nahm meine Überraschung noch zu. Christel war etwas älter als Ronni, aber hübsch und kühl. Ihre kurzen hellblonden Haare erinnerten mich an ein Mädchen, das ich mal sehr gemocht hatte. „Er sprach mich eines Tages an, weil er Zahnschmerzen hatte“, erklärte sie. „Er stand vor der Haustür und jammerte.“

„Na und?“

„Für ihn sah ich wie eine Krankenschwester aus. Und dabei bin ich nur technische Zeichnerin.“

„Ja, aber –“

„Ich hatte mir überlegt, warum er so geworden ist. Das lag an der Uni, die ich vorher nicht kannte.“

„Und das ist alles?“

„Ich weiß. Aber ich habe begriffen, daß das meine Aufgabe ist. Also –“

Das war wirklich alles, und mehr brauchte sie auch nicht zu sagen. Mir war, als kannte ich sie seit langem. Sie warf uns keinerlei vorwurfsvolle Blicke zu, was uns am meisten traf.

Ludwig Fels
Zeitungsschreiber

beileibe nicht allen gewidmet

Er watet in Blut, sieht es
am nächsten Tag im Blatt
das Wrack wirkt noch immer und
die Decken, die Bahnen, das alles
zeigt, daß sich die Lebenden um
Tote kümmern.

Er schreibt über Kriege
ohne dort

oder drin gewesen zu sein
kämpft im Büro und wird
wie üblich Sieger. Sein Platz
ist ihm sicher.

Er stelzt sich zur Kunst
dichtet kritisch über Kultur.

Eines Tages

kriegt auch er

seinen schwarzen Rand.

Jürgen Maruhn
Der Spitzel

Ein Herr, der über das Wohlergehen seiner Mitmenschen wachte und dabei ein auskömmliches Leben führte, begann eines Tages damit, sich selbst zu bespitzeln. Bereits am nächsten Tag, es war an einem regenreichen Dienstag im November, ertappte er sich bei einer verfassungswidrigen Handlung. Am Ende der Woche zählte er zu seinem Entsetzen nicht weniger als sechs Fälle, in denen er eindeutig gegen das Gesetz verstoßen hatte. Bald wird sich dieser Mann seinen Richtern stellen und seiner wohlverdienten Strafe zugeführt werden. Doch nun will ich eine andere Geschichte erzählen.

Vera Botterbusch Geburtstagsständchen zu Arno Schmidts 65.

Meine Damen und Herren,

seit nahezu zehn Jahren schon hält Arno Schmidt gigantisches Œuvre „Zettels Traum“, auch „Kritikers Trauma“ genannt, die Welt der Interpreten in Atem. Noch keinem ist es gelungen, selbst nach 100 Leseunden, diesem Siebzehnpfünder mit seinen 1334 Zetteln so richtig auf den Leib zu rücken.

Überall bilden sich kleine Grüppchen, sogenannte „Arno-Schmidt-Dechiffrier-Syndikate“ und rätseln eifrig an dem Wälzer mit seinen 10 Millionen Buchstaben herum. Die einen sprechen von einem einzigartigen „Geniestreich“, die anderen von phantastischer „Scharlatanerie“. Sie irren durch ein Labyrinth von Erinnerungen und Assoziationen, Gegenwärtigem und Traumgespinnsten, schleusen sich durch den Wust an obszönen Witzen und Kalauern, entwirren die Sprach- und Wortkeime der Etymen aus den gehäufelten Satzschachteln, decken die Doppelzüngigkeit der BI-SYMBOL nach allen Seiten hin ab. Ja manche übereifrigen Interpretanden gehen gar vor Ort und suchen im Rahmen einer Exkursion zum „Schauerfeld“, den wahren Begebenheiten des Buches auf die Spur zu kommen.

„Zweierlei muß der echte Dichter verstehen: brav = lügen können; & Exzerpte machen. (Und aus Beidem dann = eben ein Neues = Ganzes gestalten)“ umschreibt Arno Schmidt seine „Wahrheitsscheu“. Denn was sich am 11. Juli 1968 24 Stunden lang in der Lüneburger Heide anlässlich des Besuches von Paul und Wilma Jacobi, nebst ihrer pubertierenden Tochter Franziska, bei dem Schriftsteller und Jugendfreund Daniel Pagenstecher, um Ratschläge für die Neuherausgabe der Werke Edgar Allan Poes einzuholen, wirklich ereignete, hat der Autor so geschickt verpackt – in der Mitte Handlung, links Zitate zu Poe, rechts allgemeine Exkurse –, daß der nicht so versierte Leser vieles finden kann (zum Beispiel auch ein Rezept für ein Parfum), nur nicht den Kern der Sache.

Zehn Jahre also liegt nun Zettels Traum vor, zehn Jahre hat der Autor selbst seine Vorarbeiten dazu getroffen, Zeit, das Geheimnis zu lüften. „Der Mensch ist nur ein Esel, wenn er sich einfallen läßt, diesen Traum auszulegen“, steht als Motto über dem Buch, ich zähl mich gern zu jenen Eseln, ist mir doch gelungen, auf kürzestem Wege der Sache auf den Grund zu kommen.

Meine Methode, die ich Ihnen heute hier demonstrieren möchte, will ich einmal mit dem Schmidtschen Begriff der „Unter-Lesbarkeit“ bezeichnen. Denn nichts ist willkürlich, alles zielt auf die zentrale Aussage, und – hier meine These – sie ist auf jedem Zettel vertreten.

Erster Schritt:

Nehmen wir uns einmal Zettel 158 vor. Wir bleiben auf der Achse und lesen konzentriert im Hinblick auf die Bedeutung:

„aber hier ist das pfunda-mentale, leichtgewölbte Stücken ‚nature‘ selbst dem säumigen Entzifferer mühelos erkennbar“. Und nun merken wir auf: „Das ganze ein Voyieren, zum Mittelpunkt der Erde.“ Welch ein Satz! Und da kommt es noch deutlicher: „Du bist der congeniale Übersetzer Deiner eigenen Projektionen“ und nicht

Vera Botterbusch: Geburtstagsständchen zu Arno Schmidts 65.

weit davon noch etwas verklausuliert: „benamst sich ehm auch nicht umsonst“. Wir merken wieder auf und eilen über die Zeilen, und da ist er wirklich, der erhoffte Satz: „Zählt nur immer alles auf.“

Zweiter Schritt:

Wir stoßen auf das Wesentliche. Denn was ist ein Voyieren im Verhältnis zum Ganzen, und congenial zu „Du bist“ ist ganz einfach ist. Die Sache wird immer spannender. Und wie verhält es sich nun mit diesem eigenartigen „benamst sich ehm auch nicht umsonst“ – wie anders, wenn nicht *umsonst*. Nach diesem schwierigen Schritt ist es natürlich ein leichtes, auf die Summe der Zählung nämlich *alles* zu kommen. Sie sehen, wie nähern uns zusehends der Lösung, denn ein

Dritter Schritt

muß das, was wir unter-lesen, aussortiert haben, zu dem neuen Sinn Ganzen zusammenfügen, das mit *das Ganze* schon richtungweisend angeführt wird. Doch wie paart sich dazu unser „ist“, „umsonst“, „alles“? Gehen wir wieder schrittweise vor:

a) Das Ganze ist umsonst.

b) wir eliminieren „umsonst“ und setzen dafür „alles“ ein: Das Ganze ist alles. Aus a) Das Ganze ist umsonst und b) Das Ganze ist alles folgt ergo c) Alles ist umsonst.

Das ist Zettels Traum, alles umsonst, einfach ALLES.

Sie staunen meine Damen und Herren, Sie werden sagen, das kann wohl für den Zettel 158 zutreffen, aber... Also bitte, verifizieren wir.

Ich blättere: Zettel 427: ALLES

Zettel 546: Alles

Zettel 558: Alles

Zettel 661: Alles

Zettel 748: Alles

Ich denke, das genügt. Ich möchte Ihnen ihre eigene Entdeckerfreude nicht nehmen, unter-lesen Sie Zettels Traum, meine Damen und Herren, ALLES, denn – wie hat Arno Schmidt gesagt – „das Erforschliche fleißig erforschen, das Unerforschliche ruhig veralbern“. Ich danke Ihnen.

Ursula Eisenberg
Ich habe vier Zahnbürsten

Eine
in meiner früheren Wohngemeinschaft
im Bad,
im Glas mit sechs anderen Zahnbürsten,
zwischen Dingen,
die mir schon lange vertraut sind,
und anderen,
mit denen ich nichts zu tun habe.

Die Zahnbürste
eines Wohngemeinschaftsmitglieds.

Eine in meiner Zweizimmerwohnung
zwischen Dingen,
für die *ich* verantwortlich bin:
meinem Handtuch, *meiner* Seife,
meinem Dreck in der Wanne.

Die Zahnbürste
einer selbständigen Frau.

Eine
in Gerhards Wohnung
in der Küche,
zwischen Dingen,
bei deren Anschaffung ich ab und zu
Anhörungsrecht habe.

Die Zahnbürste
einer festen Freundin.

Eine
in unserem gemeinsamen Häuschen
in Lomitz,
in einem Bad,
das wir aus einem Stall
umgebaut haben,
zwischen Dingen,
die wir gemeinsam
anschaffen und benutzen.

Die Zahnbürste
einer Ehefrau.

Ich kenne Leute, die haben noch viel mehr Zahnbürsten.

Paul Kersten
Fossilien leben länger

Der Roman „Fossilien leben länger“, aus dem hier einige Auszüge vorabgedruckt werden, hat zum Thema die Lebenskrise eines Journalisten, der auf die Frustrationen und Entfremdungsmechanismen seiner Anpasser- und Mitläuferexistenz mit neurotischen Symptomen und schließlich mit dem Entschluß zum Freitod reagiert.

Warum soll ich, hatte Rolf Kaus sich gefragt, Christine die Umstände machen, daß sie außer meiner Leiche (mal angenommen, sie wird in den Klippen überhaupt gefunden) auch noch das Auto per Schiff nach Hamburg zurückschaffen muß? Und wenn Aksel fragt, wieso ich den Wagen nicht mitbringe, wird mir schon was einfallen.

Auf der Höhe von Bornholm (die tiefstehende Abendsonne über der Insel hatte ihn ängstlich gemacht) setzte er sich in die Cafeteria des Oberdeckrestaurants, trank drei Aquavit, zog die Ansichtskarte hervor, die er sich morgens bei der Abfahrt in Travemünde gekauft hatte (sie zeigte eine Luftbildaufnahme des Fährschiffes) und schrieb: „Lieber Thomas, morgen früh bin ich auf Gotland. Christine weiß Bescheid. Was sie nicht weiß, ist, daß ich nicht mehr zurückkomme. Ich grüße dich. Rolf.“

Er warf die Karte in den Briefkasten neben dem Informationsschalter.

Das Schiff, rechnete er sich aus, braucht noch ungefähr zwölf Stunden bis Visby. Zehn Stunden Aufenthalt, eine Nacht und einen Tag Rückfahrt nach Travemünde, das sind sechsunddreißig Stunden, solange ist die Post unterwegs. Die Karte kann frühestens in drei Tagen in Hamburg sein. Thomas wird sie erst abends finden, wenn er aus der Redaktion nach Hause kommt. Heute ist Montag. Angenommen, Thomas ruft Christine am Donnerstagabend an, dann bleiben mir, von morgen früh an gerechnet, knapp drei Tage. Donnerstag muß alles erledigt sein.

Er ging in die Bar zurück und bestellte einen Whisky. Die eingeübte Lässigkeit, mit der die Finger des Barkeepers zwei Eiswürfel aus dem Kübel fischten und ins Glas klirren ließen, verwirrte ihn. Bei der Vorstellung, daß die Eiswürfel in der warmen Hand des Mannes zu schmelzen begonnen hatten, schüttelte er sich vor Ekel. Er schob das Glas zurück und zahlte.

Das Meer war ruhig. Im Kielwasser des Schiffes hatte die untergegangene Sonne ein mattes Leuchten hinterlassen, das sich im farblosen Nachtdunst über dem Horizont verlor.

Rolf fröstelte. Mit dem Rücken zur Fahrtrichtung stellte er sich im Windschatten der Schornsteinaufbauten an die Reling.

Das Achterdeck war menschenleer. Weil Rolf fühlte, wie die Angst wieder in ihm hochstieg, fing er an, die Liegestühle zu zählen. Ihre bunten Leinenbespannungen wölbten sich im Fahrtwind.

Dann fiel ihm ein, daß der Duty-Free-Shop inzwischen geöffnet haben mußte. Er ging hinunter ins Zwischendeck und kaufte sich eine Flasche Aquavit.

Eine Stunde später, als er betrunken in der Kabine auf den Schlaf wartete, kam die Angst noch einmal. Im Kabinenfenster schwammen Lichtwellen über den Nachthimmel. Es beengte ihn, daß er die fest in der Schiffswand verankerte Scheibe nicht aufstoßen konnte. Er kramte im Dunkeln die Schlaftabletten aus dem Koffer, schluckte zwei und spülte mit Aquavit nach.

Als er, auf dem Bett liegend, das Gesicht zur Wand drehte, schlugen ihm auch von dort die Wellen entgegen.

„Beim Sprung aus beträchtlicher Höhe (Hochbrücke) wirkt sich das Wasser als eine unnachgiebige Fläche aus. Der Aufschlag des Körpers führt zu schwersten Verletzungen im Sinne der stumpfen Gewalteinwirkung mit Platzwunden, Organzerreißungen, Rippenserienfrakturen, ja Röhrenknochenbrüchen und Gelenksluxationen. Naturgemäß sind diese Verletzungen um so schwerer, je flacher der Körper auf die Wasseroberfläche auftrifft. Der Tod kann durch innere Verblutung eintreten, noch ehe es zum Ertrinken kommt.“ (Handwörterbuch der Rechtsmedizin. Bd. I. Die Tat und ihr Nachweis. Kapitel: Gesundheitsschäden und Tod durch gewaltsame äußere Einwirkung. Stichwort: Suizid, Selbsttötung).

Mal angenommen, überlegte sich Rolf, ich schlage nach dem Sprung vom Felsrand nicht mit dem Kopf oder Rückgrat auf, knalle also nicht auf einen dieser spitzen Klippenreste, sondern lande im Wasser. Wird der Aufprall ausreichen, mich besinnungslos zu machen? Immerhin: siebenundvierzig Meter, ganz schöne Höhe das. Mal angenommen, ich lande mit einem richtigen Bauchklatsher auf den Wellen. Krieg ich dann trotz Betäubung und obwohl ich schon Wasser schlucke (aber eben immer noch nicht tot), krieg ich dann noch mit halbem Bewußtsein mit, wie mir die Wasserströmung die Därme aus dem aufgeplatzten Bauch reißt? Da kann ich eben nur hoffen, daß mir beim Aufprall auch die Lungen platzen. Denn ohne Luftholen funktioniert da auch nichts mehr im Gehirn. Und sollte wirklich etwas schiefgehen (z. B. könnte mich ja eine Brandungswelle, die sich meinem Körper, der herabgesaut kommt, zufällig entgegenbäumt, unerwartet sanft auffangen und es verhindern, daß Lungen, Bauch oder Wirbelsäule zerfetzt werden) – dann muß die Wirkung von Schnaps plus Pillen einfach ausreichen, mir das Ertrinken, den langsamen Erstickungstod also, halbwegs erträglich zu machen.

Irgendwo, fiel ihm ein, hatte er mal gelesen, daß bei Stürzen aus „größerer Höhe“ beim „Unfallopfer“ schon während des Sturzes durch die rasende Fallgeschwindigkeit und die Heftigkeit des Luftwiderstandes ein „ohnmachts- bzw. besinnungslosigkeitsähnlicher Bewußtseinszustand“ eintritt. Warum sollte, was für ein „Unfallopfer“ beim Bergsteigen gilt, nicht auch ihm vergönnt sein, der freiwillig sprang und noch dazu Richtung und Verlauf des Sturzes einigermaßen dirigieren konnte? Oder war das, sobald seine Füße sich vom Klippenrand abgestoßen hatten, nicht mehr möglich? Weil der Wind, der da oben immer wehte, ihn gleich packen würde, ihm die Gelenke schon brach, bevor er unten auf Wasser oder Felsen überhaupt aufschlagen konnte?

Würden es Wirbelbewegungen sein, die sein Körper beim Sturz vollführte? Würden seine Beine beim Hinabsausen in linkischem Spreizwinkel gestreckt bleiben? Oder würden sie bei jeder Drehung des fallenden Körpers vom Widerstand der hochbrandenden Luft weggeknickt werden wie Puppengelenke oder vermorschte Äste? Er sah sich als ausgestopfte Menschenpuppe in den Abgrund fallen, so wie er es in Filmen gesehen hatte, in denen der Bösewicht, vom Helden am Felsabsturz, am Rand eines Wasserfalls gestellt und mit einem Faustschlag verabschiedet, schreiend und mit ausgestreckten Armen in die Tiefe stürzte. So ähnlich sah er sich hinabsegeln, wie eine steife Schaufensterpuppe, zu keiner Bewegung fähig außer zu der komischen Verrenkung, zu der der Windanprall Arm- und Beingelenke gewaltsam zurechtbog.

Die Schlaftabletten begannen zu wirken. Das Dröhnen der Schiffsmotoren rückte fort und kam noch einmal mit einem hallig klingenden Echo wieder.

An dem Tag, an dem er zum erstenmal zum Arzt ging, hatte Rolf seinen Kopf im Schlafzimmer gegen die Kleiderschrankwand geschlagen. In einem Augenblick, als er sich unbeobachtet glaubte. Doch das Kind, auf dem Flur zwischen seinen Bauklötzen sitzend, hatte es gesehen, war zusammengezuckt, als seine Stirn gegen das Holz krachte. Die staunend aufgerissenen Augen des Kindes, sekundenlang ein Ausdruck neugierig-blöder Verblüffung. Rolf schämte sich.

Auf dem Untersuchungsbett liegend (der Arzt war für ein paar Minuten hinausgegangen) fühlte Rolf die Bereitschaft seines Körpers, sich auszuliefern, spürte, wie ihn eine verlockende Müdigkeit überkam, sich einfach aufzugeben, sich dem Arzt und den Apparaturen, die im Raum überall herumstanden, auszuliefern.

Über ihm hing das gitterähnliche Gerüst einer Bestrahlungslampe. Je länger er hinaufstarrte und in den verzerrten Lichtreflexen auf dem Metallgestänge die Bewegungen seines Kopfes und seiner Hände verfolgte, desto zwanghafter wurde der Eindruck, die Lampe mit ihrem Zentnergewicht senke sich langsam, aber mit unaufhaltsamer Zielstrebigkeit auf ihn hinunter.

Merkwürdig, dachte er, auch wenn das Ding immer tiefer heruntersacken, sich mir auf die Nasenspitze und den hochgewölbten Bauch setzen würde, – ich würde liegenbleiben, das Zerquetschen meines Körpers und den damit verbundenen Erstickungstod geduldig abwarten.

Das wäre so eine Art Tod, ähnlich dem, wie ihn Kranke fast täglich sterben, die, an den Operationstisch gefesselt, die Betäubungsspritze oder das Narkosegas verabreicht bekommen. Die nehmen dann auch, wenn das Gift zu wirken beginnt, als letzten Sinneseindruck das kreisrunde Licht der Operationslampen mit, die über ihnen schweben. Kann sein, daß die Lampen dann in hellen Kreisen zu einer gleißenden Sonne zusammenschwimmen. Kann aber auch sein, daß sie herunterstürzen in die Augen der Kranken und dort hinter geschlossenen Lidern noch ein paar Sekunden lang als verrückt gewordene Blitze weiterrotieren, solange, bis das narkotisierte Blut sie auslöscht und in die todesnahe Nacht des Körpers fortschwemmt.

„Wir wollen“, sagte der Arzt, „auf alle Fälle sichergehen, daß da nicht noch irgendwas Pathologisches vorliegt. Diese Schwindelanfälle und Kopfschmerzen, von denen Sie erzählen, gefallen mir gar nicht, Hirndruck vielleicht? Also erstens: zum Augenarzt, zweitens: Schädelröntgen, drittens: EEG. Einverstanden?“

Rolf hatte nur genickt und wieder die Bereitschaft gefühlt, alles mit sich geschehen zu lassen.

Die zersägen mir den Kopf, dachte er. Das Dröhnen des kanonenähnlich auf Stirn und Hinterkopf gerichteten Röntgenapparats klang wie das an- und abschwellende Heulen einer Motorsäge. Zur Seite blinzeln konnte er auf dem Monitor das Skelett seiner Halswirbelsäule sehen.

Vor den Aufnahmen hatte die Röntgenassistentin ihn gefragt, ob er irgendwelche Zahnprothesen habe. Die müsse er nämlich ablegen. Da hatte er, als er den Kopf schüttelte, Mühe gehabt, ein Lachen zu unterdrücken. Auch, als ihn aus dem Halbdunkel des Untersuchungszimmers die Kommandorufe erreichten („Und jetzt mal

den Mund halb öffnen und jetzt wieder schließen bitte“), kämpfte er gegen einen Lachanfall.

Eine halbe Stunde später startete er auf dem Röntgennegativ seinem eigenen Totenschädel in die Augen. Die Momentaufnahme des eigenen blutdurchpulsten Kopfes in den Händen zu halten, erregte ihn so, daß er ein leichtes Zittern in der Nierengegend verspürte.

Er sah die Adern als leuchtende Rinnsale in den Augenlöchern zu einem phosphoreszierenden Strahlengeflecht zusammenfließen. Die Schädelplatte, schillernd in grünlicher Transparenz, erschien ihm wie eine vom Wind unbewegte weiße Wasserfläche, ein Brunnenloch, in dem sich kreisrund die verblassende Helligkeit des Abendhimmels spiegelte.

In der Profilaufnahme rannen die Konturen der Schädelpartie vor dem schwarzen Hintergrund wie bei einer Doppelbelichtung in zweifacher Leuchtspur auseinander. Diese Unschärfe, stellte er sich vor, könnte entstanden sein, weil sich im Moment der Aufnahme bei einem unfreiwilligen Atemzug meine Schädeldecke millimeterweise ausdehnte.

Als er das Röntgenbild noch einmal dicht vor die Lampe hielt und genauer hinsah, erschrak er. Aus den Augenhöhlen schauten ihn, in ihrer mattglänzenden Helligkeit kaum wahrnehmbar, zwei knopfgroße Flecke an: die Pupillen. Obwohl er, wie er sich erinnerte, aus irgendeinem Schutzreflex heraus die Augen während der Aufnahme geschlossen hatte, starrten ihn die Pupillen jetzt ängstlich an, wie aus weit aufgerissenen Lidern.

Und auch den aufeinandergebissenen Zähnen mit den schräg und keilartig nach oben und unten stoßenden Wurzeln war nichts von dem Lächeln anzusehen, zu dem ihn die Untersuchungsprozedur mehrmals verlockt hatte.

Erst als er das Bild wieder in den braunen Schutzumschlag zurückstecken wollte, begriff er, daß die drei gezackten Flecken im Mund, deren leere Helligkeit ihm beim ersten Anschauen sofort in die Augen gesprungen war, den Sitz seiner künstlichen, goldgefüllten Zähne verrieten.

Die Flutwelle, die sich langsam auf ihn zuwälzte, schätzte er auf eine Höhe von mindestens einhundert Meter. In der langgestreckten buckligen Erhebung, die da über dem Horizont der baumlosen Ebene auftauchte und sich auf ihn zuschob, hatte er zunächst keine Welle vermutet. Er sah eine unaufhaltsam heranrückende transparent-grüne Kuppel, ähnlich dem lichtdurchlässigen, vom Fleisch gerissenen hornigen Rückenpanzer einer Riesenschildkröte.

Der Gedanke zu fliehen kam ihm nicht, auch nicht, als die Kuppel in den Himmel wuchs und sich zu einer Brandungswoge auftürmte, die jeden Augenblick über ihm zusammenzuschlagen drohte.

Er dachte: Wenn die Welle sich bricht, zertrümmert sie mich.

Dann fühlte er, wie ihm die Unterspülung die Füße wegriß, wie er emporgetragen wurde, nicht gewaltsam, eher sanft hineingezogen in den Sog ansteigenden Wassers. Die Schwimmbewegungen, mit denen seine Arme und Beine automatisch reagierten, kosteten ihn keine Anstrengung. Das Wasser trug ihn. Er fühlte, wie sich sein Körper bereitwillig dem Heben und Senken jeder Welle überließ, wie er fortgetrieben wurde auf der Oberfläche eines weitgedehnten Meeres, zu dem sich die zusammensinkende Flutwelle über der Ebene verströmt hatte.

So weit er blicken konnte, sah er nur die Spiegelglätte des Meeres unter weißem, wolkenlosem Himmel, und er wußte, auch hinter dem Horizont war kein Land mehr zu erwarten, kein Strand, kein Felsen, kein Baum. Er wunderte sich, daß der Blick dieser Grenzenlosigkeit keine Panik in ihm auslöste.

Auch als die erste kleine Welle ihm in den Mund schwappte und er das Wasser schlucken konnte wie die Luft, die er eben noch geatmet hatte, verspürte er keine Angst. Der Erstickungstod blieb aus.

Das Wasser, das über seinem Kopf zusammenschlug, war durchsichtig. Den Druck auf den Augäpfeln empfand er als warme, schmerzlose Berührung.

Doch je tiefer er tauchte, desto trüber wurde die Sicht. Und an den Lidrändern begann eine plötzliche Kälte zu zerren. Selbst das Ein- und Ausatmen des Wassers durch die Lungen fiel ihm schwer.

Wieder auftauchen, dachte er. Doch Arme und Beine, mit denen er sich nach oben in die Helligkeit zurückrudern wollte, gehorchten ihm nicht mehr. Von der Tiefe ging ein Sog aus, der seine Glieder mit Trägheit lähmte und nach unten zerrte.

Obwohl er noch immer das Wasser atmen konnte, dachte er: Ich ertrinke. Mit steif von sich gestreckten Armen und Beinen sackte er wie ein Stein hinab.

Der erste Fisch, den er sah, lag, den hellen Bauch nach oben gekehrt, auf der Seite. Ein großes, glasig getrübbtes Auge.

Er hat Angst, dachte Rolf. Die Kiemen öffneten und schlossen sich in krampfartigen Zuckungen. Er erstickt, dachte Rolf.

Als er dicht an dem Fisch vorüberglitt, wollte er die Hand nach ihm ausstrecken. Doch der Sog riß ihn fort in einen Schwarm von anderen Fischen, alle befallen von derselben Krankheit, mit japsenden Kiemen auf der Seite treibend, weiße Bäuche im schmutzigen Dämmerlicht.

Felsen tauchten plötzlich auf, graue gezackte Türme, tote Korallenbänke, farblos, von muddigem abgestorbenem Algenschleim überwuchert.

Seine Füße stießen in kalten Schlamm, versanken darin bis zu den Knöcheln. Das also, dachte er, ist der Meeresgrund und geriet ins Grübeln über die Krankheit und die Schmerzen der Fische.

Als es unter seinen Fußsohlen zuckte, war er mit den Beinen schon so tief in den zähen Morast eingesunken, daß er keinen Schritt mehr machen konnte. Zwar schaffte er es, die zentnerschweren Arme nach oben zu recken, aber seine Kraft reichte nicht mehr aus, sich mit rudern den Schwimmbewegungen aus dem Schlamm zu ziehen.

Er sackte tiefer, fühlte, wie seine Füße im Schlick von kriechenden Leibern umschlungen wurden, wie die Umklammerung langsam bis zu den Knien hinaufwuchs. Schlangen, dachte er, Kraken, Aale, irgendwelches Gewürm.

Der Schlamm reichte ihm jetzt bis zu den Hüften. Die Hände, die er nicht mehr länger nach oben stemmen konnte, sackten kraftlos herunter und wuchsen neben seinem versinkenden Rumpf in den Meeresgrund.

Als er fühlte, wie ihm ein kalter geschmeidiger Leib zwischen den Beinen hindurchglitt und den Rücken hinaufkroch, wie sich ihm kleinere, vermutlich wurmähnliche Tiere in die Handflächen legten und um die Finger ringelten, packte ihn zum ersten Mal, seit er getaucht war, die Angst.

Bis zum Hals im Schlamm vergraben, spürte er, wie ihm mehrere Arme gleichzeitig die Brust umklammerten und ihm die Luft abschnürten.

Im selben Moment, als er den Mund, weil der Schlamm sein Kinn erreicht hatte, zu einem Entsetzensschrei aufriß, schoß, zentimeterdicht vor seinem Gesicht, ein Kopf aus dem Grund. Die Augen lidlos, die Pupillen ein Strich. Ein Schlangenberg. Auseinanderklaffende Kiefer. Der Biß, dachte Rolf, die Zähne, der giftige Biß. Und er schrie.

Er schrie noch, als der Schlangenkopf über ihm lachte und ihm die weißblonden Haarsträhnen ins Gesicht fallen ließ.

„Hejo, alter Saufrack, wach auf!“

Er fuhr hoch. Ein Lichtblitz und stechende Kopfschmerzen warfen ihn sofort wieder aufs Bett zurück.

Karen mußte den Vorhang vom Hüttenfenster fortgezogen haben. Das gleißend gelbe Licht, gegen das er seine Augen instinktiv mit der Hand schützte, strahlte von ihrem Haar zurück. Sie kniete neben ihm auf dem Bett, starrte ihn mit ausdauernder Neugier an.

Langsam gewöhnte er sich an das Licht.

„Was ist los? Wie spät ist es?“ Er richtete sich halb auf, stieß dabei mit dem Ellenbogen gegen ihre Knie. Sofort sprang sie auf und schleuderte ihr Haar in den Nacken. Er sah nackte braungebrannte Arme, enge Jeans, ein hautenges weißes T-Shirt und dachte: Sie hat Brüste bekommen.

„Wir warten mit dem Essen. Es ist sechs Uhr. Du hast fast acht Stunden gepennt. Und gekotzt hast du auch.“

Naserümpfend zeigte sie mit ausgestrecktem Bein auf die umgekippte Flasche neben Rolfs Bett, über der er sich ausgewürgt hatte.

„Ich wisch es gleich auf“, sagte er und fragte: „Wo ist Aksel?“

Bis auf die Daumen ließ Karen die Hände in den Hosentaschen auf ihren Schenkeln verschwinden.

„Der schmort die Hammelkeule. Seit Stunden schon. Und sauer wird er auch, wenn du nicht gleich kommst.“

„Schon gut.“

Rolf setzte sich auf die Bettkante. Erst jetzt sah er, daß sie mit nackten Füßen neben seiner Kotzlache stand.

„Ich komme ja schon. Nur noch mal kurz den Kopf unter die Dusche halten.“

Er stand auf, wollte mit einem großen Schritt über den Brei auf dem Fußboden steigen, taumelte dabei (Aksels Schnaps hat es in sich, dachte er) und konnte sich noch, bevor er der Länge nach hinschlief, im letzten Moment an der Tischkante festhalten. Karen lachte. Das kindlich-alberne Kichern erkannte er sofort wieder. Und doch klang es anders als vor zwei Jahren. Gurrende, gurgelnde Kehllaute stieß Karen aus, verschluckte Atemzüge, die wieder hochkamen als blubbernde Gluckser. So ungefähr muß es sich anhören, dachte Rolf, wenn Luftblasen unter Wasser explodieren.

Sein Alptraum fiel ihm wieder ein, und er erschrak vor Scham, als er sich fragte, wie lange Karen schon neben ihm auf dem Bett gehockt hatte, während er schlief. Das Zucken und Kitzeln unter den Fußsohlen, das Gewürm an den Händen, die Schlangen, die ihm zwischen den Beinen den Rücken hochgekrochen waren, sich um seine Brust gelegt hatten.

Er wagte es nicht, Karen zu fragen, ob sie ihn berührt hatte, unter den Füßen gekitzelt, ihn abgetastet hatte, von den Beinen angefangen aufwärts über sein Glied, das

sich unter der Hose spannte. Er wagte es nicht zu fragen, ob sie ihm die Hände um den Hals gelegt hatte, wo ihm der Schlamm des Meeresgrundes gesessen hatte, als er aus dem Traum hochgeschreckt war.

Noch immer auf den Tisch gestützt, riskierte er einen Blick zu ihr hinüber. Sie lachte nicht mehr. An den straff über die Zähne gezogenen Lippen sah er, daß sich ihr Kindergebiß in den letzten zwei Jahren zu einer vorspringenden Kiefernwölbung ausgewachsen hatte. Er fragte sich, ob es Karen nicht Anstrengung kostete oder ihr gar Schmerzen bereitete, die Lippen über den weit nach außen gedehnten Rundbogen der Zahnreihen zu ziehen. Die aufeinandergepreßten Lippen sahen aus wie die Naht einer bis zum Zerreißen gespannten fleischfarbenen Gummihaut.

Und als die Lippen wieder auseinanderplatzten, schnellten sie bis über das rote Zahnfleisch hinaus.

„Du kommst also?“

Rolf nickte und ging, immer noch unsicher auf den Beinen, um den Tisch herum bis zu dem Plastikvorhang, mit dem Aksel die neu eingebaute Dusche verhängt hatte.

„Bis gleich!“

Karen ging zur Tür.

„Warte mal“, rief er hinter ihr her.

Sie drehte sich um. Ihre Augen musterten ihn immer noch groß und neugierig. Die Lippen hatte sie wieder geschlossen.

„Wie geht es dir eigentlich?“ fragte Rolf.

Sie zog die rechte Hand aus der Hosentasche, winkte damit kurz ab (was soviel heißen sollte wie ‚Frag lieber nicht‘), rief noch einmal: „Bis gleich“. Die Zähne blitzten auf. Dann verschwand sie nach draußen.

Als Rolf unter der Dusche stand, streckte er, nach Luft schnappend, den Kopf mehrmals aus dem heißen Strahl heraus, weil die Erinnerung an seinen Traum ihn befürchten ließ, er könnte versuchen, das Wasser einzuatmen.

Er fragte sich, was ihn eigentlich davon abhielt, das Sterben unter der Dusche, eine Art Kombination von Tod durch Ertrinken und Tod durch Ersticken, auszuprobieren. Vermutlich war es die zu erwartende Länge der Prozedur, die ihn abschreckte. Einmal unter dem Wasserstrahl Luft holen, sagte er sich, das bringt nicht viel. Allenfalls Wasser in der Nase, das ich wieder ausrotzen müßte, Wasser in der Kehle, ein paar Spritzer vielleicht nur, die mir, wenn ich den Kopf mit geöffnetem Mund in den Nacken lege, schließlich wieder das Kotzen hochtreiben.

Die Dusche als Selbsttötungsinstrument? Zu umständlich und zu langwierig. Schließlich fänden Aksel und Karen mich hier wieder kotzend und prustend in der Hütte, könnten mich überraschen beim zirka hundertsten mißglückten Versuch, mir den Duschstrahl in Kehle und Lungen zu jagen.

Und dann wären Erklärungen fällig. Wieso ich da der Länge nach auf dem Rücken, mit aufgerissenem Mund unter der Dusche läge, würden die wissen wollen. Ob ich nicht mehr richtig ticke, würden die fragen oder ob ich gerade eine besonders originale Methode des Zähneputzens ausprobiere.

Nein, dachte Rolf, dann lieber von den Klippen runter. Morgen, spätestens übermorgen.

Er trocknete sich ab, zog sich an, ging noch einmal in die Dusche, fand einen alten Putzlappen, tauchte ihn ins Wasser und wusch sein Erbrochenes vom Fußboden.

Thomas, kennst du das, wenn dein Körper dich überrumpelt? Eine Woche bin ich nun hier, und letzte Nacht passierte es mir, daß ich durchschliefe. Traumlos. Fast acht Stunden lang. Getrunken hatte ich nicht mehr als sonst. Vielleicht fünf oder sechs Glas von Aksels Schnaps. Um so größer mein Schreck, als ich die Augen aufschlug und das Sonnenlicht in der Hütte ohne Schmerzen in den Augen und ohne Brummen im Schädel ertragen konnte. Was mich erschreckte und was ich nicht wahrhaben wollte, das war dieses trügerische Wohlbefinden meines Körpers, dieses erschlaffende Gefühl, „ausgeschlafen“ zu haben. Ich ekelte mich vor dieser Trägheit im Blut, mir wurde übel, als mir zur Bezeichnung des Zustands, in dem mein Körper sich befand, das Wort „Behaglichkeit“ in den Sinn kam. Ich schlug die Decke zurück, um den Geruch von Schweiß und heißem Schlaf zu vertreiben. Ich schloß die Augen, weil ich glaubte, den Anblick meiner nebeneinander auf die Fersen gestellten Füße mit den linkisch in die Luft ragenden Zehenstümpfen nicht ertragen zu können. Ich lauschte nach innen, als sei da irgendeine plötzliche Störung der Körperfunktionen zu erwarten, sei es, daß das Herz sich überschlug und sich dabei mit irgendeinem Muskel verhakete, sei es, daß der Kreislauf zusammenbrach oder sich im Bauch ein Darm um den anderen schlang, um sich gegenseitig abzuschnüren. Doch da war nichts. Die Verkrampfung, zu der ich meinen Körper mit Wut- und Ekelanfällen zwingen wollte, blieb aus. Noch Minuten später, als ich am offenen Fenster stand, war ich machtlos gegen die tiefen Atemzüge, mit denen meine Lungen den Salzgeruch hereinholten. Thomas, kann es denn sein, daß ich letzte Nacht in Gefahr war, mit meiner Schlaflosigkeit auch meine Entschlußkraft zu verlieren? Kann es sein, daß ich schwach werde und die Durchführung meines Plans immer wieder aufschiebe, weil mich tagsüber Sonne, Wind und Meer erschöpfen und mir den eigenen Körper fremd werden lassen? Wenn es wirklich so ist, daß diese widerlichen Regenerationerscheinungen des Körpers mir in die Quere kommen, ich wirklich in Gefahr bin, im Licht dieser Insel zu ersaufen, dann wird Christine recht behalten, die mir, als ich abhaute, „gute Erholung“ gewünscht hat. Mag sein, daß sie das ohne Zynismus gesagt hat und daß sie, als sie mir riet, „zu allem einmal Abstand zu gewinnen“, für einen Moment ihren verkrampften Haß vergessen hat.

Du wirst lachen, Thomas, aber alles, was mich heute mittag davon abgehalten hat, es zu tun, waren der Wind und die Müdigkeit.

Gegen zwölf war er hinaufgestiegen bis an den Klippenrand. Er war mehr geklettert als gegangen. Mehrmals mußte er sich, weil ihm die Anstrengung zu groß war, neben dem steinigen Fußweg ins Gras werfen, um zu verschnaufen und das Schwindelgefühl aus dem Kopf zu schütteln. Die Versuchung war groß, den Kopf in die warmen und windgeschützten Grasmulden am Abhang zu legen.

Manchmal, wenn er nach vorn auf die Hände stolperte, blieb er auf allen Vieren und zog sich an Gräsern, Büscheln und Steinkanten weiter. Oben am Rand des schmalen Felsplateaus schlug ihm der Wind ins Gesicht. Instinktiv duckte er den Kopf nach vorn, riß ihn aber dann schnell wieder in den Nacken zurück, um den Windanprall auf dem Kehlkopf zu spüren. Sekundenlang belustigte ihn die Vorstellung, eine unerwartet heftige Windbö könnte ihn köpfen und ihm die letzten Schritte bis zum Klippenrand ersparen. Den Kopf weit zurückgelegt, die gespreizten Finger nur lose auf die Felskante gesetzt, fühlte Rolf, wie der an Hals und Schultern zerrende Wind gegen das schaukelnde Gleichgewicht kämpfte, in dem er, die Knie federnd gegen den abschüs-

sigen Geröllboden gestemmt, seinen angespannten Körper zu halten versuchte. Er hatte die Augen geschlossen und den Mund einen Spalt breit geöffnet. Er wunderte sich, daß er gegen den Wind, der ihm kalt zwischen die Zähne fuhr und nach seiner Zunge griff, noch immer atmen konnte. Er wartete auf den Moment, wo der Wind stärker werden würde, durch Mund, Nase und Ohren eindrang, die hervorquellenden Augen auseinanderzerrte und an den Lidrändern einriß. Sein Kopf: ein bis zum Platzen angeschwollener Ballon, eine aufgepumpte Fleischblase, explosiv vom flatternden Heulen des gefangenen Windes, der in ihr kreisend tobte, der von innen gegen die Stirnschalen stieß, das Jochbein zersplitterte und das Schädeldach aufsprengte. Auf dem Rücken liegend, zwischen zwei meterhohen Felsbuckeln eingebettet, fand er sich wieder. Wie lange er dem Wind standgehalten hatte, zwei Minuten, eine, vielleicht nur Sekunden, wußte er nicht. Seine Gesichtshaut brannte. Als er sich mit dem Handrücken über die tränenden Augen wischte, empfand er das Heben seines Arms als übermenschliche Anstrengung. Er blieb liegen. Die Felsen schützten ihn gegen den Wind. Kurz bevor ihm die Augen zufielen, sah er über sich, eine Hand breit über dem Rand des Felsplateaus, ein Geflecht von flackernden schwarzen Rissen im Himmel und erschrak.

Erst zwei hastige Atemzüge später durchschaute er die Sinnestäuschung. Im Gegenlicht, die Sonne stand hoch über Felsen und Meer, zitterte ein vertrocknetes Heidekrautbüschel im Wind. Er legte den Kopf zurück und spürte im Nacken, wie das Gestein unter dem Moos nach oben drängte. Er blinzelte in das Licht. Ich könnte hinaufgehen, dachte er, fünf, sechs Schritte über das Plateau und dann noch einen Schritt. Dann fiel ihm der Wind wieder ein. Und er mußte lächeln, wenn er sich vorstellte, wie er sich, am Klippenrand stehend, nach vorn fallen ließ und gegen den Wind prallte. Der würde ihn auffangen und nicht stürzen lassen, der würde seinen vornübergeneigten Körper, die Füße noch mit der Felskante verwachsen, schräg, im stumpfen Winkel in die Luft kippen und dort hängen lassen.

So einschlafen, Thomas, so gegen den Wind gelehnt und einschlafen. Und so, irgendwann, wenn der Wind abflaut, langsam und ohne aufzuwachen vornübersinken. Im Fallen gibt es dann, vorausgesetzt, man schlägt Salto in der Luft, vielleicht noch einen kurzen Moment, wo man schlaftrunken die Augen aufreißt und über sich den Himmel wegfliehen sieht, aus dem man herabstürzt.

Klaus Neidhöfer
Gespräch über Mitbestimmung etc.

Auf dem Wohltätigkeitsball
zu dem die Gattin
des Bundespräsidenten gebeten hatte,
standen zusammen:
ein Hutfabrikant,
ein Politiker aus dem
konsozial-liberalservativen Lager,
ein General.

Sehen Sie,
sagte der Hutfabrikant,
mein Vater hat diesen Betrieb
mit seinen eigenen Händen aufgebaut
und ich
habe ihn mit Intuition und Fingerspitzengefühl
zu dem gemacht,
was er heute ist.
Und wenn es so kommt,
daß jeder Prolet
mir hineinreden kann,
dann mach ich den Laden
lieber dicht.

Ich verstehe Sie
ja so gut,
sagte der Politiker
aus dem konsozial-liberalservativen Lager,
denn bei uns
liegt die Sache ähnlich:
Welche Mühen
hat es gekostet,
unser freiheitlich-demokratisches Parlament
sauberzuhalten
von extremistischen Schädlingen.
Wenn jetzt Kommunisten
Sitz und Stimme kriegen,
machen auch wir den
Laden dicht.
Es geht ja auch
anders.

Sie haben es gut,
sagte der General,
Sie machen einfach
alles dicht.
Das ist in meiner Branche
schon schwieriger.
Dichten Sie mal
die ganze
freie
Welt
ab.
Nein, nein,
bevor die Roten
uns auf immer okkupieren,
sprengen wir lieber
den ganzen Puff
in die Luft.

Aber, aber,
sagte der Hutfabrikant,
und der Politiker
aus dem
konsozial-liberalservativen
Lager meinte süffisant:
Doch nicht den ganzen!

Und die Herren lachten,
und die Gattin des
Bundespräsidenten
schlenderte heran
und stellte fest:
ich sehe
die Herren
amüsieren sich!
Darf man
mitlachen?

Peter Maiwald
Die Kellnerin

Es ist mir aufgetragen, daß ich euch auftrag.
Und möglichst dick. Mein Hintern spielt da eine Rolle.
Der Chef will Bons und sagt: daß ich mich schicken solle,
und meinen Ausschnitt kontrolliert er jeden Tag.

So schick ich mich. Doch schickt sich nicht ein dicker Bauch.
Die Trinkgeldhände laß ich meinen Körper greifen.
Die Weiber laß ich hinter meinem Rücken keifen.
Ich habe einen Kerl, doch den bedienen ich auch.

Er trinkt mein Bier und sieht in meinem Zimmer fern.
Wir liebten uns, und er ist mir davon geblieben.
Der Anwalt seiner Frau hat zweimal schon geschrieben.

Ich träume, wenn er schläft, von andern Städten gern.
Seid froh: Ihr seht mich nicht um ein Uhr nachts am Spülblech stehn.
Ich zieh den Stopfen, seh den Dreck absaufen und denk: schön.

Michael Klaus
Gegenüber der Kirche

Stehe ich aufrecht an meinem Fenster
versperrt mir die Kirche von gegenüber
die Sicht. Um über der Kirche das bißchen
Himmel zu erwischen muß ich in die Knie
gehen.

Jürgen Peter Stössel
Spuren

Mäuse –
raschelndes Laub vor den Füßen
suchen wir einen Weg
durch den Wald

Wo der Himmel
sich aufrichtet
legen wir unsere Schatten ab
und gehn der Sonne nach
die glänzend
über Erdschollen stolpert

Kein Blut
klebt am Boden
während du stehenbleibst
mit geröteten Lippen
von fernen Zeiten erzählst

Das Licht
webt dir Spinnfäden ins Haar
die älter sind
als das Erschrecken vor dem Spiegel

Mit offenen Augen
halt ich fest
was ich in deinen Augen seh
von diesem Tag
der nicht entkommt

Deine Hand
zündet ein Feuer an
in meiner Hand
das wärmt uns
über Nacht

Peter-Paul Zahl Tragik

Seit du mich dazu bewegt hast, wieder die ganze Zeitung zu lesen, gerate ich immer mehr ins Staunen, sagt Paul M.

Worüber? frage ich.

Über die komischen Gewissensbisse der tragischen Klasse.

Über was?

Du hast doch, hebt Paul M. an, gelesen über jene neue Verfolgungswelle in dieser bekannten lateinamerikanischen Bananenrepublik?

Da gibt es viele Verfolgungswellen, sage ich, welche meinst du?

Die nach dem Attentat auf den Obersten Militärankläger, sagt Paul M.

Die wundert dich? frage ich. Hast du etwa gemeint, die herrschenden Cliques in jenem Lande würden das Attentat ungestraft lassen? Natürlich nicht, sagt Paul M. Ich meine mehr die Repression gegen die letzten Reste freier Meinung in Presse, Funk und Fernsehen in der Bananenrepublik.

Sie ist ziemlich an den Haaren herbeigezogen, sage ich.

Nein, widerspricht Paul M. energisch, in sich ist sie logisch. Es geht um die Köpfe. Um die wird – wie immer – Krieg geführt. Auch publizistisch, das ist mir nur zu klar.

Das mußt du näher ausführen, sage ich.

Schau, sagt Paul M., nach einem derartigen Attentat fühlen sich die obersten Zehntausend betroffen, ja mit-gegriffen, Konkurrenz hin, Konkurrenz her, so was könnte jeden einzelnen von ihnen treffen. Die Oligarchie empfindet. Die unteren Zehntausende dagegen, wir lassen es, die in den Slums, Fabriken, Heimen, Knästen, Lagern, ja Kasernen freuten sich. Unverfroren. Der gewaltsame Tod der Oberen gehört zu den kostenlosen Genüssen der Unteren seit der Sklavenhaltergesellschaft. Die Unteren sind hemmungslos unmoralisch. Frech grinsen sie nach einer jeden dieser Untaten ihre Herren, die Padrons, an. Der publizistische Krieg dagegen, die ätzende Arbeit der Gehirnwaschmaschinen wird um die in der Mitte geführt. (In den Köpfen der Unteren, die dazu oft nicht einmal lesen können, ist die offene Freude unausrottbar.) Wie viele Einwohner hat diese Bananenrepublik?

Etwa sechs Millionen, glaube ich.

Also wird, sagt Paul M., der publizistische Krieg geführt um die Köpfe in der Mitte der sozialen Pyramide. Drei Millionen, zwei? Ich weiß es nicht. Um die Köpfe der tragischen Klasse.

Wieso *tragische Klasse*? frage ich.

Nun, sagt Paul M., es ist die Klasse, die nicht so kann, wie sie will, und nicht so darf, wie sie möchte. In jeder Hinsicht.

Das verstehe ich zwar noch nicht so ganz, erwidere ich, aber meinst du, darum die neue Verfolgungswelle gegen die letzten Reste freier Presse in jener Bananenrepublik? Ja, sagt Paul M. Denn die tragische Klasse freut sich – wie die untere. Mit dem Unterleib. Unbewußt, verdrängt, klammheimlich. Der Oberleib dagegen – wer in dieser tragischen Klasse träumt nicht vom Aufstieg? – muß betroffen sein, muß Trauer tragen.

Aber warum? frage ich.

Es gibt da Erziehung und Gesetze, sagt Paul M., Normen – die von den Oberen kreiert und durchgesetzt wurden und werden. Ein Attentat auf den Obersten Militärankläger einer Bananenrepublik – und sei er noch so verhaßt, ja ein wahrer Unmensch und neunundneunzig Prozent der Bevölkerung ein Greuel – muß aufs Schärfste miß-

billigt und Freude unter Strafe gestellt werden. Das ist doch klar. Nicht nur dort. Allerdings, sage ich. Unter zivilisierten Menschen. Außerdem ist auch dieser Ermordete doch nur...

Eine Charaktermaske, ich weiß, sagt Paul M. Ach, diese tragischen Klassen in der Mitte, fährt er versonnen fort. Im Unterleib Freude, im Oberleib Moral, Strafgesetzbücher, befohlene Trauer, dazu die Zehn Gebote von Moses und Marx. Ein einziges Kuddelmuddel! Moralische Darmverschlingungen, ethische Bauchschmerzen. Rettung durch Repression. Ein bewährtes Abführmittel der Oligarchie, der oberen Zehntausend.

Du bist ein Zyniker, sage ich.

Ach weißt du, sagt Paul M., angesichts der Tragik der tragischen Klasse ist Mitleid unangebracht. Auf Dauer setzt sich doch der Unterleib durch. Und sie wissen's! Daher die Härte der Repression, ihre irrational scheinende Strenge, Unerbittlichkeit.

Das wäre, sage ich, das Ende einer Zivilisation.

Genau, sagt Paul M. Warum sollte ich um sie alle trauern, um die obersten Militärankläger, die oberen Zehntausend, die tragischen Klassen?

Du bist noch immer...? frage ich entsetzt.

Von unten, fährt Paul M. mit einem feinen Lächeln fort. Und platzt dann mit einem gewaltigen Lachen hervor.

Das Recht auf Öffentlichkeit

Hast du gehört? frage ich Paul N. Der Richter Meyer vom Dritten, dem Politischen Senat am Bundesgerichtshof, der während der laufenden Verhandlung Aktenteile des Stammheimer Verfahrens an Springer-Journalisten weiterleitete, ging völlig straffrei aus.

Hast du etwas anderes erwartet? fragt Paul M.

Allerdings! sage ich. Wenn ein Wahlverteidiger das gemacht hätte, wäre er weg vom Fenster. Außerdem wird zur Zeit die Überwachung von Gesprächen zwischen den Anwälten und ihren Mandanten erwogen. Durch Richter. Durch solche etwa?

Warum nicht? fragt Paul M. Wir leben, ich zitiere, in einer pluralistischen und permissiven Gesellschaft. Permissiv heißt durchlässig. Daran hat der Meyer sich orientiert. Na hör mal, sage ich, stell dir vor, ein Richter gibt das, was er gerade bei einer solchen Gesprächsüberwachung vernommen hat, also Pläne zur Ladung von Zeugen, Gutachten und Sachverständigen, Verteidigungsstrategien und sofort an die Presse weiter. Da wird doch jede weitere Verteidigung illusorisch.

Ich begreife deine Einwände, sagt Paul M. Zudem klagt der Justizbereich ständig über Personalmangel. Verfahren schleppen sich monatelang, ja über Jahre dahin, alle Gerichte sind mit Arbeit überlastet. Da ist eine Gesprächsüberwachung wirklich schwer durchzuführen, zumal bei der Masse von Besuchen, die die Unnennbaren von ihren Anwälten erhalten. Ich hätte da eine Lösung.

Und die lautet?

Ich schlage vor, sagt Paul M. gedehnt, die Gespräche von Wahlverteidigern mit ihren Mandanten abwechselnd von Journalisten der *WELT* und des *Bayernkuriers* überwachen zu lassen. So schützen wir den Rechtsstaat, beugen der Konspiration vor, sparen Richter und beweisen ständig, wie pluralistisch und permissiv unsere freiheitlich-demokratische Grundordnung ist.

Über die Herstellung von Bedürfnissen

In einem Gefängnis, sagen wir, der Türkei, gab es nur einäugige Wärter. Den Verlust ihres einen Auges hatten sie einem Befehl des in den Ruhestand getretenen alten Anstaltsleiters zu verdanken, jeden Gefangenen in unregelmäßigen Abständen und möglichst unbemerkt durch die Spione in den Zellentüren unter Beobachtung zu halten, worauf die Insassen die Gläser darin entfernt und zu Messern, Gabeln, Ahlen und sonstigen spitzen Gegenständen gegriffen hatten.

Der neue Gefängnisdirektor berief eine Konferenz ein, zu der alle Wärter sich einzufinden hatten.

Männer! rief er. Sicherheit und Ordnung in unserer Anstalt sind auf das äußerste gefährdet. Die in den Zellen befindlichen Kameras zur Kontrolle der Delinquenten wurden immer wieder zerstört oder ihre Linsen mit Exkrementen dieser Unmenschen beschmiert.

Mein Vorgänger drückte dazu sein Auge zu. Ich werde die Zustände in diesem Hause nicht länger hinnehmen! Ich erteile Ihnen den dienstlichen Befehl, alle Gefangenen wieder ständig unter Beobachtung zu halten. Tag und Nacht.

Aber dann, wandte der Aufsichtsdienstleiter und Vertrauensmann der Gewerkschaft ein, verlieren wir ja auch noch unser anderes Auge.

Für die Sicherheit und Ordnung in der Anstalt und das Vollzugsziel, die Wiedereingliederung in unsere demokratisch verfaßte Gesellschaft, schrie der Direktor und zwirbelte seinen Bart, ist zur Not auch dies hinzunehmen.

Nach einem halben Jahr wurden in den Werkbetrieben des Gefängnisses nur noch weiße Spazierstöcke produziert. Sie erbrachten der Justizverwaltung große Gewinne. Freundlich geleiteten die Gefangenen ihre Wärter beim täglichen Hofgang über die Ovale der Wege.

Horst Holzer

Neue audiovisuelle Medien: Gelungene Kommerzialisierung?

„Am 23. und 24. Juni 1970 fanden in Hamburg und Berlin (West) zwei entscheidende Premieren statt, die das ‚Zeitalter der Audiovision‘ einläuten sollten: Einmal wurde das Video-Cassetten-Recorder-System (VCR) von Philips und zum anderen das Bildplattensystem von AEG-Telefunken (TED) vorgestellt.“¹ Was sich seitdem vor allem auf dem westdeutschen Markt der audiovisuellen Medien (= AV-Medien) getan hat, dürfte zwar manche allzu hochgeschraubten Erwartungen enttäuscht haben; es reichte aber aus, um die sogenannte *Unterhaltungs-Elektronik* zum profitabelsten Bereich der BRD-Elektroindustrie zu machen. Die AV-Medien – „materiell-statische Speichermedien mit audiovisuell wahrnehmbaren Signalen“² – sind allerdings nicht allein am Aufschwung der Unterhaltungselektronik beteiligt; dazu gehörten weiter Hörfunk- und Fernsehgeräte, Empfangsantennen, elektroakustische Bestandteile sowie alle sonstigen Bild/Ton-Wiedergabegeräte. Dennoch: Die AV-Medien sind *entscheidend* dafür gewesen, daß beispielsweise der Absatz an unterhaltungselektronischen Geräten in der BRD und Westberlin von 1964 bis 1974 um 300 Prozent gestiegen ist und der Produktionswert dieser Geräte 1974 bei 8,7 Milliarden DM lag (im Vergleich dazu: Nachrichtentechnik – 5,8, elektronische Datenverarbeitung – 4,2 Milliarden DM).³ Daß gerade der Boom in AV-Medien überhaupt erst bevorsteht, machen einige, im Sinne kapitalistischer Absatzstrategien „realistische“ Marktprognosen deutlich. Für die Situation in der BRD faßt Ekkehardt Jürgens deren Aussagen folgendermaßen zusammen: „Erst ab 1980 wird sich die neue Audiovision zum Massenmedium entwickeln. Doch schon ab 1975/76 konnte die Elektroindustrie mit einem durchschnittlichen Zuwachs des wertmäßigen Marktvolumens von rund 46 Prozent pro Jahr rechnen. Insgesamt soll das Marktvolumen für AV-Apparate bis 1980 auf 3,7 Milliarden DM anwachsen.“⁴

Aus dem bisher Gesagten wird schon eines ganz deutlich: Die Entwicklung von Produktion und Absatz der AV-Medien ist gebunden an Herstellung und Vertrieb der Waren, für die sie sozusagen nur „Anschlußgeräte zur Speicherung und Wiedergabe von Programmen“⁵ darstellen: an Herstellung und Vertrieb von *Farbfernsehgeräten*. Denn das Farbfernsehgesehäft ist der *Motor* im Bereich der Unterhaltungselektronik, ist damit die entscheidende Größe für die Konzerne, die – wie Philips, Grundig, Nordmende, AEG-Telefunken – den unterhaltungselektronischen Markt in der BRD beherrschen. Das heißt: Die Produktion von AV-Medien als sozusagen unterhaltungselektronische Waren wird gesteuert vor allem durch die *Verwertungsimperative* der (hochkonzentrierten) elektroindustriellen Kapitale, die bisher schon den Bereich der Unterhaltungselektronik dominieren und nun diesen Markt mit einem Angebot *audiovisueller Zusatz Einrichtungen* (bis hin zu exquisiten Telespielen⁶ und Supertaschenrechnern⁷) ausschachten und weiter ausschachten wollen. Insofern stellen die AV-Medien auch keine „bahnbrechenden Neuentwicklungen“ dar, sondern „die Ergebnisse von marktorientierten Weiterentwicklungen und von Anwendung bestehender Technik zur Herstellung neuer Konsumgüter“⁸; insofern ist „die Entwicklung des AV-Marktes von den Expansions- und Diversifikationszielen bestimmter bereits bestehender Medienunternehmen“⁹ abhängig. In dieser Entwicklung sind – wie gesagt – die *elektroindustriellen Kapitale* die entscheidenden Größen; interessiert und beteiligt am AV-Marktgeschehen sind aber von der Produktionsseite her gesehen mindestens noch zwei Branchen: die chemische sowie die Verlags- und Filmindustrie. Für alle gilt, daß sie – selbst bereits stark *monopolistisch* organisiert – durch die Betei-

ligung am AV-Medien-Boom zweifellos zu einer höheren Stufe kapitalistischer Kooperation, Zentralisation und Konzentration getrieben werden. Was das für die auf diesem Markt erscheinenden *Käufergruppen* bedeutet, die ja nicht nur aus privatwirtschaftlichen Unternehmen und kapitalunmittelbaren Verbänden, sondern vor allem aus individuellen Konsumenten sowie öffentlichen, quasi-öffentlichen Schulungs-, Bildungs- und Kommunikationsorganisationen bestehen, wird später behandelt. Zunächst ist zu klären, welche *Geräte* und *Bild/Ton-Trägermaterialien* im einzelnen zu den AV-Medien gehören, auf welchem *Funktionsprinzip* sie basieren und welche *Unternehmen* sie herstellen und vertreiben.

Damit das derzeitige Angebot an AV-Medien (die nicht nur von *westdeutschen* Unternehmen auf den BRD-Markt gebracht und die – soweit sie von westdeutschen Unternehmen kommen – nicht nur auf *diesem* Markt abgesetzt werden) einigermaßen zu übersehen ist, folgt eine etwas schematische Zusammenstellung. Die dabei vorgenommene Differenzierung in die zwei „Grundsysteme“¹⁰ – *Kassetten-* und das *Bildplattenprinzip* – weist nicht nur auf *technische* Unterschiede, sondern auch darauf hin, was sich inzwischen am *Markt* durchgesetzt hat.

AV-Medien: Verfahren, Funktionsprinzip, Hersteller, Entwicklungsstand¹¹

I. AV-Medien/Kassettenprinzip

Verfahren	Funktionsprinzip	Hersteller	Entwicklungsstand
<i>EVR</i> = Electronic Video Recording & Reproduction	Elektronische Speicherung auf Silber-„Film“	Columbia Broadcasting System, USA, mit den Chemiekonzernen ICI, Großbritannien, und CIBA, Schweiz; BRD-Lizenz: R. Bosch GmbH	Trotz enormer Investitionen konnte sich das Verfahren in Westeuropa nicht durchsetzen
<i>VCR</i> = Video Cassette Recording (auch unter dem Namen VCR-Longplay)	Elektromagnetische Speicherung auf Magnetband	Deutsche Philips GmbH/Grundig – Marktabsprachen mit AEG-Telefunken, Blaupunkt (Bosch), Loewe-Opta, Zanussi, Saba, Nordmende, Siemens	Technisch ausgereiftes System; heute mit 130-Minuten-Kassette ausgerüstet (Grundig will demnächst 4-Stunden-Kassette herausbringen) und mit Schwarzweiß-Videokamera
<i>Betamax</i>	“	Sony, Japan	Sehr kleines Band mit 200 Minuten Spielzeit; ausgerüstet mit Farb-Videokamera
<i>Betacord</i>	“	Sanyo, Japan Lizenz in Westeuropa: Thomson-CSF, Frankreich	“
<i>VHS</i> = Video Home System	“	Victor Company of Japan (JVC) & Matsushita, Lizenz für BRD: Saba	3-Stunden-Kassette mit relativ niedrigem Preis pro Bandminute: 27 Pf (VCR: 76 Pf, Betamax: 30 Pf)
<i>LVR</i> = Longitudinal Video Recording	“	BASF-Mannheim/Ludwigshafen, Bell & Howell, USA, Blaupunkt	Geringster Aufwand von allen Systemen, besonders einfache Kassette (2-Stunden-Spielzeit), noch keine Serienproduktion – wird erstmals 1979 vorgestellt

II. AV-Medien/Bildplattenprinzip

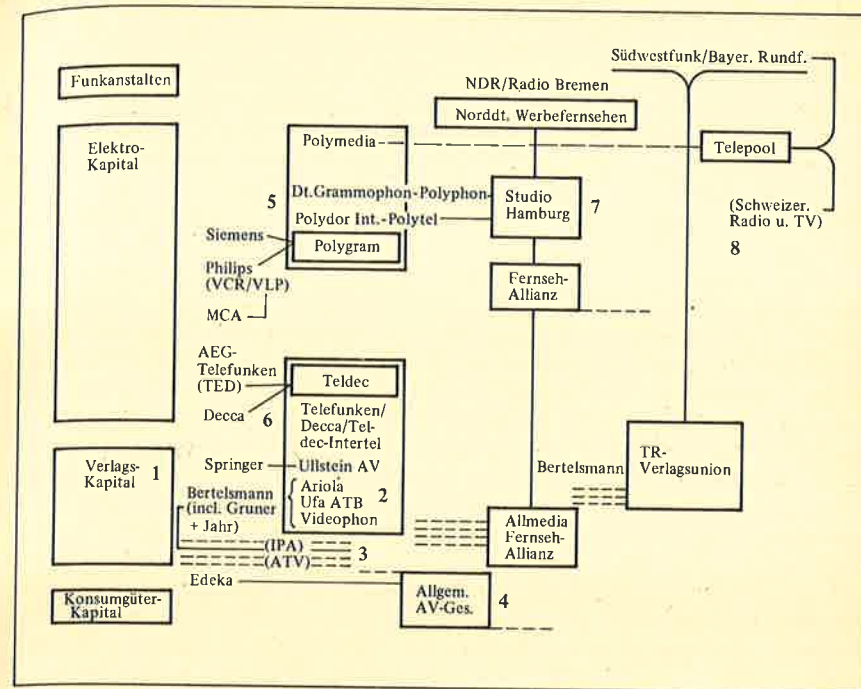
Verfahren	Funktionsprinzip	Hersteller	Entwicklungsstand
<i>TED</i> = Television Disc	Elektromechanische Speicherung auf PVC-Folie	AEG-Telefunken, Teldec und deren Tochtergesellschaft TED-OHG	Schnellplattenwechsler; Platte mit zehnminütigem Farbprogramm; erstes käufliches System, mittlerweile technisch veraltet
<i>MDR</i> = Magnetic Disc Recording	Elektromagnetische Speicherung auf Kunststoffplatte mit magnetisierbarem Innenbereich	Erich Rabe/BASF (noch in der Testphase)	Testgerät mit doppelseitig bespielbarer Platte (je 20 Minuten; Mitschnitt von Programmen und Löschung von Aufnahmen möglich)
<i>ESS</i> = Electronic Still Store	Elektromagnetische Speicherung mit Hilfe von elektronischer Datenverarbeitung	Ampex und CBS	Keine Serienproduktion; Erprobung in Funkanstalten
<i>Selecta Vision</i>	Elektrokapazitive Speicherung auf Kunststoffplatte mit metallischer Beschichtung („Kondensatorprinzip“)	Radio Corporation of America (RCA)	Gerät erst seit 1977 auf dem Markt, doppelseitig bespielbare Platte (je 30 Minuten Farbprogramm); Eigenaufnahmen und Mitschnitte nicht möglich
<i>VLP</i> = Video Long Play	Optoelektronische Speicherung mit Hilfe der Laser-Technik	Philips/Music Corporation of America (MCA); Lizenzen: Thomson-CSF, Frankreich, und Zenith Radio Corporation, USA Matsushita	Serienproduktion ist gerade angelaufen; Geräte zum Abspielen von Philips- und MCA-Platten; Einführung zunächst nur in den USA – 1979 in Westeuropa
<i>Panasonic Video Disc</i>	“	R. Bosch GmbH	Experimentierstadium
<i>MRV</i> = Metallpapier-Registrier-Verfahren	“		Nur für den professionellen Gebrauch geeignet
<i>Digital-Recording</i>	“	Batelle Washington, USA	Neuester technischer Stand; nur für den professionellen Gebrauch; viereckige Platte mit insgesamt 30 Minuten Spielzeit

Die in der Übersicht dokumentierte Vielfalt der AV-Medien ist in doppelter Hinsicht eine scheinbare: Erstens haben sich seit 1969/70 faktisch *zwei Grundsysteme* (Kassetten- und Bildplattensystem) und innerhalb jeden Systems *je ein Verfahrenstyp* (VCR und VLP) durchgesetzt. Zweitens wird der westdeutsche AV-Markt eindeutig von *Philips* beherrscht, wobei sich das Unternehmen sowohl lockerer Marktabsprachen (VCR) wie fester Kooperationsformen (VLP) bedient; letzteres sichert Philips auch eine gute Position im internationalen AV-Markt.¹² Während so zu Beginn der AV-Entwicklung mehrere Konzerne gleichzeitig auf den Plan traten, denen jeweils ein technisches Verfahren als Domäne zugerechnet werden konnte (*Nordmende* – elek-

tronische Filmabtastung, *Bosch* – elektronische Bildaufzeichnung, *AEG-Telefunken* – elektromechanische Plattenspeicherung, *Philips* – elektromagnetische Kassettenspeicherung), ist heute Philips quer durch die technischen Systeme und Typen der Marktkönig. Mit einer nicht unbedeutenden Ausnahme allerdings: Der gesamte *Super-8-Sektor* (Kameras, Bild/Ton-Projektoren, Tageslicht- und Bildschirmprojektoren, elektronische Schmalfilmabtaster) ist das Revier von *Nordmende*; das Unternehmen ist vor kurzem mit einem neuen elektronischen Abtastgerät für Schmalfilme (*CCS* = Colorvision Constant Speed) auf den Markt gekommen.¹³ (Der *Super-8-Bereich* wurde in obige Systematik nicht aufgenommen, da er mehr ein *traditionelles* AV-Medium repräsentiert.)

Es ist klar, daß die den AV-Gerätemarkt beherrschenden Unternehmen – allen voran das Philips-Kapital und seine diversen Anhängsel – auch bei Herstellung und Vertrieb von AV-Programmen entscheidend mitmischen. Da sich auf diesem Gebiet jedoch Kapitale aus anderen Branchen ebenfalls Profit zu holen hoffen, wird die AV-Programmproduktion durch eine *Kapitalverflechtung* bestimmt, die ein Bilderbuchbeispiel für Konzentrations- und Zentralisationsbewegungen darstellt. Jürgens hat das Interesse, das die einzelnen Kapitale an der AV-Programmproduktion jeweils haben, präzise benannt: Nur so wird in seinem Profit- und Herrschaftsziel deutlich, was ansonsten „vom Oberflächeneindruck (Beteiligung unterschiedlichster Branchen und Institutionen) nur kurios erscheinen würde.“¹⁴ „Als Gebrauchswerte sind diese Programme zuallererst notwendiges Mittel für die Elektroindustrie, um die Brauchbarkeit ihrer Apparate zu vervollständigen und somit die in ihren Produkten steckenden Werte realisieren zu können. Unmittelbar Träger von Tauschwert sind die Programme für jene Verlags- und Filmunternehmen, die einerseits mit Käufermassen und andererseits mit Fernsehanstalten ins Geschäft kommen wollen. Darüber hinaus sind neue AV-Programme für das Konsumgüterkapital von Interesse: Als Mittel zum Transport von Werbeinhalten sollen sie indirekt auch dieser Branche weitere Verwertungsmöglichkeiten anbahnen. Schließlich sind an der bewußtseinsbildenden Funktion der Programminhalte sämtliche Kapitale und als ihr Sachwalter der Staat interessiert: Das Gesamtkapital erwartet von ihnen neue Möglichkeiten der ideologischen Massenbeeinflussung und damit der Absicherung des Profitsystems insgesamt.“¹⁵ Dabei gilt für die Produktion von AV-Programmen das gleiche wie für die Geräteherstellung: Es geht hier nicht um prinzipiell *neue* Produkte *neu* am Markt auftretender Unternehmen, sondern um Erzeugnisse solcher Kapitale, „die bereits auf anderen Märkten der Kommunikationsgüterindustrie „fest etabliert“ und für die auch die AV-Programme vor allem „unter dem Blickwinkel unternehmerischer Diversifikationsstrategien von Interesse sind“.¹⁶ Zu welcher Interessenzusammenballung es aufgrund dieser ökonomischen und der zuvor von Jürgens angesprochenen ideologisch-manipulativen Absichten im Bereich der AV-Programmproduktion gekommen ist, macht die folgende Grafik sichtbar. (In ihr werden als Hauptinteressenten das Elektro-, das Verlags- und das Konsumgüterkapital sowie die Funkanstalten [genauer: einer ihrer kommerzialisierten Abteilungen, Werbe- und Produktionsgesellschaften] unterschieden.)

Kapital- und Interessenverflechtung in der AV-Programmproduktion¹⁷



Erläuterungen: 1) Hier ist noch die *Holtzbrinck-Gruppe* S. Fischer, Droemer/Knaur, Rowohlt usw.) mit ihrer AV-Gesellschaft *Euromedia* zu nennen. 2) UFA-ATB (= Atelieregesellschaft Ton & Bild KG) ist der größte europäische Schmalfilmproduzent. Zu den Bertelsmann-Ablegern gehören weiter: Bertelsmann-TV-Produktionsgesellschaft, UFA-TV-Produktionsgesellschaft sowie – über Gruner & Jahr – Stern-TV und Alpha-TV-Produktion. Ariola hat mittlerweile den Vertrieb des Ullstein-AV-Programms (Springer) mitübernommen. 3) ATV (= Audiovisionsgesellschaft Tageszeitungen) ist ein Zusammenschluß westdeutscher Zeitungsverlage. IPA (= International Publishers' Audiovisual Association) ist ein multinationaler Ring – einziges Mitglied aus der BRD: Bertelsmann. 4) Zur Allgemeinen Audiovisionsgesellschaft gehören: Bank für Gemeinwirtschaft (über Union Treuhand GmbH); CCC-Filmkunst Artur Brauner; Hansische Druck- und Verlagshaus (Ev. Kirche); Edeka (über Edeka-Verlags GmbH). 5) Polygram, zu gleichen Anteilen bei Philips und Siemens, ist die übergreifende Holding für alle „Poly-Töchter“. Die Deutsche Grammophon GmbH beherrscht den BRD-Schallplattenmarkt (Anteil: 23 %). 6) Teldec, zu gleichen Anteilen bei AEG/Telefunken und der britischen Decca, gibt aus rein marktpolitischen Gründen Platten unter drei Labels heraus: Telefunken, Decca, Teldec-Intertel. 7) Studio Hamburg, 100prozentige Tochter der Norddeutschen Werbefernseh-GmbH (die gemeinsam dem WDR und Radio Bremen gehört), ist die wichtigste Verbindung zwischen Funkanstalten und AV-Kommerz: über Polyphon und Polytel führt eine Linie zu Philips/Siemens; über die Fernseh-Allianz GmbH zur Allmedia Fernsehallianz, einem Zusammenschluß von 12 westeuropäischen Verlagen. 8) Bayerischer Rundfunk und Südwestfunk sind über Telepool (Europäisches TV-Programmkontor GmbH) mit Polymedie (Philips/Siemens) und über die TR-Verlagsunion mit dem Verlagskapital (C. H. Becksche Gruppe, Langenscheidt, Julius Springer, Bertelsmann) verbunden.

Dieses „überwältigende“ Bild läßt sich in der Tat nur noch lapidar kommentieren: „Zusammenfassend ließe sich die Gruppierung von AV-Programmgesellschaften um die Elektrokonzerne Philips/Siemens und AEG/Telefunken/Decca auf einen anschaulichen Nenner bringen: Die beiden ‚hardware‘-Blöcke bilden den harten Kern aller ‚software‘-Aktivitäten. Indem die AV- und TV-Töchter der Großverlage und Rundfunkanstalten selbst diese beiden System-Gruppen miteinander verkoppeln, ist die Aufteilung des künftigen Marktes weitgehend abgeschlossen.“¹⁸

Was heißt das insgesamt für die Käufer der AV-Geräte und Programme (wobei hier nicht kapitalistische Unternehmen oder Funkanstalten gemeint sind; diese sorgen – das zeigt ihre Verflechtung in die Politik der maßgebenden Konzerne – offensichtlich schon für sich selber)? Die sogenannten individuellen Konsumenten sehen sich vor allem mit zwei schwerwiegenden Restriktionen konfrontiert: 1) Sie kommen nur in den Genuß der Geräte und Programme, wenn es die extrem diktatorische *Preisgestaltung* und *Absatzstrategie* der AV-Monopole gestatten. Das heißt zur Zeit: Da die Preise für Geräte wie Programme relativ hoch sind (gute VCR-Geräte kosten zwischen 4000 und 9000 DM – mit Kamera etwa das Doppelte; AV-Unterhaltungsprogramme mit einer Spielzeit von 90 Minuten kommen auf rund 500 DM), hat die Masse der Bevölkerung bisher nicht allzuviel von diesen Errungenschaften. Das dürfte sich jedoch in dem Maße ändern, in dem die Konzerne sich auf massenhaftere Produktion umstellen. Ähnlich wie bei den Farbfernsehgeräten dürften dann die Preise heruntergehen und sich den Kaufkraftmöglichkeiten des sogenannten Massenpublikums nähern. (Daß die Konzerne dann immer noch genügend Profit machen, braucht angesichts der ständigen Produktionskostensenkung gerade in der Elektroindustrie nicht besonders betont werden.) 2) *Technik* der Geräte und *Inhalt* der Programme werden den Kunden als „unterhaltungselektronische“ Instrumente verkauft und auch primär als solche produziert. Das äußert sich beim Problem Technik darin, daß für den so bezeichneten Massenbedarf eindeutig die *konsumptive* Seite der AV-Geräte (Aufzeichnung und/oder Wiedergabe bereits fabrizierter Programme) in den Vordergrund geschoben wird, während die mit den AV-Mitteln gegebenen *Produktionsmöglichkeiten* zurücktreten. Demzufolge ist auch das Aufzeichnungs- und Wiedergabeverfahren sehr viel weiter entwickelt als die nichtprofessionelle *Videoproduktionstechnik* (Kameras, Schneidegeräte). Am Inhalt der AV-Programme fällt die Unterhaltungsorientiertheit besonders auf. Was in einem Werbeprospekt für die TED-Bildplatte zu lesen ist, dürfte als Motto für die derzeitigen AV-Programme insgesamt gelten (mit Ausnahme des Lehr- und Bildungsangebots): „Ob Super-Striptease, Müllers WM-Tore, ob Kintopp-Raritäten, Musikshows berühmter Stars, Tiersendungen, Hobbykurse, Kinder- und Jugendprogramme: Wählen Sie, und stellen Sie Ihr eigenes Programm zusammen – in eigener Regie.“

Daß mit den vorhandenen technischen Qualitäten der AV-Medien auch anders umgegangen werden *könnte*, ist nicht zu bestreiten: Die Möglichkeit, Programme auszuwählen, mitzuschneiden oder auch selbst zu produzieren, ist zweifellos nicht zu verachten. Aber die *Lebensbedingungen* der meisten, die als Massenpublikum für die AV-Medien in Frage kommen, drücken eher in Richtung der profitergiebigen und herrschaftssichernden „Unterhaltungselektronik“. Sie drohen einem bisher in diesem Ausmaß nicht gekannten *Privatisierungs- und Nivellierungssog* ausgesetzt zu werden, der zudem auch vorhandene Kommunikationsbastionen wie die *Funkanstalten* er-

heblich in Mitleidenschaft ziehen wird: zum einen, weil die Funkanstalten das gleiche Publikum wie die AV-Medien haben (werden); zum anderen, weil die Funkanstalten selbst entscheidend in den AV-Kommerz verquickt sind. Das dürfte insbesondere im Zusammenhang mit der Entwicklung von *Kabelprojekten* problematisch werden. Denn erstens wittern die AV-Geräte- und Programmlieferanten hier beträchtliche *Marktchancen* (es könnte allerdings auch anders werden, wenn die über Kabel gebotene Programmvietel den AV-Medien wieder Boden entzieht). Und zweitens sind die Funkanstalten ohne grundlegende Verbesserung ihrer organisatorischen und finanziellen Verfassung einerseits von der AV-Industrie unter permanenten *Druck* zu setzen, andererseits aber auf diese vor allem als Programmlieferant auch angewiesen. (Siehe dazu die Kabelprojektpläne für Mannheim/Ludwigshafen und Westberlin: In diesen Plänen werden die „AV-Produzenten“ explizit als eine Gruppe benannt, die – unterm Dach einer wie immer gearteten Anstalt/Körperschaft des öffentlichen Rechts – als *Mitveranstalter* der Projekte fungieren soll.)

Auch bei den AV-Medien kommt man zu dem Schluß: Die profitgesteuerte Produktion gesellschaftlichen Reichtums – hier in Form von Möglichkeiten der Erweiterung, Intensivierung und Aktivierung von Kommunikation – zeichnet sich insbesondere unter monopolkapitalistischen Bedingungen dadurch aus, daß der produzierte Reichtum insofern gleich wieder zunichte gemacht wird, als er sich gegen seine eigentlichen Schöpfer, die Werktätigen, kehrt. Verhindert werden kann das nur in dem Maße, wie die Werktätigen die *Verfügung* über ihre eigenen Lebensbedingungen erreichen. In diesem Fall heißt das: Die AV-Medien können den Werktätigen und ihren Kommunikationsbedürfnissen nur von Nutzen sein, wenn ihre Produktion und Anwendung unter *demokratische*, sprich aktuell: unter eine *öffentlich-rechtliche* Kontrolle gebracht werden, die *tatsächlich* einen solchen Nutzen gewährleistet. *Ansatzpunkte* hierzu bieten die AV-Medien selber und die gegenwärtige Auseinandersetzung um die öffentlich-rechtliche Organisation des Kabelfunks. Denn sowohl die nicht zu unterschätzende, bisher jedoch dem Massenpublikum ziemlich systematisch vorenthaltene Kapazität der AV-Medien zur „*Eigenproduktion*“ (Video!)¹⁹ wie die Notwendigkeit und die Möglichkeit, diese Medien in einen *vorwärtsweisenden Ausbau* der öffentlich-rechtlichen Organisationsform zu integrieren, bieten die Chance, die früher skizzierten Kommunikationsbedürfnisse der Werktätigen in *deren* Sinn aufzunehmen. Das scheint zumindest perspektivreicher zu sein als das (verständlicherweise immer wieder anzutreffende) *voluntaristische* Hoffen auf die spontaneitätslösende, ungeahnte kommunikative Kräfte freisetzende „interne“ Qualität gerade eines Mediums wie Video. Eine solche Überschätzung von Video verfehlt nicht nur dessen Möglichkeit, Einzel- und Kollektiverfahrungen als *selbstgestalteten, selbstkomunizierten Produktionsvorgang* massenhaft zu äußern und zu verarbeiten; eine derartige Überschätzung zerstört tendenziell diese Möglichkeit. Kommunikation kann unter den gesellschaftlichen Bedingungen der BRD nur in dem Maße als „Produktionsprozeß von Erfahrung im Umgang mit den eigenen Bedürfnissen“²⁰ verwirklicht werden, in dem die „monopolistische Verfügungsgewalt im Mediensektor“²¹ insgesamt zurückgedrängt wird. Und das heißt: Ohne das „Aufspüren neuer Ausdrucksformen“²² geringschätzen zu wollen – diese müssen aber, um als das, was sie sein *könnten*, zugänglich zu werden, in eine solche bewußt zu verfolgende *gesellschaftliche Zielstellung* zurückgebunden werden.

- ¹ R. Bücken, Audiovision 1978 – Aspekte einer Bestandsaufnahme, in: Media Perspektiven 1, 1978, S. 1.
- ² J. Aufermann/M. Knoche/B.-P. Lange/A. Zerdick, Die Entwicklung der AV-Medien unter dem Aspekt intermediärer Konkurrenz und Konzentration, in: Media Perspektiven 8, 1977, S. 445.
- ³ Vgl. dazu E. Jürgens, Neues vom Hörenschen, in: Das Argument, Sonderband 10: Massen/Medien/Politik, Karlsruhe 1976, S. 8.
- ⁴ E. Jürgens, S. 9.
- ⁵ E. Jürgens, S. 9.
- ⁶ Vgl. dazu K. Haefner/P. Mahnkopf/H.-J. Teichmann, S. 693.
- ⁷ Vgl. dazu H. Bahr, S. 461 f.
- ⁸ J. Aufermann/M. Knoche/B.-P. Lange/A. Zerdick, S. 448.
- ⁹ J. Aufermann/M. Knoche/B.-P. Lange/A. Zerdick, S. 450.
- ¹⁰ E. Jürgens, S. 24.
- ¹¹ Vgl. dazu R. Bücken, S. 1 ff., und E. Jürgens, S. 10 ff.; vgl. dazu weiter die Dokumentation „Aktueller Stand der AV-Systeme“, in: Media Perspektiven 1, 1978, S. 9 ff.
- ¹² Neuerdings häufen sich allerdings die Gerüchte, Philips würde – um sich als VCR-Lieferant nicht selbst Konkurrenz zu machen – mit der Markteinführung von VLP-Bildplatten noch warten, bis der VCR-Boom vorbei ist – vgl. dazu R. Bücken, S. 8.
- ¹³ Vgl. dazu R. Bücken, S. 9.
- ¹⁴ E. Jürgens, S. 27.
- ¹⁵ E. Jürgens, S. 27.
- ¹⁶ J. Aufermann/M. Knoche/B.-P. Lange/A. Zerdick, S. 452.
- ¹⁷ E. Jürgens, S. 41.
- ¹⁸ Vgl. dazu die Beschreibung der Videotechnik in der Dokumentation der Münchner Gruppe „Medien vor Ort“ (Video 78): „Eine tragbare Videoeinheit (Portapak) besteht aus einer kleindimensionierten elektronischen Kamera und einem tragbaren Magnetaufzeichnungsgerät (Videorecorder) für Bild und Ton. Die Magnetaufzeichnung erfolgt im semiprofessionellen Bereich in der Regel auf Halb- oder Dreiviertel-Zoll-Videobändern mit einer Spieldauer von einer oder einer halben Stunde. Die Fernsehrohre sind vergleichsweise lichtstark. Das Bild wird sofort am Monitor (der in das Aufzeichnungsgerät eingebaut ist, H. H.) kontrolliert. Das Videosignal ist manipulierbar. Eine Übertragung des Videobandes ist direkt (live) oder unmittelbar nach der Aufzeichnung möglich. Die Videobänder lassen sich schneiden und löschen, d. h., sie sind wieder bespielbar. Die tragbare Anlage läßt sich im Notfall auch von einer Person bedienen“ (S. 4).
- ¹⁹ E. Jürgens, S. 42.
- ²⁰ O. Negt/A. Kluge, S. 216.
- ²¹ E. Jürgens, S. 55.
- ²² E. Jürgens, S. 55.

Julius Dietrich:

Ein neues Medium in falschen Händen – Die Interessen der Wirtschaft am Kabelfernsehen

Wildbretschützen können vielleicht schon in absehbarer Zeit durch einen Knopfdruck Schießfilme mit zusammenbrechenden Hirschen auf ihrem Fernsehbildschirm und vor das heimische Übungsschußgerät holen, Vereinsamate elektronische Schachpartner in die Stube zaubern. Diese Möglichkeiten schilderte der Rundfunkreferent der bayerischen Staatskanzlei, Ministerialdirigent Erich Maußer, vor dem Wirtschaftsausschuß des Landtags für den Fall der Installierung eines Kabelfernseh-Pilotprojektes in Bayern. (*Süddeutsche Zeitung*, 29. 5. 1977)

Hohe Kosten – „edle“ Ziele

Große, edle Ziele, „Erweiterung der Informationsfreiheit und Meinungspluralität“, „Einfluß des Bürgers auf Sendungen“, „Zugang für jedermann“, Banalitäten für Programminhalte – das waren in den letzten Jahren exemplarische Äußerungen zu dem neuen Medium „Kabelfernsehen“.

Für die Verwirklichung solcher kommunikationspolitischen Pläne scheinen Bundesregierung und Bundesländer bereit zu sein, für einen Einführungszeitraum von 5 Jahren, Gelder in Höhe von 2 bis 3 Milliarden DM bereitzustellen, um die Konzerne, Verleger, Rundfunkanstalten und „Bürger“ testen zu lassen, was alles mit neuentwickelten Kommunikationstechniken – vor allem aber mit dem Kabelfernsehen – anzufangen ist. Sollten diese Tests „erfolgreich“ sein, sind Bund und Länder, Industrie und Verleger willens, die BRD voll zu verkabeln.

Mehr als 40 Milliarden DM wird voraussichtlich allein die bloße Verkabelung kosten.¹

Ein kurzer Überblick über die wirtschaftlichen Hintergründe der „Kabel-Aktivitäten“, über die technischen und gesellschaftlichen Möglichkeiten des Kabelfernsehens, über die kommunikationspolitischen Ziele von Wirtschaft und Parteien in der BRD sollen Hinweise geben, warum es wichtig ist, nicht den „bewährten“ politischen Kräften den Einsatz der neuen Kommunikationsmittel zu überlassen.

Absatzgrenzen und Gegenstrategien der Wirtschaft

Obwohl es der Wirtschaft und den Unions-Parteien bis heute nicht gelungen ist, die bestehenden öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten der BRD in Privat- oder Staatssender umzufunktionieren, war doch der gesamte Hörfunk- und Fernsehsektor bis in die späten sechziger Jahre für die verschiedensten Wirtschaftszweige ein äußerst lukratives Geschäft: Der Auf- und Ausbau der zahlreichen Rundfunkinstitutionen, der Studios, der Sendeanlagen, der Hörfunk- und Fernsehtechnik, die Belieferung mit Bild- und Tonmaterial brachte Teilen etwa der Bau-, Elektro- und Chemieindustrie beträchtliche Gewinne. Der Absatz von Radio-, Fernseh-, Tonband- und Kassetten-Geräten war lange Jahre eine sichere Gewinnquelle für die Elektrokonglomerate. Der

feste Anteil von Schallplattenüberspielungen in den Hörfunkprogrammen und die steigende Zahl von Spielfilmen im Fernsehen verschafften und verschaffen den Schallplattenfirmen und der Filmindustrie zusätzliche Einnahmen. Schließlich wurde der Konsumgüterindustrie insgesamt durch Einräumung von Werbezeiten in Hörfunk und Fernsehen eine neue Möglichkeit des verstärkten Warenumsatzes geschaffen. Doch seit einigen Jahren zeichnen sich für die bundesdeutsche Wirtschaft Absatzgrenzen im Zusammenhang mit dem öffentlich-rechtlichen Kommunikationssektor der BRD sehr deutlich ab: Die Rundfunkanstalten haben seit Ende der sechziger Jahre ihre expansive Phase überschritten. Der Bau von Studios und neuen Sendeanlagen hat im wesentlichen aufgehört, das Programmvolumen konnte nicht mehr erweitert werden. Dadurch, daß nahezu jeder Haushalt der BRD mit einem Fernsehgerät ausgestattet ist, war der Absatzmarkt für die Fernsehgeräteindustrie ziemlich erschöpft; der Absatz von Farbfernsehgeräten geht nur mäßig, außerdem gibt es eine starke ausländische Konkurrenz. Anfang der siebziger Jahre versiegte eine bis dahin überproportional steigende Einnahmequelle für die Rundfunkanstalten selbst: Gebührenwachstum durch Neuanmeldungen. Dadurch wiederum wurden – zum ersten Mal in der Rundfunkgeschichte der BRD – die Rundfunkanstalten zu systematischen Sparmaßnahmen auch beim Programm genötigt.

Da diese Entwicklung für die betroffenen und interessierten Industriezweige nicht überraschend kam, wurden selbstverständlich rechtzeitig Gegenstrategien entworfen.

Die wichtigsten Gegenkonzepte der Wirtschaft:

1. Entwicklung neuer Geräte und Technologien im Bereich der Elektro- und Elektronik-Industrie (Farbfernsehgeräte mit drahtloser Fernbedienung und Vorwählschaltern, Bildplatten, Tele-Spiele, Video-Aufzeichnungsgeräte, Mini-Rechenggeräte, Bürofernrechner, Fernkopierer, neue Datenübertragungswege mit Hilfe von Schmal- und/oder Breitbandkabeln usw.);
2. Großaufträge (Ausbau der Fernsprech-, Fernschreib- und Datennetze, Verlegen von Großgemeinschaftsantennenanlagen) in Zusammenarbeit mit staatlichen und kommunalen Behörden;
3. Strategien im publizistischen, politischen und juristischen Bereich zur Veränderung der bestehenden Post- und Rundfunkgesetze, die bislang die ungehinderte private Aktivität im Ätherbereich verhindern.

Zwar gelang den Interessenten bisher nicht die Zerschlagung des öffentlich-rechtlichen Rundfunksystems in der BRD, doch die Umorientierung auf die neuen Märkte ging seit Anfang der siebziger Jahre – jedenfalls für die größten Elektrokonzerne – ziemlich reibungslos vor sich.

Das Geschäft mit der „einfachen Verkabelung“

Durch gezielte Aufträge der Bundespost in Zusammenarbeit mit Stadtparlamenten, Bürgermeistern und Wohnungsbaugesellschaften erreichten es die größten Elektrokonzerne (Siemens, AEG/Telefunken zusammen mit Bosch; Felten & Guillaume zusammen mit Philips; Kathrein-Werke zusammen mit BBC-Mannheim und der Metallgesellschafts-Gruppe) in kürzester Zeit, den bundesdeutschen Markt für die „einfache Verkabelung“ unter sich aufzuteilen.

„Einfache Verkabelung“ heißt, daß einzelne Straßenzüge, Häuserkomplexe, Stadtteile, Neubauviertel an eine Großgemeinschaftsantennenanlage mittels Breitbandkabel angeschlossen werden, um Hochhausabschattungen und grundsätzlich schlechte Empfangssituationen zu vermeiden. Großgemeinschaftsantennenanlagen bedeuten weder juristisch noch inhaltlich Kabelfernsehen. Erst durch die Einspeisung von örtlichen Sendungen und ortsbezogenen Diensten von seiten lokaler Rundfunkanstalten könnten – falls die bestehenden Rundfunk- und Postgesetze geändert würden – diese Großgemeinschaftsantennenanlagen in Kabelfernsehanlagen umfunktioniert werden, vorausgesetzt, die verlegten Kabel (besonders älterer Bauart) erfüllen bestimmte technische Normen.

Bis heute ist die „einfache Verkabelung“ ein phantastisches Geschäft; auch in den wenigen Fällen, in denen die Bundespost die Planung und Leitung übernimmt, sind die Elektrokonzerne immer die Ausführenden. Wenn diese Konzerne es schaffen, Stadtparlamente oder andere, dafür zuständige, kommunale Instanzen wegzuklopfen, können sie in jeder Stadt oder Großgemeinde diese Anlagen bauen, können sie durch sanften Druck die Anlagengröße mit optimieren helfen, können sie – mit Hinweisen auf unvorhergesehene technische Schwierigkeiten, auf das ungünstige Gelände, auf plötzliche Materialverteuerungen – die einmaligen und laufenden Anschlußgebühren in die Höhe treiben.

Einmalige Anschlußgebühren pro Haus bis zu 1000 DM (so in Donauwörth) und 1500 DM (so in Geislingen)² und Monatsgebühren bis zu 10 DM je Wohnungseinheit (so in Nürnberg und Düsseldorf)³ zusätzlich zu den gesetzlichen Rundfunkgebühren sind mittlerweile die Regel. Diese Monatssätze sind aber in den meisten Fällen nicht festgeschrieben, können also in bestimmten Intervallen immer wieder hochgeschraubt werden. Auf eine Einzelantenne auszuweichen ist nicht mehr möglich, denn wo Gemeinschaftsantennen installiert sind, darf nach den Postbestimmungen keine andere Antenne mehr angebracht werden.

Diese „einfache Verkabelung“ brachte ziemlich schnell enorme Gewinne. Schon im Oktober 1973 konnte Dr. Klaus Brepohl, Leiter der Zentralstelle für neue Medien und der Audiovisionszentrale der Deutschen Wirtschaft, folgende Rechnung aufmachen: „Die beteiligten Firmen der Kabel- und Elektroindustrie erreichten 1972 auf diesem Gebiet einen Umsatz von 275 Millionen DM. 1973 werden sie die 300-Millionen-Grenze überschreiten. Insgesamt betrug der Produktionswert für Geräte und Einrichtungen der Drahtnachrichtentechnik 1972 4,3 Milliarden DM. Die Steigerungsrate von 21,5 Prozent gegenüber 1971 gehört zu den größten der Elektroindustrie. Ein guter Teil dieser Steigerung darf auf die schnell zunehmende Verkabelung zurückgeführt werden. Und wenn die Entwicklung auch bei uns in Gang kommt – die Anzeichen sprechen dafür, daß es bald der Fall sein wird –, dürfte es eine der größten Wachstumsindustrien werden.“⁴

1976 gab es in der BRD 2702 Großgemeinschaftsantennenanlagen, die jeweils mehr als hundert Wohneinheiten versorgten. Damit waren schon damals etwa 12 Prozent der Wohneinheiten der BRD (= 2 Millionen) an solche Antennenanlagen angeschlossen. Nach Unterlagen des Deutschen Städtetages sind gegenwärtig 22 Großanlagen geplant bzw. im Bau.⁵

Eine umkämpfte Barriere: die bestehenden Rundfunkgesetze

Alles in allem hat sich die „einfache Verkabelung“ für die kabelengagierten Unternehmen in relativ kurzer Zeit zwar als ausbaufähige Gewinnquelle erwiesen, ein kontinuierliches Wachstum war und ist allerdings nicht gewährleistet, da zu viele Unsicherheiten kommunalpolitischer und finanzieller Art immer wieder zu überwinden sind. Hinzu kommt, daß sich auf diesem Sektor lediglich Teile der Wirtschaft betätigen können. Ein totaler Einstieg aller interessierten Wirtschaftskreise wäre erst dann möglich, wenn sie am Kabelfernsehen beteiligt würden. Das wiederum ist in der Bundesrepublik nur durch eine wesentliche Änderung der bestehenden Rundfunkgesetze möglich. Da nun aber beim Kabelfernsehgeschäft – das zeigen die Erfahrungen aus den USA, Kanada und Japan – für alle größeren Unternehmen der Elektro- und Elektronik-, der Chemie- und der Bau-Industrie sowie der Werbewirtschaft und der Zeitungs- und Zeitschriftenverlage enorme Gewinne zu erzielen wären, stand für die Strategen der Wirtschaft das Ziel schon seit langem fest: schnellste Beseitigung der juristischen Hürden für das private Kabelfernsehen. Um dieses Ziel zu erreichen, wurden und werden bis jetzt sehr verschiedene, gleichzeitig praktizierte, Methoden angewandt: Druck auf die Bundesregierung und die Landesregierungen, auf Politiker aller Parteien; Kampagnen gegen das bestehende öffentlich-rechtliche Rundfunksystem (gegen die Organisationsform, gegen Sendungen, gegen beim Hörfunk und Fernsehen beschäftigte Personen usw.); Entwicklung von neuen Argumentationshilfen für eine Änderung der Gesetze, die in der absurden These, „Kabelfunk“ sei kein „Rundfunk“ und falle daher nicht unter die Rundfunkgesetze, gipfeln.

Das Vordringlichste dabei war, eine staatliche Garantie zur Finanzierung mittelfristiger und langfristiger Kommunikationsprojekte zu erreichen, d. h. eine langfristige Profitsicherung sanktioniert zu erhalten.

Auf Drängen der Wirtschaft, der Verleger und der Unionsparteien erklärte sich dann auch im November 1973 die sozial-liberale Bundesregierung bereit, erst einmal eine „Kommission für den Ausbau des technischen Kommunikationssystems“ (im folgenden immer mit KtK abgekürzt) einzuberufen, die bis Ende 1975 Vorschläge für den Ausbau des gesamten Kommunikationssystems der BRD vorlegen sollte. Alle Bereiche der Telekommunikation (also Telefon, Fernschreiben, Fernkopieren, Mobilfunk, Rundfunk, Faksimile-Zeitung, Videotext, Bildschirmtext, Kabeltext, Kabelhörfunk und -fernsehen) waren dabei zu untersuchen und Bedarfsprognosen, unter Einbeziehung aller wesentlichen politischen, volkswirtschaftlichen, juristischen und finanziellen Gesichtspunkte, zu stellen.⁶

64 gegen 2: Die Zusammensetzung einer „Regierungskommission“

Um die zu leistende Arbeit in die „richtigen“ Hände zu legen, wurden ausgewählte Vertreter der „gesellschaftlich relevanten“ Gruppen, entsprechend ihrer gesellschaftlichen Stellung, zur Mitarbeit aufgerufen. In der aus 22 Mitgliedern bestehenden Kommission waren die im Bundestag vertretenen Parteien mit insgesamt 4, die Länder mit 2, die Wirtschaft mit 4, die Gewerkschaften (DGB und DAG) mit insgesamt 2, die Rundfunkanstalten mit 2, die Wissenschaft mit 5 und die Gemeinden, Verleger

und Journalisten (Deutscher Journalistenverband) mit je 1 Delegierten vertreten.⁷ Doch diese an sich schon äußerst fragwürdige „Ausgewogenheit“ war nur Fassade: Die Herkunft der von der KtK einzuberufenen „Sachverständigen“ und „Vortragenden“ macht deutlich, wer in dieser Kommission die „Federführung“ innehatte. Bei den verschiedenen Arbeitskreisen, Ad-hoc- und Untergruppen, welche die entscheidenden Dokumente zu erarbeiten hatten, waren insgesamt 129 Stellen zu besetzen. Davon erhielten:

- 64 die Vertreter der Wirtschaft, Verleger und Banken
- 44 die Beamten und Angestellten von Bund, Ländern und Kommunen
- 11 die Wissenschaftler
- 5 die Vertreter der Rundfunkanstalten
- 3 die Kirchenvertreter
- 2 die Gewerkschaften.⁸

Es war zwar eine politische Ungeheuerlichkeit, eine staatliche Kommission einzuberufen und mit dem Mäntelchen der Überparteilichkeit und Interessenneutralität zu versehen, in der die Wirtschaftsvertreter eine so totale Übermacht gegenüber den Gewerkschaften besaßen, doch dieses erdrückende Übergewicht der Wirtschaft brachte das Problem mit sich, daß die Vertreter der verschiedenen Wirtschaftsbranchen sich nicht auf eine gemeinsame Linie zur sofortigen Beseitigung der öffentlich-rechtlichen Rundfunkstruktur in der BRD einigen konnten. Außerdem erzeugte die Ignorierung der Interessen der Bevölkerung einen sehr vielfältigen und umfangreichen Widerstand gegen jegliche Privatisierungspläne im Kommunikationsbereich.

Der Wirtschaft wird nichts verbaut – Die Empfehlungen der KtK

Ausdruck dieses Dilemmas war, daß in dem Schlußbericht der KtK zunächst einmal solche technischen Weiterentwicklungen des Kommunikationssystems empfohlen wurden, die zwar hohen und langfristigen und natürlich staatlich garantierten Gewinn versprachen (beschleunigter und kontinuierlicher Ausbau des Fernsprechnetzes; bedarfsgerechter Ausbau des Fernschreibdienstes; Ausbau des in Einführung befindlichen öffentlichen Fernschreib- und Datennetzes; Einführung der neuen Telekommunikationsform des Bürofernsehers und des Fernkopierens), die aber keine wesentlichen Änderungen bestehender Post- und Rundfunkgesetze erforderten. Allerdings einigte sich die Wirtschaft mit den verschiedenen staatlichen Vertretern dahingehend, daß versuchsweise Kabelsysteme (= „Pilotprojekte“) aufgebaut werden, die eine Änderung der jetzigen Kommunikationsordnung – natürlich zugunsten der Wirtschaft – nach sich ziehen könnten.

Die Empfehlungen der KtK zum „Kabelfernsehen“ hatten folgenden Wortlaut: „In den Pilotprojekten sollten primär alternative Telekommunikationsformen und deren technische Varianten sowie außerdem alternative Organisationsformen der Trägerschaft von Breitbandverteilnetzen getestet werden.“

„Als Netzträger werden die Deutsche Bundespost, Gemeinden (bzw. deren Eigenbetriebe) und Privatunternehmungen vorgeschlagen, die jeweils zumindest in einem der Pilotprojekte das Netz errichten und betreiben. Die Deutsche Bundespost kann bei der Erteilung der Genehmigung Auflagen erteilen.“

„Auch für Pilotprojekte wird die Trennung von Netzkompetenz und Nutzungskompetenz vorgeschlagen. Dabei ist zu prüfen, ob die Trennung bei allen – auch den heute noch unbekannten – Kommunikationsformen praktikabel ist.“

„Zu den Informationsinhalten (insbesondere Programmen) wird vorgeschlagen, in den Pilotprojekten eine möglichst vielfältige Versuchsanordnung zu wählen, um die Akzeptanz und Attraktivität der Nutzung von Breitbandverteilnetzen testen zu können. Hierzu ist – soweit es sich um Rundfunk handelt – eine Entscheidung der rechtlich kompetenten Länder unerlässlich.“⁹ Diese Empfehlungen sind in der Tat sehr weitgehend interpretationsfähig und dadurch, daß diese von Wirtschaftsvertretern formulierten Rahmenbedingungen für zukünftige Kabel-Pilotprojekte staatliche Absegnung erhielten (– es sind ja immerhin Empfehlungen einer von der Bundesregierung berufenen Kommission –), konnten nunmehr die engagierten Kräfte aus Wirtschafts- und Verlegerkreisen – ohne ihre eigene nackte Profitsucht aufzudecken – sich immer auf die quasi-staatlichen Empfehlungen berufen.

„Konzertierte Aktion“ von Politikern, Wirtschaftskreisen und CDU/CSU

Auch die Politiker von Bund und Ländern machten und machen dieses abgekartete Spiel voll mit. Nach langen internen Beratungen und Absprachen kamen am 11. Mai 1978 die Ministerpräsidenten der Länder überein, der Öffentlichkeit mitzuteilen, daß sie „einen befristeten Versuch mit Breitbandkabel im Sinne der Kommission für den Ausbau des technischen Kommunikationssystems durchführen und auswerten“ wollen. „Sie bringen in die Verhandlungen mit dem Bund vier Projekte mit den Standorten Berlin, Ludwigshafen-Mannheim, Nordrhein-Westfalen und München ein. An der Durchführung der Pilotprojekte sind Rundfunkanstalten, eine öffentlich-rechtliche Körperschaft und eine öffentlich-rechtliche Anstalt beteiligt, wobei auch private Veranstalter bei der Erprobung der ‚neuen Medien‘ auf der Grundlage des von Rheinland-Pfalz mit Schreiben vom 24. April 1978 übermittelten Modells für ein Kabelfernsehpilotprojekt in privater Programmträgerschaft in der geänderten Fassung vom 5. Mai 1978 zugelassen werden. Die Ministerpräsidenten bekräftigen ihre Auffassung, daß auch die Netzträgerschaft in Pilotprojekten alternativ getestet werden sollte.“¹⁰ Die Willfähigkeit der Minister, die durch diesen Beschluß dokumentiert ist, war mit ein Ergebnis der massiven und lautstarken Aktivitäten, die seit der Veröffentlichung des Schlußberichts der KtK im Januar 1976 verstärkt in Gang gesetzt wurden. Besonders hervorgerufen haben sich dabei:

der „Münchener Kreis“, ein Sammelbecken von Vertretern der Elektrokonzerne (Siemens, SEL, AEG-Telefunken, MBB u. a.), von unternehmerfreundlichen Wissenschaftlern (Prof. Haseloff, Prof. Freudenfeld, Prof. Lerche, Prof. Steinbuch, Prof. Raupach, Prof. Kaiser u. a.), von Vertretern der Medienkonzerne (Bertelsmann, Springer) und von Mitgliedern der Bayerischen Staatsregierung (Prof. Maier und Anton Jaumann);¹¹

die „Arbeitsgruppe Neue Medien“ im „Bundesverband der Deutschen Industrie“ (BDI);¹²

der „Deutsche Industrie- und Handelstag“ (DIHT)¹³ und die Verlegerverbände BDZV und VDZ.¹⁴

Als Sammelbecken für diese Kreise und als politischer Stoßtrupp zur Durchsetzung der privaten Kabelfernsehpäne bot sich von Anfang an die CDU/CSU an.

Im März 1977 veröffentlichte die CDU/CSU ihr erstes umfangreiches Grundsatzpapier zu „Pilotprojekten im Bereich des Kabelfernsehens“, ¹⁵ am 31. Januar 1978 folgten die „Medienpolitischen Forderungen der Union für die Pilotprojekte Kabelfernsehen“, ¹⁶ und am 4. Juli 1978 wurde ein „Memorandum: Kabel und Satelliten werden die Medienlandschaft verändern – Eine pragmatische Antwort auf eine herausfordernde Problemstellung“¹⁷ der Öffentlichkeit übergeben.

Flankiert wurden diese Aktivitäten durch zahlreiche Zeitungsartikel, geschrieben von Persönlichkeiten, die den genannten Gruppierungen angehören.

Immer wiederkehrende Forderungen bei Seminaren, die diese Gruppen abhielten, bei Presseerklärungen, Stellungnahmen und theoretisierenden Zeitungsartikeln waren: freier Zugang privater Gruppen, Verlage und Unternehmen zur Netzebene; Gestaltung der Programminhalte durch private Zulieferfirmen, Verlage, Gesellschaften;

Verwerfen des bewährten Prinzips der Trennung von Netz- und Programmebene; Öffnung des zukünftigen Kabelfernsehens für die Werbung.

Die inhaltliche Koordinierung ihrer Kampagnen war in jedem Fall sehr deutlich: Alle genannten Gruppierungen lobten in ihren Stellungnahmen und Forderungen die Arbeitsergebnisse der KtK – lobten genaugenommen also ihr eigenes Werk –, der „Münchener Kreis“ empfahl sich – unterstützt von der bayerischen Staatsregierung – als Nachfolgegremium der KtK, der DIHT, die Verlagsvertreter und die Unionsparteien wiederum priesen die Übereinstimmung ihrer Vorstellungen mit denen des „Münchener Kreises“, ¹⁸ so daß die noch zögernden, skeptischen und ablehnenden Gruppen, Organisationen und sonstige gesellschaftlichen Kräfte in der BRD allmählich publizistisch und politisch – auf generalstabsmäßige Art und Weise – eingekreist erschienen.

Die Assoziation von kriegsähnlichen Vorgängen kommt in der Tat, wenn man die Äußerungen einiger Wirtschaftsvertreter zum Kabelfernsehen hört. Da wird klargestellt: „Wer das Kabel hat, hat die Macht.“¹⁹ Da wird vom „Meinungs-, Anspruchs- und Beteiligungskampf vor Ort“²⁰ geredet, von der „Schlacht um Sitz und Stimme in den Gremien“, ²¹ da wird eine „große Offensive der Wirtschaft“ gefordert, die in mehrere „Phasen“ zerfallen soll.²²

„Mit Werbung fängt man Verleger“

Schon zu Beginn der Diskussion um das Kabelfernsehen in der BRD haben Vertreter der Industrie, der Werbewirtschaft und der Unionsparteien die Forderung aufgestellt, daß beim lokalen Kabelfernsehen – private Träger vorausgesetzt – in jedem Fall Werbeeinblendungen möglich sein müssen.

Natürlich wissen die Befürworter der Werbespots, daß solch eine Konstruktion der jeweiligen Kabelfernsehgesellschaft langfristig beträchtliche Mehreinnahmen verschafft. Doch nicht nur ökonomische Interessen werden mit dieser Forderung abgedeckt: Mit dem Hinweis, daß ein werbefreundliches Programmumfeld dasein muß, um hohe Minutenpreise für Werbespots fordern zu können, hat man ein unerbittliches Druckmittel zur gefälligen, angepaßten Programmgestaltung in der Hand.

Aber die Forderung nach Werbezeiten im Kabelfunkprogramm verfolgte noch ein

weiteres Ziel: Die Verleger konnten so – mit dem Hinweis, daß ihnen ja sonst etwas vom bestehenden Werbekuchen weggenommen würde – voll für die Privatisierungspläne des Kabelfernsehens mobilisiert werden. Sind aber erst einmal die Verleger als Veranstalter von Kabelfernsehgesellschaften akzeptiert (d. h. z. B. in Westberlin und München in jedem Fall Axel Springer; auch beim Projekt Ludwigshafen/Mannheim gibt es jetzt schon Hinweise, daß der Springer-Verlag mit 50 Mill. DM einsteigen will),²³ dann ist auch die politisch-ideologische Ausrichtung der gesamten Kabelfernsehprogramme grundsätzlich gesichert: Denn eine erfahrenere und zuverlässigere ideologische Stütze des Kapitals als die Verleger gibt es einfach nicht.

„Verzicht auf 50 000 Arbeitsplätze“ und „technologischer Rückstand“ oder: Wie gewinnt man den Bürger fürs Kabelfernsehen?

Nun steht und fällt das ganze Kabelfernsehgeschäft damit, ob die lieben Bürger und potentiellen Zuschauer überhaupt diese technischen Neuerungen wollen. Die wortgewaltige Diskussion um die gefällige Organisationsstruktur des Kabelfernsehens und die militante Verbissenheit bei der Durchsetzung bestimmter Vorstellungen in Schlußdokumenten und Gesetzesentwürfen nützen nichts oder wenig, wenn sich kein Bedarf nach solchen teuren Apparaturen und Programmen einstellt. Und teuer für den Zuschauer scheinen die Kabelfernsehpilotprojekte zu werden: Zwar hat man immer noch keine konkreten, von allen Seiten akzeptierten Finanzierungspläne, doch auch noch so viele Subventionen von Bund, Ländern und Kommunen, noch so niedrige Dumping-Einführungspreise bei Geräten, Programmen und Telediensten werden den Kabelfernsehteilnehmer nicht davon befreien, für den Haus- bzw. Wohnungsanschluß, für die Monatsmiete und für die Benutzung der verschiedenen Teledienste insgesamt beträchtliche Summen aufzubringen. Damit der vorausseilende und nicht abwegige Ruf, daß das geplante „Kabelfernsehen nur für Wohlhabende“²⁴ sei, etwas abgebaut wird und gleichzeitig die Aufmerksamkeit auf andere Problemfelder gelenkt wird, haben die interessierten Kreise sich in letzter Zeit, mehr als bisher, darauf konzentriert, die angeblichen volkswirtschaftlichen Nachteile beim Nichtzustandekommen ihrer Kabelfernsehpläne der Öffentlichkeit klarzumachen, meistens gekoppelt mit Versprechungen, die erfüllt werden könnten, wenn die Bürger das Kabelfernsehen akzeptieren.

Industriemagazin: „Diesmal droht ein später vielleicht blühender Industriezweig bereits in seinen Entwicklungsjahren zu verkrüppeln, wenn die Monopol-Post die Verkabelung beschränkt und das Rundfunkmonopol die geistige Entwicklung des Technologie-Babys behindert. Beschränkt und behindert werden gleichzeitig jederzeit vollziehbare Investitionen und Innovationen. Der ökonomische Effekt: Bei einer bundesweiten Einführung des Kabelfernsehens würden Investitionen im Werte von etwa 25 Milliarden Mark ausgelöst, so eine pauschale Siemens-Rechnung. Der gegenwärtig dringend notwendige Investitionsschub würde zudem 300 000 bis 350 000 Mannjahre Beschäftigung auslösen, also 30 000 bis 35 000 Arbeitsplätze auf zehn Jahre sichern oder neu schaffen – zu einem Zeitpunkt, wo die Industrie teure Arbeitsplätze wegrationalisiert, eine günstige Gelegenheit.“²⁵

Nun hat sich gerade in den letzten Jahren die markante Devise „Die Gewinne von heute sind die Investitionen von morgen und die Arbeitsplätze von übermorgen“ als billige Zweckpropaganda für alle Industriezweige erwiesen, ist diese Losung sehr scharf und schlüssig von den Gewerkschaften als Hinhaltetparole entlarvt worden, so

daß es nun auch den Propagandisten des „freien“ Kabelfernsehens dämmert, daß sie sich noch etwas mehr einfallen lassen müssen, als nur mit Arbeitsplatz- und Innovationstheorien oder gar mit chauvinistischen Vorstellungen von zu erhaltener „deutscher Größe“ hausieren zu gehen.

Teledienste per Kabel: Mehr Nachteile als Nutzen

Bisher waren es nur einzelne Rundfunkanstalten (z. B. der NDR, der HR, das ZDF), einzelne Gewerkschaften (z. B. IG Druck und Papier, die Gewerkschaft Kunst, der DGB-Landesbezirk Bayern) und Initiativgruppen (z. B. die „Bayerische Initiative Rundfunkfreiheit“), die – ohne von einer gewinnorientierten Motivation getrieben zu sein – in sich geschlossene, durchaus diskussionswürdige Modellentwürfe für die Ausgestaltung des Kabelfernsehens zur Diskussion gestellt haben. Was dagegen von seiten der Vertreter der verschiedenen Industriezweige, der Verlage oder der Unionsparteien zur Programmgestaltung der Kabelprojekte auf den Tisch gelegt wurde, ist mehr oder weniger ein Konglomerat von programmlichen Selbstverständlichkeiten (Verbesserung der Empfangssituation, zusätzliche Einspeisung der Programme der weiter entfernt stationierten inländischen und ausländischen Fernsehsender), von Programmplattheiten der eingangs zitierten Art und von dubiosen Telediensten, deren „Nützlichkeit“, das heißt deren Rentabilität für den Veranstalter, in den Pilotprojekten getestet werden soll.

Diese in den verschiedenen Artikeln, Dokumenten, Resolutionen und Programmskizzen der Wirtschaftskreise hier und da auftauchenden Pläne zur inhaltlichen Gestaltung der Teledienste würden – das läßt sich schon jetzt absehen – teilweise sehr folgenschwere wirtschaftliche, politische und kommunikative Konsequenzen beinhalten, wenn sie Programmbestandteile des Kabelfernsehens werden sollten. Hier einige Beispiele:

Ferneinkauf: Innerhalb des Einzugsgebietes der lokalen Kabelfernsehanlage sollen die größten Kaufhäuser bzw. Supermärkte an das Kabelsystem angeschlossen werden.²⁶ Nach anderen Plänen sollen Versandhäuser mit ihrem Katalogangebot in das Kabelsystem integriert werden.²⁷ Mit Hilfe eines „Rückkanals“ soll es den Kabelfernsehteilnehmern ermöglicht werden, Sonderangebotsbestellungen, tägliche Bedarfsgüter und sonstige Anschaffungswünsche beim Kaufhaus registrieren und abbuchen zu lassen. Entweder holt sich der Kunde dann zu einer von ihm selbst gewünschten Zeit die schon abgepackten Waren ab, oder ein Heimdienst der Kaufhäuser tritt in Aktion. Die Einbeziehung der Kaufhäuser und Supermärkte in ein Kabelsystem wird eine allmähliche, aber totale Umstrukturierung dieser Verkaufsstellen zur Folge haben. Nicht mehr die qualifizierten Verkäufer und Berater, die Kassierer und Dekorateur sind notwendig, sondern die meist nur angelernten Sortierer, Packer und Fahrer. Aber nicht nur eine negative Entwicklung der Qualifikationsstruktur der Beschäftigten und eine generelle Rationalisierung im Personalbereich der Kaufhäuser würde einsetzen, auch ein verschärfter Verdrängungswettbewerb zwischen den Kaufhäusern und Supermärkten einerseits und den Spezialgeschäften, den mittleren und kleinen Läden und Händlern andererseits. Eine beschleunigte Eliminierung des städtischen Einzelhandels würde dadurch eingeleitet, verbunden mit der todsicheren Konsequenz, daß eine Freisetzung von vielen Arbeitskräften erfolgt.

Verwaltungshilfen (Fernablesen der Strom-, Wasser-, Gaszähler; Abrufen des Kontostandes, Überweisungen; Buchungen, Reservierungen): Abgesehen davon, ob diese verschiedenen Teledienste wirklich eine große Hilfe für den Teilnehmer darstellen, muß auch hier davon ausgegangen werden, daß in all diesen angeschlossenen Unternehmungen die Anwendung der neuen Medien und Techniken ebenfalls zu einem Rationalisierungsschub führen wird.

Außerdem kann davon ausgegangen werden, daß ein Kabelkanal für Banküberweisungen, Buchungen bei Fluggesellschaften, Reiseunternehmen, Hotelreservierungen, Theater- und Opernkartenbestellungen eine Serviceleistung für die sozial privilegierten Schichten sein wird.

Pay-TV: Wie bei den verschiedenen Telediensten muß beim Pay-TV eine bestimmte Gebühr für jede einzelne Sendung (Spielfilm, Krimi-Serie, Unterhaltungssendung u. ä.) gezahlt werden. Ein Kabelanschluß mit Rückkanal ist dafür notwendig: Über den Rückkanal wird der Zentrale automatisch die Nutzung des Kanals gemeldet, sie wird dort registriert und in regelmäßigen Abständen berechnet. Hauptinteressenten am Pay-TV sind die großen Medienkonzerne (z. B. Bertelsmann, Bauer, Springer), die hier eine Möglichkeit sehen, ihre Produkte – bespielte Kassetten, Telespiele u. ä. – an eine große Zuschauergemeinde zu bringen. Nach den Vorstellungen der Wirtschaftsvertreter ist „Pay-TV eine Programmsparte, die wesentlicher Bestandteil des zukünftigen Kabelfernsehens sein muß. Denn gerade der Pay-TV-Kanal erbringt die Einnahmen, die dringend notwendig sein werden, um andere weniger einträgliche, aber kulturell wichtige Programme zu subventionieren.“²⁸ Die verschiedenen anderen – kostenlosen – Bildungs-, Informations- und Unterhaltungsprogramme sollen also direkt abhängig gemacht werden von den kommerziellen Diensten, wären finanziellen Schwankungen ausgesetzt, würden bei einem privaten Träger des Kabelfernsehens selbstverständlich über kurz oder lang dem Rentabilitätsdenken zum Opfer fallen. Aber auch bei einem öffentlich-rechtlichen Kabelfernsehen würde durch die Einrichtung des Pay-TV ein immenser Kommerzialisierungsdruck ausgeübt. Es wäre widersinnig, öffentliche Gelder zum Aufbau eines lokalen Kabelfernsehens zu verschwenden, nur um die exklusiven Programmwünsche einzelner finanzkräftiger Zuschauer zu befriedigen. Wenn die Medienkonzerne ihre bespielten Videobänder massenhaft absetzen wollen, reicht es völlig aus, die Preise für die Abspielgeräte radikal zu senken.

Wer schützt den Bürger vor der „totalen Erfassung“? Möglichkeiten für Demokraten

Es ist bisher bei allen Modellskizzen geplant, die Zuschauergewohnheiten zu registrieren und auszuwerten. Von der technischen Seite her ist es ein leichtes, nicht nur die Gesamtmenge der jeweiligen Zuschauer bei bestimmten Programmen und Kanälen festzustellen, sondern auch die konkrete Zuschauerzusammensetzung. Bei einzelnen Telediensten ist es ja in jedem Fall notwendig, den jeweiligen Benutzer zu ermitteln.

Ob also jemand das in Kabelfernsehsystemen zu empfangende DDR-Fernsehen einschaltet, das kritische Fernsehspiel dem „Großen Preis“ vorzieht, die Sendung der Bürgerinitiative lieber sieht als die Routine-Ansprache des Oberbürgermeisters, ob

jemand öfters sein Bankkonto überzieht, den Stadtwerken die Rechnung noch schuldig ist, all diese und noch andere personenbezogene Daten würden von den EDV-Anlagen in den Kabelfernseh-Zentralen festgehalten und ausgewertet werden können. Keiner der großen Projektierer des Kabelfernsehens hat den Widerspruch zwischen Datenschutz und Datenerfassungszwang zwecks Auswertung der Akzeptanz und Rentabilität der Kabelfernsehprogramme und -dienste angesprochen. *Es ist ein dringliches Gebot, daß dieser ganze Komplex geklärt wird, ehe das erste Kabel verlegt wird.* Gleichgültig, ob sich einzelne kritische Stimmen oder gar gesellschaftliche Gruppen negativ zur Einführung des lokalen Kabelfernsehens stellen, die Kabelfernseh-Pilotprojekte werden in jedem Fall durchgeführt. Die aktuelle und grundsätzliche Frage bei der Anwendung neuer Kommunikationsmittel muß viel eher in die Richtung gehen, wie die technischen Errungenschaften so eingesetzt werden können, daß sie einen gesellschaftlichen Fortschritt für die Bevölkerung darstellen.

Die lokalen Kabelpilotprojekte könnten in der Tat – wenn sich genügend demokratische Kräfte dafür einsetzen – eine Reihe von sinnvollen kommunikativen Funktionen und gesellschaftlichen Bedürfnissen befriedigen:

Lokale Kabelfernsehanlagen könnten zunächst einmal alle in der BRD gesendeten Programme (Gemeinschaftsprogramm der ARD, das ZDF-Programm und alle Dritten Programme der ARD) störungsfrei weitergeben.

Alle deutschsprachigen Programme ausländischer Sender (Schweiz, Österreich, DDR) müßten außerdem empfangbar sein.

Lokales Kabelfernsehen sollte darüber hinaus den kommunikationspolitischen Auftrag erhalten, eine Ergänzung und Konkurrenz zu den örtlichen und regionalen Zeitungen zu werden – im Interesse der Bürger, die mehr Informationen über lokale und regionale Vorgänge wünschen, im Interesse der Journalisten und Redakteure, die dadurch mehr berufliche Möglichkeiten erhielten und weniger berufliche Abhängigkeiten und Arbeitsplatzängste in Kauf zu nehmen hätten.

Kabelfernsehsendungen sollten gegenüber den bisherigen Regionalsendungen der Rundfunkanstalten ein verbessertes Informationsangebot über das kulturelle, politische und soziale Geschehen im lokalen und regionalen Bereich liefern: Zu denken wäre hier vor allem an Übertragungen von örtlichen Theateraufführungen, Konzerten, Volkskunstabenden, Dichterlesungen; von Stadtratssitzungen, von Sitzungen der Bürgerausschüsse; von Veranstaltungen der Gewerkschaften, Jugendgruppen, Bürgerinitiativen, Kulturgruppen, Kirchen, Ausländervereinigungen; von Kursen der Volkshochschule, von „Arbeit und Leben“; von lokalen und regionalen Sportereignissen.

Lokales Kabelfernsehen sollte aber nicht nur den Bürgern ein quantitativ und qualitativ besseres Informations-, Bildungs- und Unterhaltungsangebot liefern, sondern auch den verschiedenen sozialen, kulturellen, politischen Gruppen einer Stadt oder Region die Möglichkeit geben, sich mit Hilfe des neuen Mediums selbst an die Zuschauer zu wenden („Offener Kanal“, Videokanal).

Um diese demokratischen Programminhalte und -ziele auch auf Dauer verwirklichen zu können, bedarf es für das Kabelfernsehen einer Organisationsstruktur, die das Durchschlagen ökonomischer Interessen auf das Programm verhindert. Bislang hat sich kein besseres Organisationsprinzip als das öffentlich-rechtliche gezeigt. Es ist aber dringend geboten, das bisherige Mißverhältnis bei der Zusammensetzung der

Kontrollgremien in den bestehenden Rundfunkanstalten zu beseitigen: die wirklich gesellschaftlich relevante Kraft, die Gewerkschaften, muß – ihrer sozialen und politischen Bedeutung entsprechend – stärker in den Entscheidungsinstanzen vertreten sein.

Durch einen Beirat ist die Mitsprache der angeschlossenen Haushalte zum Programm zu gewährleisten. Die Mitsprache der Mitarbeiter an den Kabelfernsehprojekten muß ebenfalls gesichert sein.

Für die Beschäftigten müssen sinngemäß die schon existierenden, sozial vorbildlichen Rundfunktarifverträge wirksam werden. Zudem müssen von Anfang an Betriebs- und Personalräte gewählt werden können. Eine intensive Mitbeteiligung der Betriebs- und Personalräte ist bei allen strukturellen, personellen und wirtschaftlichen Fragen zu gewährleisten.

Die nichtangestellten Mitarbeiter sind in alle Mitwirkungsregelungen einzubeziehen. Ihre wirtschaftliche und soziale Sicherung ist durch Anwendung schon bestehender Tarifverträge für freie Mitarbeiter zu gewährleisten.

Der Anteil der Eigenproduktionen ist wegen der Erhaltung der öffentlich-rechtlichen Struktur des Kabelfernsehens so hoch wie möglich zu halten. Werden dennoch Auftragsproduktionen vergeben, müssen die gleichen rundfunkrechtlichen und tarifrechtlichen Bestimmungen wie bei Eigenproduktionen angewandt werden.

Die Finanzierung der Kabelfernseh-Pilotprojekte und der späteren Kabelfernsehanlagen muß eine öffentliche Aufgabe sein. Eine teure Anschluß- und Teilnahmegebühr ist sozial nicht vertretbar. Die Freiwilligkeit der Teilnahme ist zu gewährleisten. Für die technischen Vorleistungen sind öffentliche Mittel bereitzustellen. Die Programmkosten der Pilotprojekte sind mit aus den Rundfunkgebühren zu finanzieren.

Kabelfernsehen darf grundsätzlich nicht für Werbezwecke zur Verfügung stehen. Es ist klar, daß diese Zielvorstellungen nicht ohne demokratisches Engagement, nicht ohne ein breites Bündnis durchgesetzt werden können. Doch der gesellschaftliche Gewinn für die demokratischen Kräfte wäre hoch, ein Versäumnis oder gar Ignoranz auf diesem Sektor ein selbstverschuldeter gesellschaftspolitischer Rückschlag mit unvorhersehbaren Folgen. Vor allem sind deshalb die Gewerkschaften gefordert und in der Lage, ihre Mitglieder und die Öffentlichkeit zu informieren und zu mobilisieren.

¹ F. W. Hymmen, Das Kabel – Fakten und Illusionen, Frankfurt 1975, S. 13

² Donauwörther Zeitung, 29. 9. 1975; Düsseldorfer Nachrichten, 29. 10. 1975

³ Abendpost, 12. 2. 1975; Frankfurter Rundschau, 12. 4. 1976

⁴ Rheinischer Merkur, 19. 10. 1973

⁵ Klaus Brehl, Lexikon der Neuen Medien, Köln 1977, S. 96–99

⁶ Siehe Telekommunikationsbericht der KtK, Bonn 1976

⁷ Ebenda, S. 15–17

⁸ Ebenda, S. 141–152

⁹ Ebenda, S. 11/12

¹⁰ Rundfunk und Fernsehen, 26. Jahrgang 1978/1, S. 60

¹¹ Alle Angaben vom „Münchener Kreis“ selbst veröffentlicht, 1. 7. 1976

¹² Ihr Mitteilungsorgan ist der „Medienspiegel“, hrsg. vom Institut der Deutschen Wirtschaft

¹³ Siehe Tagungsprotokoll des Deutschen Industrie- und Handeltages zum Thema „Kammer und Kabel“ (am 17./18. 1. 1978 durchgeführt)

¹⁴ Sie benutzen ihr Verbandsorgan „ZV + ZV“ als Kampfmittel

¹⁵ Abgedruckt im „aktuellen mediendienst“, 25. 3. 1977

¹⁶ Von der CDU/CSU am 31. 1. 1978 herausgegeben

¹⁷ Abgedruckt in epd/Kirche und Rundfunk, 8. 7. 1978

¹⁸ CDU/CSU-Stellungnahme vom 31. 1. 1978 und

Stellungnahme der Arbeitsgemeinschaft der Bayerischen

Industrie- und Handelskammer vom 22. 3. 1977, in:

„Kammer und Kabel“, S. 76.

¹⁹ Dietrich Ratzke, Netzwerk der Macht, Frankfurt 1975,

S. 14

²⁰ „Kammer und Kabel“, S. 69

²¹ Ebenda, S. 69

²² Ebenda, S. 70

²³ Süddeutsche Zeitung, 16. 9. 1978; Stuttgarter Zeitung, 18.

9. 1978

²⁴ F. W. Hymmen auf einer Tagung in Baden, epd/Kirche

und Rundfunk, 14. 10. 1978

²⁵ Industriemagazin, 11. Jahrgang, 15. 8. 1977

²⁶ Wirtschaftswoche, 25. 7. 1975

²⁷ Anlageband 5 zum Telekommunikationsbericht der KtK,

S. 112

²⁸ Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11. 11. 1978

Kaspar Weingarten Transnationale Medienkonzerne, nationale Medienkonzentration und peripherer Widerstand

„Regierungen, gesellschaftliche Kräfte, insbesondere Gewerkschaften und internationale Organisationen wie die UNESCO sind dabei, Pressefreiheit einzuschränken bzw. ganz zu beseitigen.“

(J. Binkowski, Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Zeitungsverleger)

1

„Ausgerechnet jene Kreise“, so kommentierte die *Deutsche Volkszeitung* am 14. Dezember 1978 die Haltung einschlägiger bundesdeutscher Interessenvereinigungen zur gerade verabschiedeten UNESCO-Mediendeklaration, „die durch ihre monopolistische Beherrschung der Medien die Pressefreiheit zur Farce machen, spielen sich... als Hüter der freien Meinung auf.“ Was Wunder, denn schließlich ging es der großen Mehrheit der in der UNESCO-Spezialorganisation für Bildung, Wissenschaft und Kultur zusammengeschlossenen Länder darum, den Einfluß der den Weltnachrichtenmarkt beherrschenden Agenturen sowie der monopolistischen, transnationalen Medienkonzerne einzudämmen und diesen eigene Medien und Medieninhalte entgegenzusetzen. Da die Initiative dabei von den sozialistischen Staaten und Ländern der Dritten Welt ausging, geriet, so die DVZ, diese Initiative „ins Sperrfeuer der westlichen Informationsmonopole“. Um diese Diskussion einschätzen zu können, sei kurz zurückgeblendet auf die historischen Zusammenhänge, die dieser Auseinandersetzung zugrunde liegen und von Reiss und Zielinski ausführlich analysiert wurden.

2

„Errichtung und Erhaltung von Kolonialgebieten und das Bestehen auf dem Weltmarkt verlangen nach entsprechend schnellen, weitreichenden und umfassenden Kommunikationsmitteln, was die Verbindungen zwischen Kolonien und Kolonienbesitzer sowie die innerhalb der weltweiten Transport- und Verkehrsnetze betrifft. Und schließlich drängt der dem Kapitalismus und insbesondere dessen imperialistischer Erscheinung wesentliche Zug zur Rüstungsproduktion und Kriegsführung auf Steigerung der Nachrichtenverbindungen, Veränderung der Kommunikationsmittel. Produktivkraftentwicklung in den Transport-, Antriebs- und Rohstoffbereichen, Massenproduktion, Verwissenschaftlichung der Produktion, damit verbundene Konzentration der Produktion, des Kapitals und der Arbeitskraft, dazu Verteilung oder Neuverteilung der Welt, Entwicklung einer Weltwirtschaft mit Übergang vom Warenexport zum Kapalexport, Rüstungsproduktion und Kriegsführung weltweit, eine zunehmende Verschärfung der Klassenwidersprüche und dadurch erhöhte Notwendigkeit der Herrschaftssicherung: das sind Faktoren, die Ende des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts einen generellen Gebrauchswert für Kommunikation in Massen sowie in hoher Geschwindigkeit und Reichweite definieren.“¹ Inzwischen kommen den Medien, so Hund in Anlehnung an Holzer, Funktionen auf drei Ebenen zu: auf der Ebene des Einzelkapitals, des gesellschaftlichen sowie des

ideellen Gesamtkapitals.² Dem Staat fällt dabei zunehmend eine Rolle zu, die – bedingt durch die „Zentralisation des Kapitals durch Enteignung der Kleinkapitalisten, die Liquidierung der freien Konkurrenz, die Entfaltung einer den Marktmechanismus zerstörenden Konkurrenz der Oligopole und Monopole“ – „über die bloß formalrechtliche Sicherung der Verkehrsformen hinausgeht“ und „eine spezifische staatliche Stützung des Gesellschaftsprozesses insgesamt“ erzwingt.³

Mit der inzwischen vollzogenen Transnationalisierung auch und gerade der Medienkonzerne ergeben sich auch und gerade für die Länder der Dritten Welt Probleme, die ihre weitere Entwicklung entscheidend bestimmen.

3

Indem die transnationalen Medienkonzerne (TMKs) im Dienste weltweiter Kapitalverwertung zu den markterschließenden Agenturen ausersehen wurden, die – mit staatlicher Unterstützung – nationale Absatz- und Beschäftigungs„probleme“ unter Einsatz hochentwickelter Marketingideologien, -konzeptionen und -tätigkeiten überwinden helfen sollen,⁴ geraten nicht nur die politisch-ökonomischen, sondern zunehmend auch die sozio-kulturellen Strukturen der peripheren Länder unter den direkten, dominierenden Einfluß der kapitalistischen Metropolen. Die Länder der Dritten Welt sollen dank dieser Aktivitäten in den Genuß all dessen kommen, was die USA im DISNEY LAND als „Karussell des Fortschritts“ bereits heute als museale Attraktion zu präsentieren in der Lage sind:

„Zuerst gehen wir“, so weiß ein bundesdeutscher Chronist zu berichten, „zu einer Attraktion, die ‚Karussell des Fortschritts‘ heißt und eine halbe Stunde lang sehr eindringlich zeigt, wie gut es uns geht und daß wir das hauptsächlich der Firma ‚General Electric‘ zu verdanken haben, welche die Show auch gestiftet hat. Zur Demonstration des Ganzen drehen sich auf einer Bühne mehrere Generationen einer gewissen Familie Miller an uns vorbei, in welcher es durch die Jahrzehnte hindurch herrlich aufwärts geht, weil sie anfangs nur ein gewöhnliches Bügeleisen hat, später aber die wunderschönsten Waschmaschinen und Fernsehgeräte, aus welchen ‚die Kinder soviel lernen‘, wie uns der Vater versichert. Der Hund wedelt dazu freudig mit dem Schwanz.“⁵

4

Die dieses Schwanzwedeln begleitende Entwicklungspolitik haben kritische Zeitgenossen mit Begriffen wie Medien- und Kulturimperialismus belegt, womit eine entwickelte Form des Imperialismus bezeichnet werden soll, deren sich die Länder der Dritten Welt dank der hochentwickelten (Medien-)Technologien in wachsendem Maße erfreuen können. Abhängigkeitsstrukturen lassen sich innerhalb der Peripherien in sämtlichen Medienbereichen (Film, Druck, Hörfunk, Fernsehen, Nachrichten, Werbung) festmachen, und sie betreffen den Bereich der Maschinen und Anlagen ebenso wie den Bereich der Medieninhalte und den Bereich der Ausbildung von Technikern, Journalisten, Managern.⁶ Die TMKs setzen damit an der Erkenntnis an, daß „jede Kultur... ihr eigentümliches, spezifisches Gepräge von dem gesellschaftlichen Boden, aus dem sie erwächst“, erhält.⁷ Deshalb muß es den TMKs im Interesse

ihrer „overall strategy“⁸ darum gehen, ebendiesen „gesellschaftlichen Boden“ solange zu beackern, bis auf ihm der Wunsch nach Persil, Nescafé, Melitta, nach Waschmaschine, Fernsehgerät und Auto massenhaft gedeiht: die Welt als riesiges Kaufhaus, in das die Medien den konsumfähigen Teil der Weltbevölkerung alltäglich in bestimmbar bunten Herden – den Leithammel „Konsumführer“ an der Spitze – hineintreiben können, um ihn bei unschwerflicher Musik bis zur letzten Rate abzukassieren – Traum eines jeden Marketingstrategen, wenn er seinen TMK-Computer speist.

5

Die Größten der Großen setzen pro Jahr bis zu 14 Milliarden DM um (RCA-Konzernumsatz 1977), während die Kleinsten der Großen sich mit rund 1 Milliarde DM (20th Century Fox) bescheiden müssen.⁹ Die Liste der Großen des Mediengeschäfts reicht von RCA über CBS bis zu ABC, Bertelsmann, Dai Nippon, Hachette, EMI, Asahi, Warner Communications, Reader's Digest, Toppan Printing, Yomiuri, Tribune Co., Mainichi, Polygram, Time Inc., MGN/IPC, Knight-Ridder, Springer, Times Mirror, MCA, News Ltd., S. J. Newhouse, Walt Disney, S. Pearson & Son, Gannett, Columbia Pictures, Bauer, McGraw-Hill, New York Times und 20th Century Fox. Nicht erwähnt sind in dieser Aufstellung die monopolistischen Weltnachrichtenagenturen AP, UPI, Reuters und Agence France Press. Nicht erwähnt sind in dieser Aufstellung außerdem transnationale Konzerne, die im Informationsgeschäft zu den marktbeherrschenden Unternehmen im Weltmaßstab zählen wie, IBM (Konzernumsatz 1975: 14,4 Milliarden US-Dollar), General Electric (13,4), ITT (11,3), Philips (10,7), Siemens (7,7), Western Electric (6,6), GTE (5,9), Westinghouse (5,8), AEG-Telefunken (5,1), Rockwell Int. (4,9), Matsushita (4,6), LTV (4,3), Xerox (4,1), CGE (4,1), Litton (3,4), Lockheed (3,4) uvm.¹⁰

6

Die Wiege dieser TMKs steht in Ländern, die sich durch eine fortgeschrittene interwie intramediare Konzentration im Medienbereich auszeichnen, deren allabendliche farbigen TV-Nachrichten von neuen Höhen der Arbeitslosigkeit zu berichten wissen, deren Vorstellungen von Menschenrechten sich im Inland wie in Vietnam, Chile, dem Iran oder Südafrika täglich wieder neu unter Beweis stellen lassen. Mit in die Wiege gelegt wurde diesen TMKs gemeinsam der „Begriff der Wahrhaftigkeit („truth“),¹¹ der seinen beredten Ausdruck in der Meinungsvielfalt und -freiheit fand, die durch die TMKs in wachsendem Maß garantiert sind: So werden bereits heute in den USA in sechzehn Gebieten die jeweils einzige Rundfunkstation und die jeweils einzige Zeitung vom gleichen Konzern kontrolliert (ein Zustand, der nach einer jüngsten Entscheidung des Supreme Court bis zum 1. Januar 1980 behoben werden muß – falls keine Ausnahmeregelung erteilt wird);¹² werden in weiteren 74 US-Städten 79 Fernsehunternehmen von Unternehmen betrieben, die auch die Lokalzeitung des Ortes herausgeben;¹³ wird in Frankreich der Konzentrationsprozeß im Pressesektor seit 1975 von zwei Konzernen bestimmt (Hachette und Hersant),¹⁴ während gleichzeitig die beiden Fernsehsender TF1 und A2 zunehmend kommerzielle Züge aufweisen;¹⁵

halten in Großbritannien die britischen Presseunternehmen bereits heute 21 Prozent der stimmberechtigten Aktien der kommerziellen Rundfunkunternehmen;¹⁶ werden in Japan zwischen 50 und 80 Prozent des japanischen Zeitungs- und kommerziellen Rundfunkprogrammangebots von nur drei Medienkonzernen kontrolliert;¹⁷ geben in der BRD nur fünf Verlage knapp 50 Prozent der verkauften Tageszeitungsauflage heraus, davon der Springer-Konzern knapp 30 Prozent.¹⁸

7

Wenn allein RCA über einen Jahresumsatz von fast 14 Milliarden DM verfügt, wenn General Electric einen Jahresumsatz von 40 Milliarden DM aufweisen kann oder wenn in den USA im Jahr 1978 über 40 Milliarden Dollar offiziell für Werbung aufgewendet wurden,¹⁹ dann wird verständlich, daß Sozialprodukte einer ganzen Reihe von Ländern der Dritten Welt nicht einmal den Werbeetat einiger TMKs erreichen. Als integralem Bestandteil transnationaler Machtstrukturen kommt dem Bereich „Kommunikation/Werbung/Kultur“ gegenüber den Bereichen „Politik/Militär/Geheimdienste“ und „Wirtschaft/Industrie/Handel“²⁰ eine wachsende Bedeutung zu. Am Beispiel von Chile hat Schiller nachgewiesen, wie auch unter dem Deckmantel der Pressefreiheit die Politik der Volksfrontregierung von den USA aus massiv bekämpft wurde,²¹ und ein weiteres Zitat des BDZV-Präsidenten Binkowski verweist darauf, wie der alltägliche Klassenkampf auch in unseren Medien geführt wird:²² „Der Versuch, sogenannte Befreiungsbewegungen in den Ländern, in denen sie residieren, zu Worte kommen zu lassen, würde die Zeitungen zur einseitigen Stellungnahme gegen im Amt befindliche Regierungen zwingen.“

8

Kennzeichnend für die Tätigkeit der TMKs ist eine ansteigende Diversifikation. Sie nehmen ihre Interessen inzwischen nicht mehr nur in sämtlichen Medienbereichen wahr, sondern auch in Bereichen wie der Freizeitindustrie, der Automobilindustrie, der Konsumgüterindustrie usw. Dies gilt für die Radio Corporation of America (RCA) ebenso wie für EMI, dies gilt für die American Broadcasting Corporation (ABC) ebenso wie für General Electric oder Warner Communications: Restaurantketten, Autoverleihfirmen, Gefrierkost, Profitfußball, Kinderspielzeug, Bowlinghallen, Golfanlagen, Rennbahnen, Immobilienfirmen, Einrichtungshäuser, Kaufhauskonzerne usw. zählen neben Zeitungs- und Rundfunkkonzernen, neben Verlagen für Bücher und Schallplatten, neben Filmproduktionsfirmen und Satellitengeschäft, neben Druckereien und Video-Package-Produktionen, neben Videorecordern und Telespielen, neben Pay-TV-Programmen und Rezipientenforschungsunternehmen, neben Marketing-Unternehmen, Theatern und Auslandsvertretungen in den wichtigsten Ländern der Welt, sei es in den Metropolen, sei es in den noch zu „entwickelnden“ Peripherien, zu den Produktionsbereichen und Geschäftsinteressen dieser Konzerne. Banken und Versicherungsgesellschaften sichern diese Geschäfte finanziell ab.

58

9

Die Distributionsnetze der TMKs umspannen die ganze Welt. Beteiligungen sichern ihren Einfluß auf fremde Märkte; Werbe-, Produktions- und Finanzierungsagenturen mit Milliardenumsätzen werden von ihnen eingesetzt, wenn es darum geht, Produkte in möglichst kurzer Zeit an höchst unterschiedliche Konsumenten in Afrika, Asien, den USA, Lateinamerika oder Europa zu bringen. Fernsehprogramme werden aus den Massenproduktionszentren der kapitalistischen Welt nach Venezuela, Kolumbien, Madagaskar, Guatemala, den Philippinen, Nigeria, Südafrika, Südkorea oder Panama, nach Indien, dem Iran oder Taiwan, nach Jamaica oder Peru geflogen, wo sie über einschlägige Firmen zu höchst unterschiedlichen Preisen verkauft werden: Während Nicaragua beispielsweise für eine halbstündige US-Fernsehserie 1976 zwischen 40 und 50 US-Dollar zahlte, mußten die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten der BRD dafür durchschnittlich 5.000 US-Dollar hinblättern.²³ Wohl um in diesem unfairen Wettbewerb einige Punkte gutzumachen, verkauft „die – selbstverständlich ‚gemeinnützige‘ – Transtel (Gesellschaft für deutsche Fernsehtranskription) den ‚Zar und Zimmermann‘ nach Mexiko, ‚Spiel-ohne-Grenzen‘-Verschnitte nach Singapur, beglückt Uganda für 1000 DM pro Stunde mit der Übertragung von Bundesliga-Fußballspielen und rangiert mit 4000 verkauften Programmstunden allein im Jahr 1975 hinter den USA, England und Frankreich an vierter Stelle der Weltrangliste der profitorientierten Programmhändler.“²⁴

10

Und dieses Geschäft wird für die TMKs immer wichtiger: „Für die (US-)Networks, die allein in die Fernsehforschung durch die AC Nielsen Company jährlich etwa 25 Millionen Dollar investieren, wird das Publikum, sein Geschmack und seine Reaktion offensichtlich zunehmend weniger kalkulierbar.“²⁵ Und: „Bei den Einschaltquoten und -zeiten der amerikanischen Fernsehhaushalte... wurden 1977 erstmals in der Fernsehgeschichte der USA Sättigungsgrenzen und Stagnationstendenzen sichtbar... Die durchschnittliche Zeit pro Tag und Haushalt, in der das Fernsehgerät eingeschaltet ist, sank von sechs Stunden, zehn Minuten 1976 auf sechs Stunden, vier Minuten.“²⁶ Derartige Schreckensbotschaften lassen sich auch aus den übrigen Mediensystemen der kapitalistischen Welt zusammentragen. Gerade rechtzeitig zu den einschlägigen Rundfunkjubiläen (50 Jahre Hörfunk, 25 Jahre Fernsehen) sättigten sich die heimischen Rezipientenmärkte zusehends, und auch technische Neuerungen vermögen solche „Stagnationstendenzen“ nur mühsam zu überdecken.

11

Geprägt vor allem von kommerziellen Medieninhalten, finden die Medien in der „entwickelten“ Welt zwar alltäglich ihr Millionen-Publikum, doch setzt die mit der Entscheidung für privatwirtschaftlich-organisierte, kommerzielle Mediensysteme zugleich getroffene Entscheidung für deren gesetzmäßig hervorgerufene Konsequenzen die TMK-Manager zunehmend unter Druck: „Als letztes Jahr die (US-)Bundesaufsichtsbehörden auf öffentlichen Druck hin empfahlen, das Blutvergießen

59

einzuschränken, standen die Fernsehgesellschaften vor einem schweren Problem: Zuschauern, denen die gewohnt rauhe Kost entzogen wird, würden gähnend ihr Gerät abschalten, die „ratings“ würden fallen und damit automatisch die Preise für die Reklamesekunden. Da die Lebensberechtigung der meisten amerikanischen Fernsehanstalten in der Erzielung maximalen Profits besteht und die Spielprogramme nur Mittel zu diesem Zweck sind, mußte nach attraktivem Ersatz Umschau gehalten werden. Es war die American Broadcasting Company (ABC), die aggressivste der drei großen nationalen Fernsehanstalten, die sich als erste auf das Gebiet des Sex vorwagte.²⁷ Die US-Kommerzsender sind damit dort angelangt, wo sich ihre kommerziellen Brüder in Japan bereits seit einigen Jahren tummeln. Dort gehört der Fernsehabend den „kommerziellen Sendern, die sich mit... kombinierten Sex- und Alkoholshows etwas Besonderes haben einfallen lassen. Mit tragbaren Kameras herangeholt, wird da ein sich entblößender Frauenkörper zum Vehikel für eine Whisky- oder Wein-Sorte, für einen neuen Film, in dem man das hier nur minutenlange Glück dann stundenlang genießen kann.“²⁸ So konnte denn gar der rheinland-pfälzische Ministerpräsident, Vorsitzender der Rundfunkkommission der Länderchefs und designierter Vorsitzender des ZDF-Verwaltungsrates, Bernhard Vogel (CDU), nach seiner Rückkehr aus den USA feststellen, daß „das in den Vereinigten Staaten und Kanada schon seit Jahren eingeführte Kabelfernsehen mit bis zu 30 verschiedenen Programmen – sie reichen vom Einkaufstip bis zum Pornofilm – ... so auf die Bundesrepublik nicht übertragbar“ sei.²⁹ Da haben wir ja vielleicht noch mal Glück gehabt! Denn „schwindende Vielfalt im Gesamtangebot der Networks hatten zur Folge, daß sich die Programmschemata von CBS, NBC und ABC im Laufe (von) 20 Jahre(n) immer ähnlicher, die angebotenen Programminhalte immer homogener wurden. Denn je höher der Anteil einer bestimmten, durch die Ratings als ökonomisch erfolgreich ausgewiesenen Programmkategorie an der Sendezeit insgesamt wurde, um so stärker war die Tendenz, daß alle drei Networks gleiche Anteile zu erreichen versuchten, also die Tendenz, einen Gleichgewichtszustand zwischen Marktführer und nachdrängenden Oligopolen herzustellen.“³⁰ In Japan sind dies inzwischen 30 Millionen kommerzielle TV-Sendeminuten pro Jahr, die sich offenbar nur mehr durch den Kanal, auf dem sie ausgestrahlt werden, unterscheiden.³¹

Während in der BRD die Parteifreunde des Bernhard Vogel – offenkundig wenig beeindruckt von derartigen Erfahrungen – in ihren jüngsten medienpolitischen Thesen erneut verkünden, daß das „bestehende Monopol der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten marktwirtschaftlichen Lösungen weichen“³² müsse, da die heutige Medientechnologie Wettbewerb möglich mache, haben sich die Länder der Dritten Welt in Paris darauf geeinigt, ihr Hauptaugenmerk nicht gerade auf eine möglichst umfassende Kommerzialisierung ihrer Mediensysteme zu richten. Vielmehr werden die Aufgaben der Medien in Artikel I der UNESCO-Mediendeklaration sehr eindeutig im Sinne internationaler Verständigung und der Bekämpfung von Kriegspropaganda, Rassismus und Apartheid verstanden: Sie „bedingen einen freien, wechselseitigen und ausgewogenen Fluß von zutreffenden, vollständigen und objektiven Informationen, zu dem beizutragen Pflicht und Verantwortung der Massenmedien ist“.

Mit Verabschiedung dieser Deklaration hat die UNESCO es innerhalb von zehn Jahren geschafft,

- von der Aufforderung nach Untersuchungen im Bereich der Massenmedien (1968),
 - über die Bereitschaft, Regierungen der Dritten Welt bei der Ausgestaltung ihrer Massenmediensysteme beratend zur Seite zu stehen (1970),
 - über die Aufforderung, eine Mediendeklaration vorzulegen (1972),
 - über die Verabschiedung einer Deklaration über die Rolle der Massenmedien (1974),
 - über die Organisation internationaler Konferenzen über die Aufgaben der Massenmedien und kommunikationspolitische Fragen (1975/76),
 - über die Verabschiedung ihres mittelfristigen Arbeitsplans bis 1983 (1976),
 - bis hin zur Verabschiedung des Arbeitsplans und Budgets bis 1980 (1978),
- zu einer international anerkannten medienpolitischen Entwicklungsstrategie zu gelangen, die den bisherigen medienpolitischen Entwicklungsinteressen der kapitalistischen Staaten eine deutliche Absage erteilt. Agenturen des westlichen (Medien-/Industrie- und Staats-)Kapitals (wie z. B. das Institut National de l'Audiovisuel [Frankreich], die Ford Foundation [USA] oder die US-Agency for International Development [US AID], die Thomson Foundation [Großbritannien] oder der British Council, die japanische International Cooperation Agency, die kanadische International Development Agency oder die GTZ [Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit], Transtel und Studio Hamburg in der BRD) werden mit dieser Mediendeklaration zu neuen entwicklungspolitischen Überlegungen im Medienbereich gezwungen. Diesen veränderten Bedingungen hat sich die BRD als einer der ersten betroffenen Staaten gestellt, da von ihr bereits eine Woche nach Verabschiedung der Mediendeklaration in Bonn eine internationale Konferenz zum Thema „Entwicklungspolitische Schlußfolgerungen der internationalen Medienpolitik“ veranstaltet wurde, auf der der Parlamentarische Staatssekretär des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit immerhin mitteilte, daß die Bundesregierung inzwischen bei 400 Medienprojekten in 80 Ländern tätig geworden sei und allein 1978 60 Millionen DM in Mediensysteme der Dritten Welt investiert habe.³³

Daß der Kampf um eine Neue Welt-Informationsordnung (NWIO) für die Länder der Dritten Welt noch lange nicht gewonnen ist, beweist die Haltung bundesdeutscher Interessenvertreter auf der Pariser UNESCO-Generalkonferenz, auf der ein Ministerialrat des Bundesinnenministeriums (Krause) offiziell verkünden konnte: „Es ist uns gelungen, den sehr gefährlichen ersten Entschließungsentwurf des Generalsekretärs, der gegenüber dem Entwurf von 1976 aus Nairobi nur kosmetische Verbesserungen aufwies, wesentlich zu entschärfen.“³⁴ Was hinter dieser Äußerung steht, ist die Sorge der kapitalistischen Staaten, nicht mehr unbeschränkt wie bisher die eigene Machtposition im Medienbereich rücksichtslos ausspielen zu können, d. h. z. B. Farbfernsehen dorthin zu liefern, wo eine korrupte Regierung bereit ist, Millionen dafür rauszuschmeißen, obwohl 80 Prozent der Bevölkerung des Landes hungern, oder transnationalen Konzernen die Möglichkeit zur Fernsehwerbung zu öffnen, indem man einer

Militärdiktatur, die sich dieses Mediums ebenfalls nur allzu gerne bedient, ein gut funktionierendes Fernsehsystem aufbaut (wenn nötig, samt Satellit) und dafür sorgt, daß es auch betrieben wird. Die kubanische Revolution hat inzwischen bewiesen, wie erfolgreich Widerstand gerade auch in diesem Bereich sein kann, während der Befreiungskampf des vietnamesischen Volkes jahrzehntelang bewiesen hat und in jüngster Zeit wieder drastisch beweist, wessen Interessen die TMKs permanent vertreten. Die UNESCO hat – nicht zuletzt dank der Unterstützung durch die sozialistischen Staaten – einen neuen Anfang machen können. Es liegt nun – um mit Binkowski zu sprechen – an den nationalen Regierungen, an gesellschaftlichen Kräften, insbesondere Gewerkschaften und internationalen Organisationen wie der UNESCO, diese Mediendeklaration im eigenen Interesse auszufüllen. Die Gründung supranationaler Nachrichtenagenturen (wie die der Caribbean News Agency – CANA – oder des im Juli 1976 in Neu-Delhi von 60 Ländern der Dritten Welt gebildeten Nachrichtepools) sind erste Schritte in die richtige Richtung. Nationale medienpolitische Konzeptionen müssen folgen.

Die 1. Kelheimer Werkstattgespräche zur Literatur und zur Zeit (vom 1. Dezember bis 3. Dezember 1978) standen unter dem Motto „Eine Zensur findet nicht statt. Findet keine Zensur statt?“ Veranstalter waren das DGB-Bildungswerk und der VS in der IG Druck und Papier, Landesverband Bayern. Dank der Unterstützung durch die Stadt Kelheim konnten die Veranstalter einen Autorenwettbewerb zum Thema „Jugendliche in Arbeitswelt und Freizeit“ ausschreiben. (Der Preis war insgesamt mit 5000 DM dotiert.)

Gegenüber den meisten in der BRD ausgeschriebenen Literaturpreisen und deren oftmals undurchsichtigen Kriterien der literarischen Bewertung zeigte schon die Zusammensetzung der siebenköpfigen Jury für die Kelheimer Werkstatt an (je ein Vertreter der Stadt Kelheim, des DGB-Bildungswerks und der Gewerkschaftsjugend, drei Schriftsteller und der bayerische VS-Vorsitzende), daß hier weder Literaten noch amtliche Würdenträger unter sich bleiben wollten, sondern der Kontakt und die Gemeinsamkeit mit einer breiten Öffentlichkeit gesucht wurden. Um die Unbefangenheit der Juroren zu gewährleisten – bekannte Autoren und Debütanten, Berufsschriftsteller und Werkkreismitglieder sollten gleiche Chancen für die Beurteilung ihrer Arbeiten haben –, war keinem der Juroren der Name des Verfassers bekannt. Es lagen lediglich die Manuskripte zur Bewertung vor. Es ist daran gedacht, neben prämierten Arbeiten (Heinz Knappes Erzählung „Die Koloniesären“, Christine Spöckers Stück „Hinrichtung einer Arbeiterin“, Michael Molsners Reportage „Ein Unfall wegen Fatima“, Wolfgang Gabels Roman „Ab nach draußen“) auch die interessantesten Texte des Wettbewerbs demnächst in einem von Hans-Peter Bleuel herausgegebenen Goldmann-Taschenbuch zu veröffentlichen; auch die von Nichtliteraten geschriebenen Beiträge – Arbeiter, Angestellte und Beamte verschiedener Gewerkschaftsbereiche – über Eindrücke vom Erfahrungsaustausch mit Schriftstellern in Kelheim werden in der von Bernt Engelmann betreuten Edition „VS-Vertraulich“ einer größeren Öffentlichkeit vorgestellt werden.

Bemerkenswert an den 1. Kelheimer Werkstattgesprächen zu Fragen der Literatur und der Zeit waren auch die Zusammensetzung der Arbeitskreise und die Bereitschaft der Teilnehmer zu einem intensiven Erfahrungsaustausch. Anders, als dies bei ähnlichen Begegnungen häufig der Fall ist, dominierten in Kelheim bei den Diskussionen in den Arbeitskreisen nicht die Autoren, sondern Berufstätige unterschiedlicher fachlicher und gewerkschaftlicher Bereiche. Die vierzig anwesenden Autoren waren zahlenmäßig in der Minderheit, die Mehrheit der Gesprächsteilnehmer stellten Betriebsräte, Gewerkschafter, Arbeiter, Angestellte, Beamte, Bibliothekare, Berufsschullehrer

¹ Erwin Reiss und Siegfried Zielinski, Internationaler Medienzusammenhang. Am Beispiel der Entwicklung des Rundfunks in Deutschland, England und Frankreich, in: Massen/Medien/Politik (= AS 10), Karlsruhe 1976, S. 150–201, S. 157.

² Wulf D. Hund, Ware Nachricht und Informationsfetisch. Zur Theorie der gesellschaftlichen Kommunikation, Darmstadt/Neuwied 1976, S. 192; „Auf der Ebene des Einzelkapitals ist zunächst der Verwertungsprozeß der verschiedenen Medienkapitale (Produktion von Zeitungen, Büchern, Filmen, Schallplatten usw.) anzusiedeln. Sie produzieren Nachrichten als Waren. Dieser Prozeß ist gleichzeitig produktive Konsumtion der Waren diverser anderer Einzelkapitale (z. B. der Papierindustrie, der chemischen Industrie usw.). Deren Realisierungsprozeß gehört daher ebenfalls auf die Ebene des Einzelkapitals. Auf der Ebene des gesellschaftlichen Gesamtkapitals befindet sich sowohl die Zirkulationsfunktion (Werbung als Formverwandlung) wie die verlängerte Produktionsfunktion der Massenmedien. Die Gewährleistung der allgemeinen Bedingungen der Produktion mit der Besonderheit der Ergänzung der Produktion, Reproduktion und Reparatur des Arbeitsvermögens schließlich gehört auf die Ebene des ideellen Gesamtkapitals.“

³ Horst Holzer, Theorie des Fernsehens, Hamburg 1975, S. 58/59.

⁴ K.-H. Uhlig, Marketing. Strategie des manipulierten Marktes, Berlin/Köln 1977, S. 27/28.

⁵ SZ vom 16./17. 12. 1978, S. 3.

⁶ Ausführlich hierzu u. a.: C. Hamelink, The Corporate Village. The role of transnational corporations in international communication, Rom 1977; H. I. Schiller, Communication and Cultural Domination, New York 1976.

⁷ Autorenkollektiv, Imperialismus und Kultur, Berlin/München 1975, S. 193.

⁸ H. J. Axt, Staat, multinationale Konzerne und politische Union in Westeuropa, Köln 1978, S. 281.

⁹ Der Kontakt Vol. XVIII/49 vom 4. 12. 1978.

¹⁰ Hamelink, S. 235–238.

¹¹ Dr. W. Weynen, dpa-Geschäftsführer in: Die Zeitung Nr. 5/78.

¹² Media Perspektiven (mp) 7/78, S. 530/531.

¹³ mp 3/77, S. 125.

¹⁴ mp 7/76, S. 325–329.

¹⁵ epd/KuR Nr. 49/1976, S. 3.

¹⁶ Report of the Committee of the Future of Broadcasting, London 1977, S. 511–521.

¹⁷ mp 6/78, S. 435.

¹⁸ mp 7/78, S. 482–485.

¹⁹ ZAW (Hrsg.), Werbung 1977/78, Bonn 1978, S. 129.

²⁰ Juan Sumavia, The Transnational Power Structure and International Information, in: development dialogue 1976: 2, S. 15–28, S. 16/17.

²¹ Schiller, S. 98–109.

²² DKIE SKEITUNG Nr. 5/1978.

²³ Variety, 21st April 1976.

²⁴ Reiss/Zielinski, S. 150/151.

²⁵ mp 2/78, S. 68.

²⁶ mp 2/78, S. 65.

²⁷ SZ vom 12. 6. 1978, S. 3.

²⁸ epd/KuR Nr. 80 vom 5. 11. 1975, S. 4.

²⁹ FR vom 6. 12. 1978, S. 15.

³⁰ mp 2/78, S. 70.

³¹ mp 6/78, S. 436.

³² mp 11/78, S. 802.

³³ epd/KuR Nr. 96 vom 13. 12. 1978, S. 3–7.

³⁴ Ebenda.

usw. Die Diskussionen in Kelheim zeichneten sich dadurch aus, daß Zensur nicht als ein Vorgang begriffen wurde, der lediglich Autoren betrifft. Zensur wurde auch nicht als ein bloß formaler Eingriff in das verfassungsmäßige Recht auf Meinungsäußerung verstanden. Das wichtigste Fazit dieser 1. *Kelheimer Werkstatt* bestand darin, daß Zensur-Erfahrungen einen Ausdruck für die Beschränkungen in der Wahrnehmung sozialer und kultureller Interessen darstellen, nämlich der Interessen und Ansprüche, die eine herrschende Minderheit gegenüber der Mehrheit der Bevölkerung nicht zur öffentlichen Wirkung kommen lassen will, ob das nun in Betrieben und Büros, in Schulen, Hochschulen, Redaktionen, Verlagen und Behörden stattfindet.

Erfreulich für alle Teilnehmer war auch, daß der Erste Bürgermeister von Kelheim, Herr Mathes, in seinem Grußwort und den Glückwünschen für die Preisträger betonte, daß die Kelheimer Werkstattgespräche jährlich stattfinden werden. *Xaver Senft*, stellvertretender Vorsitzender des DGB-Landesbezirks Bayern und Vorsitzender des bayrischen DGB-Bildungswerks, hob die Bereitschaft des DGB zur Fortsetzung dieser Gespräche hervor und sagte in seiner abschließenden Rede an die Schriftsteller gewandt unter anderem: „Wir sollten auf die Menschen im Betrieb hören können, und die Menschen im Betrieb sollten auf euch hören können... diese Bereitschaft zum gegenseitigen Hören, die dann die Bereitschaft zum Verstehen mit sich bringt, ist etwas, was auch durch diese Gespräche gefördert werden würde.“

Die abschließende öffentliche Podiumsdiskussion hatte zum Thema „Wer bestimmt den literarischen Markt?“. Wir veröffentlichen daraus die Beiträge der Schriftsteller *Bernt Engelmann*, Bundesvorsitzender des VS, *Hans-Peter Bleuel*, Vorsitzender des VS Bayern, *Carl Amery* und *Ulrich Greiwe* sowie des Betriebsratsvorsitzenden *Knut Becker*.

Friedrich Hitzer

Knut Becker

Für manchen fängt Zensur bereits beim Redigieren an (und Redigieren kann auch Zensur sein) – und für manchen gibt es überhaupt keine Zensur. Und da sind wir auf das Beispiel des Kollegen *Amery* gekommen – das Beispiel mit dem Goldfischglas. Denn Zensur ist dann nicht mehr erforderlich, wenn man sich verhält wie der Fisch im Goldfischglas. Der kehrt immer kurz vor der Glaswand um, damit er sich nicht den Schädel einrennt. Das trifft nämlich genau auf diese Kollegen zu, die Zensur deshalb als nicht existent bezeichnen können, weil sie vor den Grenzen, die gesteckt sind, jeweils schon automatisch umkehren. Die Mechanismen in den Redaktionen – ob das beim Rundfunk ist oder bei den Zeitungen – sind eigentlich gleich. Wir haben zunächst einmal festgestellt: Der Einfluß von außen ist interessanterweise von den gleichen Faktoren her bestimmt – obwohl ja die Zeitungen andere Einnahmequellen haben: Bei den Zeitungen ist das Verhältnis Anzeigen-Vertriebslöse 70 zu 30, und daher spielt bei der Berichterstattung der Druck der Wirtschaft eine ganz erhebliche Rolle. Bei den öffentlich-rechtlichen Anstalten ist das Verhältnis Werbung und Aufkommen aus dem, was die Hörer und Seher zahlen, ganz anders. Trotzdem

spielt die Wirtschaft eine fast ebenso erhebliche Rolle. Es gibt hier keinen Unterschied; und es gibt da wohl sehr enge Verbindungen zwischen Zeitungsverlegern und den Verantwortlichen im Rundfunk. Das Ergebnis dieser engen Verbindungen ist, daß zum Beispiel Berichterstattung über die Arbeitswelt im Rundfunk fast unter dem gleichen Tenor stattfindet wie bei den Zeitungen. Das Material, das die Zeitungen aufgearbeitet haben, wird im Rundfunk nur noch etwas angereichert, so daß also die Identität in der Berichterstattung zwischen den privatwirtschaftlich organisierten Zeitungen und den öffentlich-rechtlich organisierten Rundfunkanstalten fast total ist. Das wird natürlich gestützt dadurch, daß in beiden Bereichen die Nachrichtenagenturen eine immer größere Rolle spielen. Nachrichtenagenturen, die sich im Besitz der Zeitungsverleger befinden, deren Politik machen – und zehn Prozent gehören den öffentlich-rechtlichen Anstalten. Diese Nachrichtenagenturen sind die Grundlage zum Beispiel für die aktuellen Meldungen der Rundfunkanstalten.

Die Formen der Zensur sind außerordentlich unterschiedlich. Das fängt an mit dem Verleger, der halt immer weiß, was Frau Weinzierl lesen möchte und was nicht – das ist ein Originalzitat. Das geht über den Verleger, der, von wirtschaftlichen Interessen bestimmt, sagt, die Geschichte über den Unternehmer darf rein oder darf nicht rein. Und das geht hin bis zum Mißerfolgserlebnis, das der Kollege Redakteur hat, wenn Geschichten, die er anbietet, immer wieder nicht genommen werden. Dies gilt für Zeitungen und für den Rundfunk. Hier hat in letzter Zeit eine Entwicklung eingesetzt, die recht verhängnisvoll ist. Da werden die Spezialisten, die Kollegen unter den Journalisten, unter den Schriftstellern, die sich auf ein Thema fest eingearbeitet haben und eine umfassende Fach- und Sachkompetenz haben, immer stärker abgebaut zugunsten der Erteilung von Einzelaufträgen – mit dem Ergebnis, daß eine Dequalifikation bei den schreibenden Kollegen stattfindet –, mit dem Ergebnis, daß die Abhängigkeit dieser Kollegen vergrößert wird.

Die Frage der Selbstzensur hat in unserer Diskussion auch eine erhebliche Rolle gespielt, weil sie so schwer zu fassen ist. Wann beginnt die Selbstzensur? Wir sind zur Auffassung gekommen, daß man nicht erst auf dem journalistischen Sektor von Selbstzensur sprechen kann. Das fängt schon dort an, wo sich zum Beispiel ein Betriebsrat aus lauter Übereinstimmung mit „seinem“ Betrieb – das sagen ja viele: „mein Betrieb“ oder „meine Firma“ – weigert, für die Öffentlichkeit wichtige Informationen weiterzugeben, oder aber gar seinen Arbeitgeber gegenüber der Öffentlichkeit in Schutz nimmt – in Sachen Umweltschutz und so, da gibt es ja Beispiele dafür. Aber es geht dann noch weiter in den Bereich der Informationsvermittlung, der Informationsweitergabe. Ein Kollege hat ein Beispiel berichtet: Ein Kaufhaus, in dem der Unternehmer von den Angestellten verlangte, daß diese, wenn sie auf die Toilette gingen, die Zeit aufschreiben müßten. Und wenn sie am Tag mehr als zehn Minuten insgesamt auf die Toilette gingen, dann wurde das mit dem Lohn verrechnet. Eine Sache, die in die Zeitung gehört. Der Kollege hat aber gesagt, er hat erst später mal drüber nachgedacht, warum er das nicht gebracht hat. Und ihm war klar, daß bei der Zeitung, bei der er arbeitet, das nicht veröffentlicht werden konnte, weil dieses Kaufhaus in diesem Ort eine derartige Bedeutung hat, daß er das nie untergebracht hätte. Ergebnis: Dem Kollegen ist zunächst einmal gar nicht aufgefallen, daß die Schere im Kopf funktioniert hat. Und das ist wohl das ganz Entscheidende: Diese Schere im Kopf wird immer unauffälliger, die funktioniert vollautomatisch. Und daher sind wir

insgesamt beim Begriff der Zensur zu dem Schluß gekommen, daß Zensur tatsächlich nur solange stattfinden muß, bis das Goldfischglas begriffen ist. Dann herrscht Freiheit.

Wir haben dabei einige Einflußgrößen mitdiskutiert, auf die ich jetzt nicht so detailliert eingehen möchte: die Pressekonzentration, die immer stärker dazu führt, daß Journalisten, ob sie frei sind oder angestellt, nicht mehr die Möglichkeit haben, den Arbeitgeber zu wechseln – also bei einer Zeitung zu schreiben, bei der sie möglicherweise nicht zensiert würden; ich kenn allerdings auch im Moment gar keine. Wir haben weiter den Einfluß der Größe „Monopolzeitung“, örtliche Monopolzeitung, diskutiert. Und vor allen Dingen – das hab' ich vorhin schon erwähnt – die Nachrichtenagenturen: Es wird – gerade bei Provinzzeitungen – zu einem großen Teil ungekürztes und unverarbeitetes Material der Nachrichtenagenturen verwendet mit dem Ergebnis einer Meinungsidentität durch alle Zeitungen, die dieses Material kriegen, mit dem Ergebnis aber auch, daß Arbeitsplätze für schreibende und redigierende Kollegen verlorengehen. Das muß man dabei auch sehen.

Die Frage, die hier eigentlich als Aufgabenstellung gegeben wurde: „Warum berichten die Zeitungen sowenig über die Arbeitswelt.“ Die kann man nicht so beantworten: „Sie berichten sowenig über die Arbeitswelt, weil Zeitungsverleger alle Unternehmer sind.“ Die berichten nämlich sehr wohl über die Arbeitswelt, aber eben im unternehmerischen Sinne. Was von den Arbeitnehmern kommt, verfälscht; Berichterstattung über die Gewerkschaften findet sehr häufig nur im negativen Sinne statt, außer in einigen unabhängigen Lokalteilen – noch einigermaßen unabhängigen Lokalteilen größerer Zeitungen, die ein bißchen weiter weg sind von der Zentrale. Da ist noch manches möglich, wenn auch uner vielen Schwierigkeiten für die Kollegen. Nur, die Berichterstattung über Arbeitskämpfe – es kennt jeder die Formulierungen: „Ein Streik droht“, oder, mir ist da eine Bildunterschrift erinnerlich: Vor einer Urabstimmung im öffentlichen Dienst, da war eine Straßenbahn abgebildet – mit Schaffnern ringsum. Und da stand dann drunter: „Wenn die Schaffner morgen für Streik stimmen, werden Sie bald nicht mehr mit dieser Straßenbahn fahren können.“ Oder letzte Woche in der „tz“ die Schlagzeile: „Bald keine Autos mehr“ als Kommentierung zum bevorstehenden Arbeitskampf in der Stahlindustrie. Da wird also ganz klar über die Arbeitswelt berichtet, genauso wie die „Süddeutsche“ über die Arbeitswelt berichtet, indem sie jeweils zu den Meldungen über die Auseinandersetzung in der Stahlindustrie in mehreren Teilen des Blattes dann Artikel hatte, wie schlecht es einzelnen Stahlbetrieben und wie schlecht es der Stahlindustrie überhaupt geht. Hier wird also die Arbeitswelt nicht verschwiegen, sondern es wird ganz klar Unternehmerinteresse vertreten. Die Zeitungen und Zeitschriften sind nichts anderes als Kampforgane – Kampforgane der Unternehmer in diesem Lande, soweit ihre Interessen das verlangen.

Dabei sind wir allerdings zu der Auffassung gekommen: Es gibt schon noch eine gewisse Spielweise in den Zeitungen. Die Spielweise „Feuilleton“. Und bei der Diskussion über diese Spielweise sind wir dann zu einer These gekommen. Nämlich zu der These, daß die Spielweise Feuilleton eigentlich nur deshalb möglich ist, weil dort Kultur im herkömmlichen Sinne vertreten wird. Wir haben das etwa so formuliert: Kultur bei uns wird etwa so betrieben, wie sie von den weißen Eroberern in Afrika betrieben wurde, nämlich mit dem Anspruch der Herrschenden, daß die Beherrschten gar keine

Kultur haben. Und daß dementsprechend die Kultur auch die Kultur der Herrschenden ist. Und dementsprechend wird bei uns auch im Feuilleton ein gewisser geistiger Spielraum gelassen, der dann eben im Sinne konventioneller Kultur genützt wird. Wir sind allerdings nicht an der Klagemauer stehengeblieben, sondern wir haben den Kulturbegriff auch ein wenig offensiv diskutiert, sind zu der Meinung gekommen: Wir sind auf dem richtigen Wege, uns als Arbeitnehmer die Kultur, die uns sowieso gehört, wieder zu nehmen. Das heißt für uns – um das nicht so pauschal zu sagen –: Wir dürfen nicht weiterhin Geschichte als etwas von uns Isoliertes ansehen, als etwas, was uns nichts angeht, sondern wir müssen Geschichte nur anders betrachten – das, was heute vielleicht in unseren Geschichtsbüchern als glänzender Sieg gefeiert wird, das müssen wir aus unserer Sicht eben mal lernen, als Niederlage der Arbeitnehmerschaft zu betrachten –, und es geschichtlich so zu betrachten, um daraus zu lernen. Das nur als Denkanstoß für diese Verbindung zur Historie; Näheres kann man, glaube ich, in Bernt Engelmanns „Antigeschichtsbuch“ sehr gut nachlesen. Wir sind weiter zu der Auffassung gekommen, die Verbindung von Arbeitswelt und Kultur ist eine Verbindung, die nicht automatisch geschieht; die wird ja bekämpft. Wir müssen sie herstellen! Wir können sie nicht herstellen, indem wir nur solche Veranstaltungen wie diese machen. Es ist eine wichtige Veranstaltung – auch zur Verbindung von Arbeit und von (jetzt hätt ich bald von arbeitenden und schreibenden Kollegen gesprochen) – auch zur Verbindung von schreibenden und manuell arbeitenden Kollegen. Die Verpflichtung für uns ist also, nicht zu resignieren, nicht zu sagen: das, was heute geschieht, was in der Zeitung läuft, was im Rundfunk läuft, das ist sowieso alles so beschissen, und die Machtverhältnisse sind so, daß man das gar nicht ändern kann, sondern wir müssen überall dort, wo wir die Möglichkeit haben weiterzukommen, versuchen, die Aktionsfelder nicht von vornherein den Gegnern zu überlassen. Wir haben das noch an Hand eines Beispiels diskutiert, mit dem ich abschließe. Das Beispiel nämlich, daß der Begriff bajuwarischer Kultur- und Lebensfreude heute fast automatisch verbunden wird mit politischen Kräften, die rechts stehen. Und das zeigt doch ganz eindeutig, in welchem Ausmaß die Arbeiterschaft und die politische Linke darauf verzichtet haben, ihren Anspruch auf Kultur durchzusetzen.

Bernt Engelmann

Was geschieht mit einem jungen Autor, der ein Manuskript zu einem Verlag trägt? Ich möchte zunächst sagen: in aller Regel gar nichts. Das heißt, seine Chancen, angenommen und veröffentlicht zu werden, sind außerordentlich gering. Die Verleger würden, wenn sie es könnten, ihre Zugpferde, ihre besten Autoren am liebsten unsterblich machen in dem Sinne, daß diese Autoren für alle Zeiten für ihren Verlag schreiben; und nur die Tatsache, daß dies biologisch unmöglich ist, bringt sie dazu, gelegentlich zu suchen, ob sie einen Nachfolger für den einen oder anderen finden, dessen Arbeitskraft nachläßt. Das ist dann für sie eine Art Lotteriespiel: Ich investiere mal ein bißchen in einen jungen Autor, vielleicht bringt's ja was. Alles Gerede von Kulturförderung, Autorenförderung halte ich schlicht für Verkleisterung der Tatsache, daß nichts anderes gesucht wird als ein möglichst viel Geld bringender neuer Bestseller-Autor.

Ich selbst habe eine völlig a-typische Ausgangssituation gehabt. Ich war Fernsehjournalist, ich war vorher lange Zeit *Spiegel*-Korrespondent. Und ich hatte als Fernsehjournalist und Reporter einige Erfolge. Da kam ein Verleger zu mir und hat mich dazu überredet, ein Buch zu machen. Gegen jede Erwartung wurde dieses Buch ein recht beachtlicher Erfolg. Es hieß: „Meine Freunde, die Millionäre“ und beruhte auf dem Mißverständnis, daß diese Titelaussage ganz ernst gemeint sei. Damit ist das von vornherein eine völlig andere Ausgangssituation. Ich war eben kein junger Autor, obwohl ich zum erstenmal ein Buch schrieb – mit 41 Jahren. Und das hat allerdings dann eine Folge gehabt, an der ich heute noch leide: Man erwartet nun, daß sozusagen jedes Buch, das ich schreibe, ein Erfolg wird wie das erste, und das ist fast unmöglich. Gegen den Markt schreiben heißt, daß man sich immer wieder was Neues einfallen lassen muß, was mindestens so provozierend ist, daß die Kritik nicht völlig daran vorbeigeht; denn die Waffe der Kritik ist nicht der Verriß. Die Waffe der Kritik gegen solche unbequemen Bücher ist das große Schweigen. Ein Verriß – da hab ich meine Erfahrungen –, ein schöner langer oder gutplacierter Verriß ist mehr wert als ein kurzes schlechtplaciertes Lob. Und wenn beispielsweise der *Spiegel* über mein erstes Antigeschichte-Buch schrieb: „Geschichte als Mao-Oper“, dann war dies ein Kaufanreiz für viele Leute – und für mich ein Kompliment. Es war aber als böser Verriß gemeint. Und wenn Golo Mann in der *Süddeutschen Zeitung* anderthalb Seiten über das Buch schrieb, dann glaubte das konservative Sortiment, das ist offenbar ein sehr beachtliches Buch, denn so lange Kritiken sind in der *Süddeutschen Zeitung* selten. Sie wußten eben nicht, daß die *Süddeutsche* sich nicht traut, Golo Mann zu kürzen. – Also, man kann gegen den Markt anschreiben. Es ist sehr mühselig. Man muß sich jedesmal etwas Neues einfallen lassen, um die Marktgesetze sozusagen vorübergehend mal außer Kraft zu setzen. Es ist – vielleicht darf ich das noch anfügen – ganz besonders schwer, diejenigen für sich zu gewinnen – wenigstens vorübergehend mal für sich zu gewinnen, die eigentlich von Hause aus geneigt sind, ein Buch zu verhindern und es auch verhindern können: nämlich die Verlagsvertreter und die Vertriebschefs. Man kann also durchaus schon mit einem Manuskript bei einem Verlag gelandet sein, man kann es mit großen Hoffnungen, auch des Lektors, vielleicht sogar des Verlagschefs geschrieben haben, in Satz gegeben haben, korrigiert haben und die Propaganda dafür vorbereitet haben – das nützt alles nichts, wenn die Vertreter nicht überzeugt sind,

daß sie das Buch verkaufen können. Und es gibt Bücher, bei denen sagen sie von vornherein: Da wollen wir uns überhaupt nicht von überzeugen lassen, das machen wir nicht. Ihre Schätzung ist sozusagen entscheidend für den Erfolg des Buches. Und die zu überreden und mit Argumenten dafür zu gewinnen, für etwas sich einzusetzen, das ist eine ungeheure Kunst. Ich muß gestehen, daß ich es dabei inzwischen zu einer gewissen Virtuosität gebracht habe.

In der Regel bekommt der Autor den Vertreter gar nicht zu sehen. Es sei denn, er hat entweder die Möglichkeit, in seinem Verlag schon gleich bei den Vorverhandlungen, bei Vertragsabschluß, auszumachen, er nimmt an der Vertreterkonferenz teil, er stellt sein Buch selber vor. Dazu bedarf es einiger Tricks. Vorausgeschickt sei, daß – außer dem Lektor – natürlich keiner – vom Verleger bis zum Buchhändler – je ein Buch deshalb liest, weil er es verlegt oder im Sortiment hat, sondern nur, wenn es ihn zufällig persönlich interessiert.

Wenn man nun den Leuten vom Verlag sagt: Da die Vertreter ja nicht genau wissen, was sie verkaufen, glaube ich, ich könnte ihnen das in 10 Minuten erläutern. Und in diesen 10 Minuten hab ich die Chance, sie zu „motivieren“, wie man, glaub ich, heute sagt.

Hans-Peter Bleuel

Es ist natürlich so, daß Verlage – vor allem die größeren Verlage – selber interessiert sind, ihre Vertreter auch zu motivieren, denn auch die Verlage hängen ja von diesen Vertretern ab. Und wir wissen alle, daß es Starvertreter auf diesem Markt gibt, um die sich auch die Verlage reißen. Man wird also bei einem größeren Programm in einem Verlag tunlichst zu einem solchen Beisammensein oder gar zur Vorstellung von Büchern einige der Autoren einladen, von denen man meint, die *mußte* man ganz besonders toll verkaufen oder die *seien* besonders gut zu verkaufen; so daß man also die Autoren den Vertretern vorführt, damit die, wenn sie schon die Bücher nicht lesen, so doch wenigstens die Gesichter mal kennen und die Sprache von den Leuten hören. In solchen „Verkaufsgesprächen“ ist es wichtiger, einen netten Eindruck zu machen, als den Vertretern seine Arbeit vorzulegen oder vorzutragen. Es ist da die von Bernt Engelmann angesprochene Überredungstaktik und -technik ganz entscheidend.

Ich wollte aber diesen Eindruck noch weiter ergänzen. Es ist ja nicht so, daß das erst im Endstadium passiert, sondern da läuft ja schon vorher etwas. Wir sind ja Schriftsteller, die nicht von der Luft leben, wie andere Leute es auch nicht tun. Wir brauchen also Geld. Das bedeutet: daß wir doch in aller Regel über ein Buchthema, über ein Exposé verhandeln wollen und versuchen, Vorschüsse zu bekommen. Bevor aber solch ein Vorschuß bezahlt wird, muß der Verlag sich ja erst mal entscheiden, dieses Ding anzunehmen. Ob er dieses Ding nun annimmt, entscheidet nicht etwa der Lektor und auch der Verlagsleiter nur in zweiter Linie. Sondern: Zunächst laufen dann ja in den Redaktionskonferenzen Gespräche, auch mit dem Verkaufschef. Es genügt einem anständigen Verkaufschef schon ein Titel, und dann hat er ein Rüchlein in der Nase, dann weiß er schon, ob das geht oder nicht geht. Und es ist im Grunde dann sekundär, was der Lektor dazu sagt, ob der sich voll einsetzt oder weniger einsetzt. Und wenn der Vertriebschef in einer Runde von 10 Lektoren und einem Verlagsleiter sagt: Nein, das wird nicht produziert – dann werden Sie auch nie einen Vertrag über das Projekt bekommen, geschweige denn einen Vorschuß. Das heißt, es findet nichts statt.

Ulrich Greiwe

Man sollte noch mal ganz deutlich sagen, wie diese Bestseller-Listen zustande kommen. Es gibt ja verschiedene Arten. Das ist einmal die Bestseller-Liste im *Spiegel*, die sicher die wichtigste Rolle spielt im deutschen Buchmarkt. Zum andern gibt es die Besten-Liste des Südwestfunk-Fernsehmagazins, Literaturmagazins, von Jürgen Lodemann. Die machen unter etwa 20 Kritikern eine Umfrage, welche Bücher sie für die literarisch wertvollsten halten. Und diese Bestenliste wird mittlerweile auch von etwa 20 deutschen Zeitungen abgedruckt. Die Spiegel-Bestsellerliste wird in Zusammenarbeit mit dem Branchen-Magazin *buchreport* hergestellt, das von einem Bodo Harenberg gemacht wird.

Und Bodo Harenberg, der Chef dieses Blattes, hat sich folgendes System ausgedacht – man muß das, glaube ich, personalisieren, weil es um diesen Mann auch mittlerweile einen riesigen Streit gibt – hinter den Kulissen – und welche Macht er ausübt auf dem Literaturmarkt. Wir reden hier ein bißchen von den anonymen Mächten, und manch einer wird sicher irgendwann vom Stuhl fallen, wenn er hört, was sich hinter den Kulissen der Bücher abspielt. Bodo Harenberg legt Buchhändlern eine sehr begrenzte Liste von Büchern – man spricht von 100 ausgewählten – vor, und auf diesen Listen können die Buchhändler die 50 ankreuzen, die sie für die wichtigsten und interessantesten halten. Das wird eingesammelt. Und das Problematische an der Sache ist, daß eben die Bücher, die über diese begrenzte nicht Liste existieren, für die Bestsellerliste gar nicht erst in Frage kommen. Das heißt, es wird eine Vorauswahl getroffen. Wie kann aber ein so kleiner Mitarbeiterstab bei *buchreport* eine Vorauswahl treffen? Das machen die offenkundig nicht, indem sie all diese Bücher lesen und dann sagen: Das sind die 100 besten. Sondern die Auswahlliste kommt dadurch zustande, daß Verlage frühzeitig Anzeigen ankündigen und sagen: Für „Das Puzo-Phänomen“ schalten wir – wie das so schön heißt – eine Anzeigenserie von zehn einseitigen Anzeigen; dann steht einigermaßen fest, daß Bodo Harenberg und seine Mitarbeiter nicht umhin können, dieses Buch in die Auswahl zu nehmen.

Ein weiteres hintergründiges Mittel, um Bücher sehr rasch auf Harenbergs *Spiegel*-Bestsellerliste zu bringen, sind aufwendige Public-Relations-Veranstaltungen, die – wie im Falle des letzten Buches von Johannes von Buttlar – auf dessen Burg führen. Dorthin werden ausgewählte Journalisten gebeten, die meistens für mehrere Literaturblätter schreiben. Man wird phantastisch bewirtet, Hotel wird besorgt, alles. Und diese Literaturjournalisten haben dann gewisse menschliche Schwierigkeiten, mal auf dieses Buch später nicht einzugehen. An diesem Beispiel sei erhellt, welche Macht ebendieser *buchreport* hat, welche Vorauswahl er trifft und nach welchen merkwürdigen Kriterien Bücher in die Bestsellerlisten kommen. Es konnte mir zum Beispiel ein Buchhandelsexperte im Mai schon sagen, daß Peter Härtlings „Hubert“ ein großer Bestseller wird, weil die Buchhändler sehr positiv reagiert haben, lange bevor das Buch im Handel war. Mittlerweile ist folgende Sitte eingerissen, daß man als Rezensent oder als Buchhändler von einzelnen Verlagen als bestsellerträchtig eingeschätzte Bücher zwei, drei Monate, bevor sie erscheinen, zugeschickt bekommt. Beigefügt ist eine Karte: Man bittet um kurze Privatrezension. Und das drucken Verlage dann ab in den buchhandelsinternen Magazinen; und dann entsteht beim Buchhändler

usw. der Eindruck, hier handelt es sich um ein ganz wichtiges Buch. Die Leser haben das Buch noch gar nicht gesehen. Dann ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis alle Welt sich geneigt sieht, über das Buch zu schreiben und zu quatschen. Dann hängt das halt zu 50 000 bis 100 000 Exemplaren in den deutschen Buchhandlungen drin – und wenn dann ein Mitarbeiter von Bodo Harenbergs *buchreport* vorbeikommt und fragt, welche Bücher er denn favorisiere, dann guckt der Buchhändler auf seine Buchstapel und sieht da dreißigmal „Hubert“ von Härtling liegen und denkt: Die muß ich ja irgendwie loswerden, also tue ich sie auf diese Bestsellerliste. Bestseller heißt ja wohl-gemerkt: am besten verkauft, an Mann und Frau gebracht. So funktioniert der Kreislauf, Kreislaufstörungen und Kollapse bestätigen nur die Regel.

Bernt Engelmann

Vielleicht darf ich mich zu den an sich schon sehr informativen Ausführungen von Ulrich Greiwe doch noch mit einer Ergänzung zu Wort melden: Etwas, was er vielleicht nicht genügend betont hat, weil er es weiß und ich es weiß; aber viele wissen es nicht: Weder die Leute, die die Anzeigen schalten, weder die Leute in der Redaktion von *buchreport*, noch die Buchhändler, die die Bestsellerliste durch ihre Nennungen dann letztlich herstellen, haben das betreffende Buch wirklich gelesen. Diese Voraussetzung muß man, kann man gar nicht oft genug betonen: daß keiner von denen, die es „machen“, das Buch kennt. Das heißt, er kennt allenfalls einen Waschzettel, einen Klappentext, das, was auf der Rückseite steht, was im Prospekt steht. Es ist auch physisch gar nicht möglich, daß jemand die Erscheinungen eines Herbstes auch nur einigermaßen bewältigen kann in der Zeit, die zur Verfügung steht. Es gibt da noch etwas zweites: ein großes Mißverständnis, was die Bestsellerliste anbelangt. Für bestimmte Bücher reichen ungefähr 12 000 bis 18 000 Exemplare für einen guten Platz auf der Bestsellerliste, zum Beispiel für politische Sachbücher. Für Unterhaltungsliteratur liegt die Grenze höher. Da werden ungefähr 30 000 verlangt, die verkauft sind, um diesen Platz zu erreichen. Und es gibt Bücher, die stehen ein halbes Jahr auf der Bestsellerliste, und ich weiß – durch Insider-Kenntnisse –, daß davon nicht einmal 2000 verkauft worden sind. – Auch das kommt vor, und gerade weil sie nicht verkauft werden, werden sie immer und immer wieder gemeldet in der Hoffnung, daß nun doch Leute kommen und sie kaufen. Und schließlich darf ich noch aus eigener Erfahrung berichten, wie es mit meinem Buch „Trotz alledem. Deutsche Radikale 1777–1977“ ergangen ist. Die Vorverkäufe im Frühjahr 1977 waren ausgezeichnet; die Werbung für das Buch war zufriedenstellend. Es hatte alle Aussicht, ein Bestseller zu werden. Tatsächlich kam es bei der ersten Auswahl auf die Vorschlagsliste und dann gleich auf Platz 11. Da war es ganz, richtiger: beinahe sicher: Bei der nächsten Nennung würde

es auf einen der vorderen Plätze rutschen. Nur kam da der Mord an Buback dazwischen, und nun zögerten doch viele Buchhändler, ein Buch mit dem Untertitel „Deutsche Radikale“ für die ersten zehn Plätze der Bestsellerliste zu benennen. So blieb dieses Buch bis nach dem Schleyer-Mord über ein halbes Jahr lang zwischen Platz 11 und Platz 13, das heißt, es tauchte nie öffentlich auf. Es war also das Stück des Eisberges, das just unter der Wasserlinie liegt. Und dieses hat natürlich große Nachteile. Es ist dies ein typisches Beispiel dafür, wie bei solchen Sellerlisten oft Zufälle eine Rolle spielen, wie dabei manipuliert werden kann, auch dafür, daß diese Listen letztlich über echte Verkaufsergebnisse außerordentlich wenig aussagen.

Hans-Peter Bleuel

Ich könnte vielleicht noch drauf aufmerksam machen, wie leicht man übersieht, daß dieser Buchmarkt und mithin die Existenz von Autoren, von Büchern, eine wahnsinnig schnelle Angelegenheit ist. Unter all diesen Umständen ist ja zu berücksichtigen: Ob der Mann nun anderthalb Jahre oder zehn Jahre lang arbeitet, ist ziemlich Wurst. Sein Titel muß innerhalb zwei, drei Wochen laufen und in einem halben Jahr gelaufen sein, sonst ist mit dem Ding nicht mehr viel zu machen. Das heißt, er muß in einem halben Jahr möglichst den Großteil der Auflage weghaben. Da kommt ja schon das nächste Programm, der nächste Werbeprospekt heran, und die Buchhändler haben gerne ihre Lager wieder freier.

Nur, das Buch existiert schon weiter, indessen der Autor es natürlich längst vergessen hat, weil er am nächsten sitzt, von dem er leben muß. Das Buch existiert weiter, und jetzt sinkt es so Schritt für Schritt ab durch die Lizenzen. Der Verlag ist ungeheuer interessiert, zumindest zwei Rechte zu verkaufen: an die Buchgemeinschaften (Buchgemeinschaftsausgaben) und an Taschenbuchverlage (Taschenbuchausgaben). Da gibt es gewisse Limitierungen, die früher auf zwei Jahre Abstand vom Erscheinen der Originalausgabe festgelegt waren. Inzwischen geht das mit allerlei Unterschied so, daß auch diese Lizenz Ausgaben schon ein Jahr später kommen.

Noch ein anderes Beispiel. Dieses hat nicht nur Vorteile für uns: daß dies Buch nämlich an mehr Leute und dann ja auch an andere Leser noch kommen kann – in der Regel kann man ja davon ausgehen, daß Taschenbuchkäufer Bücher weit eher lesen als etwa die der Originalausgaben, sondern es kommt ja hinzu, daß dieses für den Verleger eine Rolle spielt, ob er nun 6000 und 3000 Exemplare auflegt oder auch 8000. Plötzlich stellt er fest: Das Ding geht ja: Wir haben uns verkalkuliert. Wir könnten ja gut noch 2000, 3000, 4000 mehr verkaufen – aber wir haben ja die Taschenbuchausgabe, die kommt eh, da sparen wir uns doch die Extrakosten, diese Auflage nochmal herzustellen, denn es kommt ja im Taschenbuch; sparen wir uns die Arbeit, das Geld streichen wir auch durch die Taschenbuchausgabe ein. Denn, an diesen Produktionen

ist ja der Verleger mit in der Regel 40 und leider auch noch mehr Prozent beteiligt, so daß er als Makler ein sehr schönes „Nebengeschäft“ macht. Im Grunde genommen ist das allerdings oft sein Haupteinkommen: der Verkauf an Buchgemeinschaften, Taschenbuchverlage, die Auslandslicenzen und Zweitrechte von Büchern.

Ich will damit sagen, es entsteht nicht selten auch die Situation, wo ein Buch, das neu ist und eben gefragt wird, plötzlich nicht mehr auf dem Markt ist – zwei Monate, drei Monate oder ein halbes Jahr. Bis die Buchgemeinschaft auftritt, bis die Taschenbuchausgabe vorliegt. Nun und in diesem halben Jahr hat der Autor nicht nur Geld verloren, sondern er hat ja schließlich auch seinen Namen im Markt zunächst verloren, und das wirkt sich auf die ganze weitere Produktion auch aus.

Carl Amery

Ich lebe im wesentlichen nicht von Buchproduktion, und desto geheimnisvoller wird die ganze Geschichte für mich, um so stärker wächst der Verdacht, daß ein Organismus (nehmen wir mal das ganze Buchgewerbe als so was ähnliches wie ein Lebewesen) für sich selbst keineswegs gescheitert wird, je mehr gescheiterte Leute daran beteiligt sind. Etwas, was mich zum Beispiel einfach immer wieder erstaunt, ist die Hartnäckigkeit, mit der ein Buch totgeschwiegen wird. Die aktuelle Frage lautet: Welche materielle Rolle spielt für mich als Autor die Kritik? Im weitesten Sinne.

Im Grunde ist das ein völlig blinder Reinwurf, wie so ein Bomber, der überm Dschungel fliegt, und der schmeißt da ein paar Kritiken runter. Da weiß kein Mensch, ob der die Zielgruppe trifft, auf die es ankommt. Zum Beispiel mein Buch „Das Königsprojekt“. Da kam wirklich eine Menge Kritiken in den Zeitungen. Aber trotzdem blieb das Buch unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Das ist eine ganz merkwürdige Geschichte.

Ich will einmal erzählen, wie die Existenz eines sogenannten freien Autors aussieht. Ich bin ja noch auf der Sonnenseite. Ich hab auch noch den Prominentenbonus. Das sieht dann so aus, daß ich Bücher abgebe, die selten Bestseller werden – ein einziges hatte ich als einen Bestseller, dabei kam nichts heraus, weil es ein Taschenbuch war, wo ich 10 Pfennig pro Stück verdiente. Ich gebe diese Bücher auf einen Markt ab von Insidern, von Leuten aus dem Gewerbe, die sagen: Aha! Ein Amery ist da, und dann kommen die Kritiken zusammen. Das ist eine teure Visitenkarte. Aber der Nettoerlös aus dem Buch liegt unter dem eines Hilfsarbeiters, wenn man es in Stundenlohn umrechnet: Anderthalb Jahre netto für einen Roman, und das Ergebnis sind 12 000 Mark. Das Entscheidende ist, daß diese Visitenkarte abgegeben werden muß, damit ich andererseits ordentliche Aufträge von Rundfunk und Fernsehen bekomme, zu Diskussionen eingeladen werde.

Von diesen Brot-und-Butter-Arrangements lebt heute – soweit man überhaupt noch leben kann – der freie Autor. Das ist sein Markt, das sind seine Arbeitskonditionen. Darf ich jetzt mal einen Versuch machen und selber kritisch fragen, ob wir nicht auch so eine Art von Zensur ausüben, in der Form, wie wir miteinander und auch über Bücher reden. Ich stelle die Frage absichtlich, weil das ein Kreis ist, dem auch Leute angehören, die nicht im Metier sind. Mir kommt diese ganze Frankfurter Messegeger – und es ist durchaus richtig, ein mächtiger und großer – wie von Ulli Greiwe gerade detailliert geschildert – sehr kaltschnäuzig gemanagter Markt ist, so behaupte ich trotzdem, daß es im Grunde genommen ein mieser Markt ist, und zwar vom Standpunkt des Marktspezialisten aus. Ich behaupte, daß Bücher bei uns hierzulande jedenfalls – ich weiß nicht, wie es sonst in der Welt ist – auf eine miserable Weise verkauft werden; daß viel zu wenig Flexibilität im ganzen Laden drinsteckt, viel zu wenig Überlegungen, ob ich nicht ganz andere Verteilungsmechanismen benützen könnte. Denn im Grunde genommen leben die Leute, außer den Autoren, die sonst von den Büchern leben, ja relativ bequem davon. Es wird nur in den Verlagen hündisch gearbeitet, von gewerkschaftlicher Politik ist da gar keine Spur. Also da wird ganz glücklich überzogen bis um zehn Uhr nachts. Jeder Kollege sieht das, der in so ein Verlagshaus kommt – aber im Grunde genommen überall Scheuklappen, überall nur die Annahme: Das war immer so, beziehungsweise so muß es bleiben: Die geschlossene Buchgesellschaft! Und ich möchte nicht wissen, wieviel uns die Schwellenangst materiell kostet. Diese dauernde Insiderquatscherei. Die Kritiker schreiben alle so, der Kaiser schreibt an Jens hin usw. Man erwischt sich auch selber manchmal dabei, daß man nicht an die Leute hinschreibt, sondern irgend jemandem, einem zusammengesetzten oder vorgestellten Kenner. So verkauf ich doch nichts. Das ist doch Blödsinn, das weiß doch jeder Seifenflocken-Fritze besser.

Bernt Engemann

Wenn ich von meinen eigenen Erfahrungen ausgehen darf, so sind meine Leser – was die Quantität und auch was die Qualität anbelangt – in erster Linie Taschenbuchleser. Um die zu erreichen, ist es wichtig, auf der Bestsellerliste zu stehen. Und wenn man auf der Bestseller-Liste steht, hat man nämlich folgende Chance: daß die Taschenbuchverlage, die die Zweitrechte erwerben, höhere Garantiesummen für das Buch bezahlen. Das bedeutet automatisch, daß sie das Buch in höherer Auflage in die Reihen stopfen. Und auf diese Weise kann ich dann die Leute erreichen, die ich erreichen will. Soweit noch zu den Marktgesetzen. Im übrigen: Ich selber habe an diesem Wochenende eine ganze Menge Anregungen bekommen, und ich hoffe, es ist euch genauso gegangen – auch viele neue Informationen, insbesondere auch und gerade von Nichtschriftstellern. In dem Arbeitskreis, in dem ich gestern vormittags und nachmittags war, in diesem Arbeitskreis waren die Schriftsteller ja weit in der Minderzahl, aber die Informationen, die wir bekamen, von den Kollegen aus Betrieben, aus Schulen, aus

Bibliotheken, waren für uns außerordentlich wichtig. Und damit all dieses – über die Eindrücke, die wir selber haben, hinaus – nicht verlorengeht, habe ich den Vorschlag – und da ich selbst der Herausgeber bin, auch die Möglichkeit, es zu realisieren – diese Kelheimer Werkstatt in VS – *vertraulich*, dem nächsten Almanach des VS, der im Frühjahr 1979 erscheint, ausführlich zu behandeln. Ich werde nicht alles in das Taschenbuch hineinnehmen können – aber doch einen guten Querschnitt. Damit, glaube ich, bleibt etwas davon auch für die anderen, die nicht hier dabei waren, etwas, das sie nachlesen können.

Damit keine Mißverständnisse entstehen: Gerade die Nichtschriftsteller, die an der Tagung teilgenommen haben, sollten ihre Eindrücke von diesen Gesprächen auch mal zu Papier bringen. Wir würden uns sehr freuen, wenn wir gerade von Leuten aus den Betrieben, aus Bibliotheken, auch aus den Berufsschulen, Beiträge bekommen, ... Eindrücke über diese Tagung haben, oder was haben wir daraus gelernt. Hat sich das Verhältnis zum Schriftsteller bei uns verändert. Darum bitte ich also herzlich. Einige Gespräche in dieser Richtung hab ich schon geführt. Und wenn ich nun für mich ein Fazit ziehen soll, dann dieses: Wir sollten diese Art von Gesprächen – und speziell diese Werkstatt – weiterführen. Es war ein Anfang mit allen Schwierigkeiten eines Anfangs, und ich möchte nicht verfehlen, an dieser Stelle ganz besonders zu danken dafür, daß wir hier nicht sozusagen unter uns waren. Das ist zwar auch manchmal notwendig, daß man berufsspezifische Probleme unter Fachleuten bespricht, das heißt, ohne daß man alles erst erklären muß. Aber diese Aussprache unter Gewerkschaftern im DGB, zu dem wir ja alle gehören, ist ganz besonders wichtig, denn wir merken sehr schnell, daß unsere Ängste, unsere Probleme, unsere wirtschaftlichen Sorgen die gleichen sind, die auch die Kollegen haben. Und die Kollegen merken, daß sie mit ihren Sorgen und Ängsten und auch wirtschaftlichen Schwierigkeiten nicht alleine sind, sondern daß wir die genauso haben. Nur, man muß, wenn man nach den gemeinsamen Ursachen forscht, erst einige Hindernisse überwinden, weil es scheinbar verschiedene Probleme sind. In Wahrheit ist es genau das gleiche, sogar dasselbe Problem. Insofern glaube ich auch, daß diese Kelheimer Werkstatt nachwirken wird. Über einiges werden wir noch nachdenken – auf der Rückfahrt oder in den nächsten Tagen oder darauf zurückkommen, wenn wir das nächste Mal vor einer Schwierigkeit stehen, und ich hoffe mit euch, daß wir, wenn wir das nächste Mal uns zu einer Werkstatt versammeln, daß wir uns dann schon von vornherein – gemeinsam mit den Freunden aus den Betrieben und aus den Bibliotheken – als das fühlen, was wir sind, nämlich als Gewerkschaftskollegen und -kolleginnen.

Helma Sanders 120 Meter gekauft, gedreht, zum Kopierwerk gebracht...

1.

Eine Ära ist zu Ende gegangen.

Nahezu unbemerkt von der Öffentlichkeit. Unbemerkt? Das kann wohl nicht sein. Denn es müßte unter aufmerksamen Journalisten, unter den Autoren, die von ihr profitiert haben, doch mehr als einem klar sein, was sie bedeutet hat, und was es bedeutet, daß sie vorbei ist.

Die Zeit, in der im WDR möglich war, was nun schon seit ein, zwei Jahren langsam, Schritt für Schritt, immer unmöglicher wird. Fällt es denn niemandem auf, wie die Wagnisse abnehmen, wie der Durchschnitt das Abendprogramm des deutschen Fernsehens überwuchert, das Geschwür der sogenannten Ausgewogenheit jetzt auch den Sender ergreift, von dem bislang wenigstens hin und wieder heilsame Provokation ausging? Langeweile hat wohl nichts Auffälliges, sie wird erst mit der Zeit spürbar, und dann bietet sie keine wirklichen Angriffsflächen für die Kritik, so wie die Risiken, die Provokationen es getan haben. Ruhe ist eingekehrt, Ausgewogenheit, die niemandem wehtut und niemanden reizt, so wie sie sich die Unternehmerverbände und die CDU-Medienberater vorgestellt haben, die auf dem Höhepunkt jener Zeit, von der ich fürchte, daß sie vorbei ist, dem WDR – dem Sender, von dem ich spreche – den Namen „Rotfunk“ verpaßten und in einem Schwarzbuch auflisteten, wer alles auf ihrer Abschußliste stand: Autoren wie Erika Runge, Günter Wallraff, Rolf Schübel, Theo Gallehr, Christian Ziewer, Marianne Lüdcke, um nur ein paar zu nennen. Autoren sind nur Vorwand bei solchen Vorgängen, man braucht sie ja einfach nicht mehr zu beschäftigen, man lehnt ihr nächstes Projekt ab, in welchem Stadium der Produktion auch immer, oder man zögert es hinaus, oder nicht einmal das, es kommt, wird gesendet, nur fehlt ihm der Stachel, und es fehlen die Neuentdeckungen, es fehlen die Wagnisse, und der ehemals provokatorische Gestus gefriert zur Gewohnheitsübung. Schweigen herrscht vor dem Bildschirm, Gemütlichkeit und gute Organisation drinnen und draußen, aber selbst das Bier dazu schmeckt fade.

Nein, entscheidend waren nicht allein die Autoren, sondern auch die in der Hierarchie, in der Bürokratie, die diese Autoren, und auch mich, entdeckt, gefördert, am Leben, am Schreiben und am Filmen gehalten haben, die Stoffe und deren Realisierung durchgesetzt haben wie „Warum ist Frau B. glücklich?“, „Rote Fahnen sieht man besser“, „Der Angestellte“, „Acht Stunden sind kein Tag“, „Liebe Mutter, mir geht es gut“, „Familienglück“, „Zündschnüre“, „Schneeglöckchen blühen im September“, „Shirins Hochzeit“, „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“, „Lina Braake“, „Tannerhütte“, „Aus einem deutschen Leben“, „Das zweite Erwachen der Christa Klages“, Produktionen, die dem Fernsehen dieses Landes den Ruf eingetragen haben, progressiv und gesellschaftspolitisch aufgeschlossen zu sein, ein Mirakel für Franzosen, Schweden, Italiener, Spanier, Amerikaner, die auf internationalen Film- und Fernsehfestivals immer wieder mit neidischer Bewunderung fragen, wie es denn möglich sei, daß in der sonst eher als reaktionär geltenden Bundesrepublik mit ihrem dubiosen Radikalenerlaß, mit ihrer Terroristen-Menschenjagd ausgerechnet in

Helma Sanders: 120 Meter gekauft, gedreht, zum Kopierwerk gebracht...

öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalten solche Filme finanziert bzw. mitfinanziert werden konnten. Konnten... vielleicht bedeutet es ja auch gar nichts, daß Klaus von Bismarck nicht mehr Intendant des WDR ist, ein Konservativer, der Filme wie die genannten nicht ausstehen konnte, wenn man ihn als Privatmann fragte, der sie aber vor der Öffentlichkeit immer mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit deckte, ein Preuße durch und durch, der Fahne treu, aber auch seinen Untergebenen, oder, wie man sagt: seinen Mitarbeitern, auf die er aber nach außen hin nichts kommen ließ. Wie oft, wenn ich im Studio stand, seinerzeit noch als die Ansagerin in Höfers Drittem, sah ich ihn plötzlich irgendwo im Studio stehen, lautlos war er gekommen, lautlos ging er, hörte zu, was die Techniker sagten, nicht, um sie zu belauschen, sondern um die Stimmung zu erkunden, den Grad des Sichwohlfühls bei der Arbeit. Die Techniker, die in den Leerlaufzeiten Muße haben, um sich Witze über die Leute auszudenken, mit denen sie zu tun haben, machten keine Witze über ihn, obwohl sich da schon allerhand angeboten hätte, die Lautlosigkeit, die Gradheit, das ewig blauweiß gestreifte Hemd, der Handkuß für die Damen, diese preußische Sensibilität.

Den Technikern war es nicht recht, als er ging. „Das war kein Verwaltungshengst“, sagen sie. Und sie haben einen Haß auf die Verwaltung. „Der WDR ist eine Verwaltung, die sich einen eigenen Sender leistet“, ist einer ihrer Witze.

Höfer.

Nicht der Frühschöppner, nicht der Talkmaster.

Der Programmdirektor.

„Hier bedient sie Herr Höfer“ stand auf seinem Schreibtisch. Den kleinsten 2-Minuten-Film, den ein Anfänger im Vorabendprogramm machte, sah er, und das Telefon klingelte, wenn das gut gewesen war: „Höfer hier. Das hat mir sehr gefallen, was Sie da gemacht haben. Ich danke Ihnen.“ Wenn es nichts zu loben gab, klingelte das Telefon eben nicht, – aber es kam nicht vor, daß er irgend etwas, auch das winzigste Stückchen MAZ oder Film, nicht gesehen hatte, nicht mal, wenn er in Urlaub war. Ja, er war ein Patriarch. Ja, es war unausstehlich raumgreifend und wichtigtuertisch, wie er sich in der Maske mit Eiswasser übergießt. Aber er hatte Dampf, er hatte Feuer, er konnte Leute inspirieren, er riskierte was mit jungen Leuten, mit Außenseitern, mit Verrückten. Und er war integer, es ging ihm um die Qualität der Arbeit, nicht um seine persönliche Karriere und auch nicht um die Kohlen. Er mochte das, was er machte, und er mochte die Menschen. Das ganze Gewicht seiner Person und seiner Funktion als Programmdirektor der größten deutschen Sendeanstalt setzte er mehr als einmal ein, um Leuten, die in Schwierigkeiten waren, zu helfen. Zum Beispiel mit einer Arbeitsbescheinigung für einen jungen Kameramann aus Südamerika, der sie für die Verlängerung seiner Aufenthaltserlaubnis brauchte. Ohne diese Bescheinigung wäre er nach Südamerika abgeschoben worden, in seine Heimat, wo er politisch verfolgt war.

Eine andere Geschichte: ich stand unter Krebsverdacht. Zufällig erfuhr Höfer davon. Wenn Sie finanzielle Hilfe brauchen, sagte er, auf uns können Sie rechnen. Der Verdacht erwies sich dann als ungegenständlich. Aber daß überhaupt so ein Boß sich um sowas kümmert, von sich aus, ohne drauf gestoßen zu werden, der zudem offensichtlich jeden Tag alle drei Programme sieht – meine ersten Filme, die ich als Ansagerin beim WDR nicht mit meiner Sendeanstalt machte, sondern fürs ZDF, kannte er ja auch, rief nach dem ersten in den Redaktionen an: Warum lassen Sie dieses Talent wo-

anders ihren ersten Film machen?

Was für Zeiten, was für Leute!

Als Höfer ging, und schon vor ihm Klaus Rupp, seine rechte oder eigentlich seine linke Hand, zu dem man ging, wenn man Anliegen hatte, bei denen gemeinhin die Bürokraten sagen: Tut mir leid, menschlich bedauerlich, fällt nicht in mein Ressort, kann ich nichts machen, – Rupp, dem immer etwas einfiel, was man machen konnte, wenn wirklich Not am Mann war, – da wußten bis hin zu den Technikern so ziemlich alle im WDR, daß eine gute Zeit vorbei war, so gut, wie sie in diesem Land zu diesen Zeiten nur eben möglich ist, und heut noch haben einige ein Foto von sich mit Höfer oder eine Erinnerung an den „lieben Gott“ (weiß alles, sieht alles, hört alles) in ihrem Arbeitsraum, auf ihrem Schreibtisch.

Klar, es ging auch nicht alles so glatt. Mein erster Film zum Beispiel. Ich wollte einen Film über Verkäuferinnen machen, denn da kannte ich mich aus, ich hatte als Verkäuferin in Kölner Warenhäusern gearbeitet. Ich ging zu Alexander von Cube, einem der Angenehmsten aus Höfers erster Mannschaft für sein Drittes Fernsehprogramm. Der schickte mich zu Dr. Klaus Simon, damals „Kultur und Gesellschaft“ im Ersten Programm. Simon hörte sich das an, wollte mich auch ein Viertelstündchen machen lassen, als ich ihm dargelegt hatte, wie ich mir das vorstellte. Zunächst mal sollte ich Protokolle anfertigen. Das tat ich denn auch, von einem jungen Mädchen, knapp 18, das an einem Modeschmuckstand arbeitete, zerstört schon jetzt, müde, ohne Hoffnung außer auf die Ehe als Befreiung, von der sich von vorneherein sagen ließ, daß das eine Illusion sein würde. Nein, meinte Herr Dr. Simon, frischer müßte die sein, interessanter, nicht so langweilig. Ich fragte die Kaufhausverwaltung, wen sie mir denn vorschlugen. Und das war eine Frische, nach Simons Herzen, ein keckes Frauenzimmer, Mutter Courage im Kaufhof, befreundet mit dem ganzen FC Köln, mit Sondererlaubnis, zu den Spielen freizukriegen... die wollte ich aber nicht. Also machte ich mich daran, den Film von meinem Geld, das ich als Ansagerin verdiente, und das war nicht bedeutend, selbst zu finanzieren. 120 Meter Film gekauft, gedreht, zum Kopierwerk gebracht (in der Straßenbahn), nach zwei Tagen abgeholt, nachts geschnitten an einem Schneidetisch, der nach 20 Uhr verbilligt zu haben war, weitere 120 Meter, wenn wieder Geld da war... nach einem Jahr war ich fertig, und das Werk, an dem ich unter anderem auch das Schneiden gelernt hatte, war fertig. 9000,- DM hatte es mich gekostet. Ich ging zu Dr. Simon, mit der Büchse unterm Arm, der sah sich den Film an: „Angelika Urban, Verkäuferin, verlobt“, schwarzweiß, 16 mm, 30 Minuten. Nein, sagte er dann. Keine 30 Minuten. 15 Minuten ja, aber nicht mehr. Da nahm ich meine Büchse mit dem Film, der mich 9000,- DM gekostet hatte und sagte auch: Nein.

Ich wollte, daß er so bliebe, wie er war. Wenn vielleicht auch langweilig, wie Dr. Simon meinte. Und ging aus dem Raum.

Ich habe dann meinen Film nach Oberhausen geschickt, wo er zwei Preise bekam, wo mich Hans Kutnewsky und Eckart Stein vom Kleinen Fernsehspiel des ZDF ansprachen, ob ich nicht einen Film für sie machen wollte, einen Spielfilm, 20 Minuten, aus denen dann 90 Minuten wurden... ja, das ging alles ohne den WDR, sogar gegen den WDR, wenn man so will, denn „Angelika Urban, Verkäuferin, verlobt“ wurde dann vom ZDF gekauft und gesendet. Und sicher, Runge, Schübel-Gallehr, Ziewer, Lüdcke-Kratich – sie haben alle riesige Probleme mit der Durchsetzung ihrer Stoffe ge-

habt und mit der Art, wie sie sie realisieren wollten. Und eigentlich dürfte ich hier gar nicht das Lob der WDR-Leute singen, die ich doch zunächst mal von ZDF-Leuten gefördert worden bin.

Und es ist auch bestimmt kein Zweifel, daß dem „Lieben Gott“ Höfer in seinem all-einseligmachenden Überschwang auch Ungerechtigkeiten, Ungereimtheiten unterlaufen sind, sogar mit mir, die ich ihm hier so kräftig das Lob singe.

Aber der WDR war zu jenen Blütezeiten des gesellschaftspolitisch engagierten Films eben doch der Schrittmacher. Die anderen Sender zogen nach, da wurde eine Risikobereitschaft demonstriert, die mitriß, die ansteckend wirkte. Augenblicklich aber scheint diese Schrittmacher-Funktion weitgehend auf das ZDF-Kleine-Fernsehspiel übergegangen zu sein, das in letzter Zeit Erwin Keusch, Christina Perincioli, Helke Sander, Ulrike Ottinger, Werner Schroeter, Bockmair/ Bührmann mit zum Teil gesellschaftspolitisch sehr differenzierten klugen Filmen vorgestellt hat und demnächst den eminent wichtigen Film von Helga Reidemeister zeigen wird.

Zwischen beiden Stationen konnte man hin und her gehen, wenn man eine Finanzierung für einen Stoff suchte. Bei Eckart Stein und seiner Redaktion, ZDF, habe ich zwei Filme gemacht, meinen ersten Spielfilm, wie gesagt, „Gewalt“, 16 mm, Farbe, 1970, und, vier Jahre später, „Unter dem Pflaster liegt der Strand“. Vielleicht wäre das „Kleine Fernsehspiel“ ohne diese ganz bestimmte Konstellation beim WDR nicht geworden, was es heute ist – wie übrigens Eckart Steins Redaktion auch auf das WDR-Fernsehspiel zurückgewirkt hat mit seinen formal oft interessanteren, mutigeren Filmen, mit der Entdeckerlust seiner Redakteure, ohne die es mich als Spielfilmregisseurin eben auch nicht gäbe.

Die große Hürde für die Redaktion war jedoch immer der Intendant des ZDF, dem alle Bücher zur endgültigen Entscheidung vorgelegt werden mußten. Dieses Recht hat WDR-Intendant Klaus von Bismarck anscheinend, wenn er es hatte, nicht genutzt – sein Nachfolger von Sell hat im Falle der Faßbinder-Verfilmung „Soll und Haben“ allerdings schon einmal davon Gebrauch gemacht.

„Shirins Hochzeit“ hatte ich zunächst bei Eckart Stein und seinem „Kleinen Fernsehspiel“ eingereicht, weil ich den Film eigentlich gerne selbst produzieren wollte, was verschiedene Vorteile, besonders den der späteren Kino-Auswertung hat.

Das Buch hatte auch alle Hürden der Redaktion genommen, es sollte produziert werden. Dann schrieb der Intendant des ZDF, Holzamer, etwas auf das Buch, was dahin lautete, daß die Gastarbeiter ja doch freiwillig kämen und das Gastland sich selbst nicht so schlecht machen dürfe – damit war das Projekt beim ZDF gestorben. Der WDR produzierte dann, und als tatsächlich der Film zu einer großen Auseinandersetzung führte, im türkischen Parlament darüber diskutiert wurde, türkische Faschisten vor dem WDR gegen Ayten Erten und mich zeterten anlässlich einer Demonstration, bei der sie „Heil Hitler“ und „Lang lebe die deutsch-türkische Freundschaft“ schrien, einer Demonstration, die gegen den WDR und seine Unterstützung linker Filmemacher gerichtet war, stellte sich der WDR-Intendant, stellte sich Höfer natürlich – ja, damals war das natürlich! – vor diesen Film, erhielt die mordbedrohte Ayten Erten durch Höfers Vermittlung Polizeischutz, wurde ich aus der Klinik, in der ich einer Fehlgeburt wegen in dieser Zeit lag, mit WDR-Wagen zu Diskussionen abgeholt, brachte mir ein WDR-Techniker einen sendereigenen Fernsehapparat in die Klinik, damit ich meinen Film dort sehen konnte.

Das waren nicht Fragen des großen Geldes, des Aufwandes. Das waren Haltungen von Freunden, die einen nicht im Stich ließen. Auch nicht, als die Produzentin meines Films „Heinrich“ mir zwei Jahre lang und bis heute meine Honorare für Buch und Regie nicht bezahlte. Da habe ich überleben können, weil der WDR, die Redaktion Rohrbach, mir die Fernsehrechte an dem Buch für einen neuen Film bereits vorabgekauft hat, außerdem ein Treatment, das nicht realisiert werden konnte. Ohne sie hätte ich, trotz Bundesfilmpreis „Goldene Schale“ für meinen Film, getrost verrecken können. Denn in der freien Filmwirtschaft scheint eine Verantwortlichkeit gegenüber Autoren und Regisseuren, wie ich sie vom WDR her kenne, nicht zu bestehen, zumindest habe ich sie nicht kennengelernt. Das ist um so bedauerlicher, als alle die neuen Förderungsmöglichkeiten für Filme ja zum großen Teil durch die Autoren und Regisseure des jungen deutschen Films erkämpft worden sind.

2.

Wenn Filmleute vom Fernsehen sprechen, dann herablassend bis haßerfüllt. Das Fernsehen, heißt es, habe die Kinos leergefegt. Die schwindenden Besucherzahlen fänden ihre Erklärung darin, daß die Nation vorm Bildschirm hockt statt im Kino. Das ist nicht falsch.

Die Kinos sind hierzulande leer und werden immer leerer, von Jahr zu Jahr nehmen die Besucherzahlen ab, trotz Investitionen der Kinobesitzer in bauliche Anpassung an den Trend zu mehreren Kleinkinos, trotz großem Angebot nicht nur internationaler, sondern auch einheimischer Produktionen. Das Kino aber, d. h. der junge deutsche Film, steht in einer Blüte wie selten zuvor, was das Spektrum seiner Stoffe, seiner Macher, der Realisierung angeht – international gesehen, gilt es als eines der interessantesten der Welt, auch wenn hierzulande unter Verleiher und Produzenten immer noch der Traum von einer Imitation des Hollywood-Films der dreißiger/vierziger Jahre und seiner sensationellen Kassenerfolge umgeht. Solche Kassenerfolge könnten, so glauben Verleiher und einige Produzenten, die hiesige Kinosituation eher retten als die thematisch und formal anspruchsvollen Filme der „deutschen Jungfilmer“, die sogenannten „Autorenfilme“, wie man sie gern abschätzig bezeichnet, weil bei ihnen Regisseur und Drehbuchautor identisch sind und zumeist auch noch, klug geworden durch Erfahrungen mit Bundesfilmpreisen wie ich im Falle Ziegler, der Autor als Produzent auftritt.

Ich weiß nicht, ob es nicht albern und nostalgisch im schlechten Sinne wirken würde, wenn man heutzutage, ganz ohne Ironie und todernst, einen Gene-Kelly-Musikfilm machen würde.

Die Zeiten sind halt nicht mehr danach, auch wenn man diese Filme heute noch in der Spätvorstellung gerne sieht – aber sozusagen als Museumsstücke. Selbst so ein Verleiher-Mirakel wie „Harold und Maude“, wenn man es jetzt wieder sieht, scheint schon Schimmel anzusetzen, wenn man sich Maudes aufgesetzte Späßchen unter die Lupe nimmt... zumindest brächte ich es nicht über mich, mir so was auszudenken, und es würde mich wohl auch unangenehm berühren, wenn einer unserer Autoren mit so einem Tinneff daherkäme. Wir haben, was unsere Arbeit angeht, andere Maßstäbe – und ich schließe mich einem Wim-Wenders-Interview an (und Wim Wenders ist ja nun gerade in den USA sehr erfolgreich!), wenn ich sage, daß meine besten Gesprächspartner meine Redakteure

beim Fernsehen waren – und daß ich nicht wüßte, wo ich in der sogenannten freien Filmwirtschaft solche Partner bei der Erarbeitung und Bearbeitung eines Stoffes gefunden hätte.

Mehr noch – und ich weiß, daß ich jetzt eines der Tabus der bundesdeutschen Filmproduktion breche, jenes Tabu, das zur Verachtung des Fernsehens zwingt – ich behaupte, daß der ganze „junge deutsche Film“, der heute überall auf der Welt Preise einheimst und nun sogar anfängt, in den USA und anderswo so etwas wie Kasse zu machen, eine Erfindung nicht nur Alexander Kluges und der Oberhausener, sondern auch des Leiters der nunmehr aufgelösten Hauptabteilung Kultur im WDR, Hans-Geert Falckenberg, und des Leiters der Abteilung Fernsehspiel, Dr. Günter Rohrbach, mit seinen Redakteuren Peter Märtesheimer, Gunther Witte, Joachim von Mengershausen, Wolf-Dietrich Brückner, Volker Canaris ist... und, mit ihnen zusammen bzw. in Konkurrenz mit ihnen, einiger Kollegen bei anderen Sendern, vor allem der Stein-Redaktion beim ZDF.

Das Schnulzenkartell, gegen das Alexander Kluge seit Mitte der sechziger Jahre kämpfte, hätte die Filme Faßbinders, Herzogs, Wenders', Schlöndorffs, Syberbergs, Schroeters, Hauffs, Sinkels, Brustellins, von Trotta, Sanders und Sanders' wohl kaum finanziert, hätte diese Autoren wohl gar nicht erst entdeckt. Wim Wenders' Entdeckung fällt in die Zeit, als ich noch Ansagerin bei WDR III war, aber schon meine ersten Filme machte. Ich weiß noch recht gut, wie das ablief.

Einer von Rohrbachs Redakteuren, Joachim von Mengershausen, setzte auf Wim Wenders, den er von der „Filmkritik“ her kannte (für die übrigens auch Rohrbach einmal geschrieben hat).

Wim hatte bis dahin Kurzfilme gemacht, die aber so stark experimentellen Charakter hatten, daß ihm wohl keiner der damals vorhandenen Spielfilmproduzenten einen Film anvertraut hätte, auch mit dem Segen des bereits berühmten Peter Handke nicht.

Aber der WDR ließ ihn „Die Angst des Tormanns beim Elfmeter“ verfilmen – und Wenders, den amerikanischen Kritiker heute zu den deutschen „Pantheon-Regisseuren“ erheben, war entdeckt. Trotzdem war es im „Filmverlag der Autoren“, der Wenders sofort als eines seiner wichtigsten Mitglieder erkannte, produzierte und verließ, schon damals Mode, auf die Abhängigkeit von den Fernsehredaktionen zu schimpfen. Wim selbst sah – wie man aus dem zitierten Interview entnehmen konnte – das offensichtlich anders.

Sicher, es war nicht immer einfach, Kino-Gesichtspunkte in den Fernsehredaktionen durchzusetzen.

Andererseits darf man nicht vergessen, daß Günter Rohrbach, Leiter der Abteilung Fernsehspiel im WDR in einem Augenblick wurde, als Fernsehspiel nach dem von den fünfziger Jahren überkommenen Muster optisch aufbereitetes Hörspiel, verfilmtes oder geMAZtes Theater war.

Soviel ich weiß, stammt die Idee, statt des aufgezeichneten „Prinzen von Homburg“ mit Holtzmann und Balser (erinnern Sie sich noch?) Filme, Spielfilme fürs Fernsehen zu produzieren (und damit eine Gegenproduktion aufzubauen gegen die Sex- und Paukerfilme, die damals die bundesdeutschen Leinwände füllten) von Rohrbach und wohl auch von Hans-Geert Falckenberg, der übrigens seinerseits in seinen frühen Jahren den Kirchner-Verleih mit aufgebaut hatte. Kino-Verrückte, die nicht fürs Kino arbeiten konnten und also zum Fernsehen gegangen waren.

Wären sie nicht gewesen, ob es Schlöndorff noch gäbe?

Ob einer von uns noch produzierte ohne dieses Konzept, das sie im Laufe der Jahre durchsetzten?

Man muß daran denken, wie es in anderen europäischen Ländern aussieht.

Das französische Fernsehen ist von einer Filmförderung dieser Art weit entfernt, ebenso das englische. Im BBC werden Familienserien à la „Forsythe-Saga“ hergestellt oder die „Onedin-Linie“, die bei uns manchmal die Sonntagnachmittage verschönen, im französischen Fernsehen erfreut man sich an Balzac-Verfilmungen oder Darstellungen des Lebens von Ludwig XIV., Cagliostro oder ähnlichen bedeutenden Menschen, die uns ja auch mitunter zu Gesicht kommen.

In beiden Ländern werden hauptsächlich sogenannte „internationale Produktionen“ hergestellt, soweit es um Film, richtigen Film geht. Das Merkmal internationaler Produktionen ist, daß sie mit dem Engagement zweier oder mehrerer Stars aus verschiedenen Ländern anfangen, also sagen wir Alain Delon, Peter O'Toole, Gian Maria Volonté und Romy Schneider... das wäre dann also eine französisch-englisch-italienisch-deutsche Co-Produktion, denn jeder Star bringt einen Anteil, und Romy Schneider gilt hierbei als Deutsche. Dann wird ein Buch geschrieben, das auf die vier Vedetten paßt, und dann wird ein Regisseur gesucht, auf den man sich verlassen kann. Und schließlich kommt das Ganze zu einem Großverleih, der es richtig auf den Markt bringt.

Verständlich, daß ein solches System keine neuen Talente hervorbringt, keine neue Filmära in Gang setzt. Es ist ein Geschäft, und das geht möglichst ohne Risiko. Neuentdeckungen aber sind allemal Risiken, selbst bei den Darstellern kommen sie kaum noch vor, es sei denn in so einem Fall wie Nastassja Kinski, wo der Vater dem Starhuhm der Tochter etwas vorgearbeitet hat. In der Bundesrepublik, deren Produzenten auch früher schon, als in Frankreich immerhin noch Godard und Truffaut, Chabrol und Rivette entdeckt wurden, als England Peter Watkins und Ken Russell hervorbrachte, ganz, ganz leise traten und allenfalls in „Helga“ investierten, wäre der junge deutsche Film nach seinen ersten Versuchen – „Abschied von gestern“, „Lebenszeichen“, „Der junge Törless“ – wohl verraten und verkauft gewesen, hätte nicht das Fernsehen über die Durststrecke geholfen.

Es geht hier nicht nur um das Geld, das ja meist nur ein Teil der Produktionssumme war, sondern um die Initialzündung für bestimmte Stoffe, für neue Namen, für neue Gesichter. Ich will damit die Verdienste der Autoren selbst nicht schmälern, die sich zusammengeschlossen haben, die im Bundeshaus und anderswo antichambrierten, die, wie im Falle Kluge, die eigene Arbeit als Filmmacher opferten, um Filmpolitik zu machen.

Ich will allerdings auch nicht leugnen, daß ich selbst gar nicht soviel Grund habe, das Lob des Fernsehens zu singen, auf dessen Archivregalen immerhin vier von meinen sieben Spielfilmen, auf ewig unsichtbar gemacht, schmoren und nur zu Retrospektiven im Ausland manchmal nach draußen dürfen. So habe ich jetzt meine Filme „Gewalt“, „Der Angestellte“, „Die letzten Tage von Gomorra“ auf einer spanischen Gesamtschau meiner Filme in Benalmadena und in der Madrider Kinemathek zum ersten Mal seit Jahr und Tag wiedergesehen. Das Fernsehen gibt diese Filme, fernseheigene Produktionen, aus rechtlichen Gründen normalerweise nicht heraus.

Aber als ich da den „Angestellten“ widersah, war ich andererseits – mit den Spaniern

– selbst erstaunt, daß so was im Deutschen Fernsehen hatte gemacht werden können. Und ich habe mich gefragt, ob das jetzt noch möglich wäre.

Jetzt, nachdem Bismarck und Höfer weg sind.

Nachdem Falckenberg nicht mehr in seiner alten Funktion ist.

Nachdem Rohrbach geht, und mit ihm Märtelheimer und mit ihm Canaris.

Ein großer Auszug hat eingesetzt. Das wurde offenbar, als seinerzeit, nach der Auflösung der Hauptabteilung Kultur durch den neuen Intendanten des WDR, Freiherr von Sell, ein offener Protestbrief mit über siebzig Unterschriften, teils von Heinrich Böll und anderen prominenten Autoren, teils von WDR-Mitarbeitern, im Kölner Stadtanzeiger erschien. Die Antwort des Intendanten: blaue Briefe mit der Androhung disziplinarischer Maßnahmen für die beteiligten WDR-Mitarbeiter, falls sich ein solcher Fall wiederholen sollte.

Verschreckt zogen damals die Redakteure, die zwar Höfers autoritären Stil und die preußische Strenge von Bismarcks kennengelernt hatten, aber sowas wie öffentlichen Protest unter deren Regiment nicht nur als ihr Recht, sondern auch als ihre Pflicht anzusehen gewohnt waren, die Köpfe ein.

Und seitdem bröckelt langsam aber sicher die Front der Risikobereiten, der Neuerer, und die, die noch da sind, bleiben vorläufig, weil sie das alles nicht ganz und gar preisgeben wollen. Diesen größten Etat unter den Sendeanstalten der Bundesrepublik. Diese Kollegen überall, die von früher her von einer Kooperationsbereitschaft sind, wie man sie wohl kaum irgendwo anders findet.

Eine Verwaltung, die sich einen eigenen Sender leistet – die, die diesen Spott aufgebracht haben, sind immer noch da. Sitzen immer noch an den Steuerpulten, an den Schaltkästen, neben den Überspielanlagen, in der MAZ, im Filmgeber, in der Maske. Diese Maskenbildnerinnen, die nicht wie anderswo „Harper's Bazaar“ lesend hochmütig in der Ecke sitzen, sondern sich über eine Diskussion mit Franz Josef Strauß so aufregen, daß sie sich zitternd weigern, ihn abzuschminken – diese Techniker, mit denen man jeden Film diskutieren konnte, hoffentlich werden sie nicht alle ein bißchen stiller.

Hoffentlich behalten wenigstens sie ihre Aufmüpfigkeit, die sie in vielen Jahren gelernt haben. Mit Spaß.

Vielleicht kommt von dieser Basis, die das beste ist, was die früheren Herren zurückgelassen haben, auf die Dauer ein Einfluß nach oben, der die verwaltete Gradlinigkeit stört.

Erstaunlich nur, daß dies alles so lautlos vor sich gehen konnte, in einer Öffentlichkeit, die sich sonst an jedes Sensationchen hängt.

Dies war doch eine Umschichtung im Kulturbetrieb der Bundesrepublik, wie es, trotz Theater-Intendantenkarussell der letzten Zeit, trotz Kino- und Theaterkrise, kaum eine vergleichbare gab. Ihre Folgen für das, was jeden Abend auf den bundesdeutschen Bildschirmen zu sehen ist, sind möglicherweise unabsehbar. Aber in diesem Land fällt wohl nichts so schwer wie Respekt und Dankbarkeit vor einer Leistung, die Vergangenheit ist. Dabei würde doch gerade das helfen, daß das, was war, nicht in Vergessenheit gerät, daß möglicherweise sogar, trotz allem, der Faden, der schon fast abgerissen scheint, wieder aufgenommen wird.

Erfahrungen mit Zuschauern und einer Behörde

Die erste Reaktion aus dem Publikum auf „Aus einem deutschen Leben“ erreichte mich, als der Film noch gar nicht fertig war. Ich hatte ihn gerade abgedreht, geschnitten war er noch nicht. Toni Meissner, der mein Drehbuch kannte, hatte ein Gespräch mit mir geführt und für die Münchner „Abendzeitung“ vom 31. Dezember 1976 einen Artikel mit dem Titel „Sie können nur töten und gehorchen“ geschrieben (mit „sie“ waren die Nazis gemeint, die an der Judenvernichtung beteiligt waren). Daraufhin erhielt ich diesen vom 3. Januar 1977 datierten, in München abgestempelten Brief:

„An Theodor Kotulla!

Mit dem Film „*Aus einem deutschen Leben*“ haben Sie Ihr Todesurteil gefällt: denn für Leute, die nicht wissen wohin sie gehören, und gegen das eigene Volk hetzen, ist in unserem Lande *kein Platz!*

Wir kriegen Dich wohin Du Dich auch verkriechen magst – und dann war es eben ein Unfall!

Warum strömt Ihr verd. Juden schon wieder in Scharen in unser Land? Raus!“

Geschrieben ist der Brief mit der Hand, in Sütterlin-Schrift. Der Briefschreiber hat offenbar die Hitler-Zeit als Erwachsener „miterlebt“ (was angesichts der Tonart des Briefs wohl als euphemistische Kennzeichnung gelten darf); und er bleibt anonym. Ein Absender wird nicht angegeben, der Brief ist unterschrieben mit „RAF“; wobei es als so gut wie ausgeschlossen gelten kann, daß es sich hierbei um die Anfangsbuchstaben eines Namens handelt. Anzunehmen ist vielmehr, daß der Verfasser des Briefs eine ganz besonders witzige Irreführung an den Tag zu legen meint, wenn er seine nazistischen Ausfälle mit dem Kürzel einer Terrororganisation zeichnet, die sich als „links“extremistisch versteht.

Dieser Brief ist, bislang zumindest, der einzige seiner Art geblieben. Das mag damit zusammenhängen, daß, wie die Erfahrung zeigt, Reaktionen von Zuschauern auf Filme, die im Kino laufen, so gut wie ausbleiben. Selbst wenn ein Kinobesucher das Bedürfnis hätte, spontan auf einen Film zu reagieren – ein Bedürfnis, das sicherlich weit öfter vorhanden sein mag, als wir meinen –, weiß er meistens nicht, an wen er sich wenden soll. Es kommt zwar durchaus vor, daß Zuschauer sich unmittelbar nach dem Film an der Kinokasse Luft machen, wobei ihnen zugleich bewußt sein dürfte, daß sie hier eigentlich an der falschen Adresse sind.

Anders verhält es sich, wenn ein Film im Fernsehen ausgestrahlt wird. Hier ist, wie man weiß, die Zahl derer, die reagieren – auch verhältnismäßig, also abgesehen von den hier in der Regel viel höheren Zuschauerzahlen –, mitunter erstaunlich hoch. Die Adressen oder Telefonnummern der Sender sind, etwa von vorangegangenen Anlässen her, bekannt oder aber leicht, etwa im Telefonbuch, auffindbar. Hinzu kommt, daß der Filmemacher von den meisten hier mit der Sendeanstalt identifiziert, im Grunde müßte man sagen: in einen Topf geworfen wird. Gelobt oder gescholten wird in den weitaus meisten Fällen dann „der Sender“ oder „der Film“.

Unter diesem Aspekt trifft also der sonst so ungemein fragwürdige Slogan des US-amerikanischen TV-Ideologen Marshall McLuhan: „Das Medium ist die Botschaft“, immerhin einen Tatbestand. Nun wird mein Film zwar, wenn dieses „kür-

biskern“-Heft erscheint, auch im Fernsehen gesendet worden sein, leider ist es jedoch nicht mehr möglich, Reaktionen von Fernsehzuschauern abzuwarten. Allerdings liegen auch jetzt schon Erfahrungen über die Wirkung des Films vor, die nicht ignoriert werden sollten. Diese Erfahrungen haben sogar gegenüber den zu erwartenden (umfangreicheren) nach der Fernsehsendung einen für den Filmemacher unschätzbaren Vorteil. Denn sie sind gewonnen nicht aufgrund von Telefonanrufen und Briefen an „den Sender“, die ja kaum zu persönlichen Kontakten mit Zuschauern führen können; sondern in mitunter sehr intensiven und ausführlichen Gesprächen mit Zuschauern meist unmittelbar nach der Vorführung des Films in einem Kino.

Während der Planung und Realisierung des Films hatte ich keine „Zielgruppe“, um dieses Modewort einmal zu benutzen, vor Augen. Das wäre auch durchaus unangebracht gewesen, da das, was in diesem Film aufgegriffen wird, ohne Frage (zumindest) jeden Deutschen, gleich welcher Berufs- oder Altersgruppe, angeht. Dennoch hat es sich, wie eigentlich schon zu erwarten war, während der Film im Kino läuft jedenfalls, herausgestellt, daß ihn in der Hauptsache Zuschauer aus der jungen, das heißt nach dem Krieg geborenen Generation gesehen haben. Die Erklärung finden wir in einer statistischen Untersuchung über die Kinobesucher 1977/78, die das Kölner Institut für Medienforschung unternommen hat: „Die eifrigsten Kinobesucher sind die 14- bis 19jährigen: von ihnen gingen 19 Prozent (im Jahr davor 15) mindestens einmal in der Woche ins Kino. Bei den 20- bis 29jährigen waren es 10 (im Vorjahr 9) Prozent. Beide Altersgruppen zusammen stellen mehr als drei Viertel der Kinogänger, jedoch nur ein Viertel der Gesamtbevölkerung. Auch über die Bildung des Film Liebhabers gibt die Analyse Auskunft: Je länger und umfassender die Ausbildung, desto stärker ist der Anteil der Kinobesucher. So machen die rund 30 Prozent der Bevölkerung mit einer über die Volksschule hinausgehenden Schulausbildung mehr als die Hälfte aller Filmbeisucher (53 Prozent) aus.“¹

Bei dieser Verschiebung der Zuschauerherkunft zuungunsten der älteren Generation sowie der minder Ausgebildeten spielen ohne Zweifel auch ökonomische Ursachen mit: Ein Lehrling etwa, womöglich noch aus kinderreicher Familie, wird in der Regel weniger Geld für einen Kinobesuch übrig haben, als ein Schüler aus einer sozial privilegierten Akademikerfamilie. Das dürfte sich bei der Fernsehausstrahlung des Films in Richtung der realen Zusammensetzung der Bevölkerung zurechtrücken, da es inzwischen kaum noch eine Familie, gleich welcher Verdienstklasse oder Altersgruppe, gibt, die noch kein Fernsehgerät besitzt.

Die Kenntnis der beschriebenen Zusammensetzung des Kino-Publikums sowohl als auch Hinweise auf die informatorische Dimension meines Films in Kritiken – so schrieb etwa Annemarie Weber: „Ein Film, der zur Aufklärung jeder neu heranwachsenden Generation dienen kann.“² – haben dann den „Filmverlag der Autoren“, den Verleih des Films, und mich dazu bewogen, die Schulen direkt anzusprechen. Wir haben, vor allem in München, zunächst mal Lehrer zu Vorführungen eingeladen und sie gebeten zu überlegen, ob der Film sich eigne, in den Geschichtsunterricht über die Nazi-Zeit mit hineingenommen zu werden. Einige Lehrer teilten diese Ansicht ohne Umschweife, und sind mit ihren Klassen gekommen; andere wiederum haben gemeint, sie könnten diesen Film dann erst als Lehrmaterial benutzen, wenn die „Staatliche Landesbildstelle Südbayern“ ihre Zustimmung gäbe. Der Verleih hat daraufhin bei der „Landesbildstelle“ den Antrag gestellt, sie möge prüfen, ob der Film „für den

Einsatz im Rahmen von Schulfilmveranstaltungen“ freizugeben sei. Die „Landesbildstelle“ – sie kann natürlich auch von sich aus einen Film als Unterrichtsfilm vorschlagen – beruft in solchen Fällen einen „Gutachterausschuß mit erfahrenen Schulpraktikern“ mit „teilweise jahrzehntelanger Erfahrung in der Würdigung von audiovisuellen Medien für schulische Zwecke“,³ der zu beurteilen hat, ob der Film „im Rahmen von Schulfilmveranstaltungen in Lichtspieltheatern durch Schulklassen während der Unterrichtszeit besucht werden kann“.⁴ Dieser Gutachterausschuß hat indes nur ein Vorschlagsrecht; die Entscheidung liegt beim „Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus“. Dieses kann das Urteil seiner „Landesbildstelle“ entweder bestätigen oder aber aufheben. Der Verleih hat natürlich nicht im Traum damit gerechnet, daß mein Film in beiden Instanzen eine Ablehnung erfahren würde, und zwar nicht zuletzt deshalb, als die „Landesbildstelle“ ja selbst den nun nicht gerade unumstrittenen Film „Hitler – eine Karriere“ von Joachim C. Fest für Schulfilmveranstaltungen empfohlen und das Kultusministerium diesem Urteil zugestimmt hatte. Der Ausschuß lehnte indes meinen Film ab, und das Kultusministerium hat diese Ablehnung bestätigt.⁵

Natürlich wäre es aufschlußreich, hier das fünf Schreibmaschinenseiten lange Gutachten der „Landesbildstelle“ vollständig wiederzugeben und sich im Detail damit auseinanderzusetzen;⁶ das würde freilich den Rahmen dieses Berichts sprengen. Begnügen wir uns also damit, zwei wichtige Punkte des Gutachtens herauszugreifen. Ich habe in verschiedenen Städten der Bundesrepublik, vornehmlich jedoch in München (einfach deshalb, weil ich hier lebe), nach genau 37 Filmvorführungen mit schätzungsweise 1500 Zuschauern, in erster Linie, wie bereits angedeutet, mit solchen der jungen Generation, aber auch mit Journalisten, Lehrern, Studenten, ehemaligen KZ-Häftlingen und anderen Gespräche geführt. Und es muß hier mit allem Nachdruck festgehalten werden, daß in ausnahmslos allen diesen Gesprächen, so heftig mitunter diskutiert wurde, auch nicht ein einziges Mal Vorwürfe von jener Perfidie gegen meinen Film erhoben worden sind, wie sie sich in dem Gutachten finden. Aus diesen Gesprächen könnte naturgemäß lediglich aus dem Gedächtnis und in indirekter Rede zitiert werden. Zum Glück kann auf ein solches Verfahren, so legitim es auch immer wäre, verzichtet werden, da ich in der Lage bin, hier aus Rundfunk- und Fernsehsendungen wörtliche Zitate heranzuziehen, die zum Teil wortgetreu damit übereinstimmen, was mir in den vielen persönlichen Gesprächen gesagt worden ist.

Im Gutachten heißt es: „Der Film entwirft insgesamt ein Idyll wie in einem bürgerlichen Familienbetrieb, doch millionenfacher Mord hat eine andere als eine ‚private‘ Dimension.“⁷ Dazu eine Schülerin, von einem Reporter des Bayerischen Fernsehens befragt:⁸ „Ich muß sagen, daß ich die Begründung vom Kultusministerium nicht gut find‘, weil ich find‘, daß das Familienleben oder wie das dargestellt war, das war ganz im Gegenteil als, find‘ ich, nicht als idyllisch zu empfinden, sondern im Gegenteil, wenn er sagt, der Vater“ – gemeint ist der KZ-Kommandant – „sagt, ja er tät, wenn der Führer ihm das befehlen täte, sogar seinen eigenen Sohn umbringen, und verheimlicht das alles“ – gemeint ist seine Tätigkeiten im Lager – „seiner Frau, das, find ich, das hat nichts mehr mit Idylle zu tun.“

Der Hauptvorwurf des Gutachtens gegen meinen Film lautet: „Die Darstellung der Titelfigur als eine schöne männliche Figur, als ein romantischer Reiter, als ein gewissenhafter Mensch, als ein edel denkender Idealist, als ein smarter Mann (innerlich gar

nicht so böse), als ein maßgeschneidert gekleideter Mann, ruft beim Betrachter eher Mitleid (keineswegs selber ‚schlecht‘, nur eben ‚schlimm geworden‘ aufgrund von Außenzwängen), Entschuldigungsdenken, Sympathie, Neigung zu vorbildhafter Identifikation (er ist ‚halt‘ hineingeschliddert), als eine realistische Einschätzung der damaligen Verhältnisse hervor.“⁹ Dem Reporter bleibt natürlich nichts anderes übrig, als diesen von „erfahrenen Schulpraktikern“ verfaßten Text – der sich auch noch in groteske sachliche Widersprüche verfängt, denn kurz davor noch hieß es: „Der ‚Held‘ des Films wird zu einem Anti-Held (...)“¹⁰ – auf den Kern zu bringen. Er fragt deshalb: „Ist euch der KZ-Kommandant verhältnismäßig zu sympathisch dargestellt gewesen, oder meint ihr, daß es nicht nötig ist, ihn schlimmer darzustellen?“ Darauf ein Schüler: „Er ist dargestellt worden in – ja, der Verrücktheit der ganzen Zeit“ – der Hitler-Zeit –, „daß: wie weit eben blinder Gehorsam gehen kann, vollkommen blind.“ Ein junger Mann (möglicherweise Lehrer): „Was ich noch dazu bemerken wollte, war, daß ich mit Interesse das Plakat angesehen habe. Das Plakat ist ein Porträt des Hauptdarstellers, in das keilförmig ein Schnitt gegeben worden ist, das soll doch wohl zum Ausdruck bringen, und das ist genau das, was wir uns merken sollten dabei, daß es immer wieder geschehen kann, daß scheinbar normale Menschen (...) auf eine Bahn geraten, die sie dann selber nicht mehr kontrollieren, daß sie sich leiten lassen von einem Gedanken oder von einer Idee oder von einem Wahn, (...) der zu etwas führt, was man objektiv sicher nicht mehr gut nennen kann, was aber subjektiv gar nicht als falsch empfunden wird.“ Eine Schülerin: „Ja, ich finde, man sollte solche Filme ruhig öfter zeigen, denn irgendwie sind das doch ganz normale Menschen gewesen“ – die diese fürchterlichen Verbrechen begangen haben –, „da hat man doch irgendwie Angst, daß das immer wieder passieren könnte.“

Jürgen Martin Möller, der Moderator der Fernsehsendung, aus der auch die oben angeführten Zitate stammen, wendet sich an einen Teilnehmer der Gesprächsrunde: „(...) Herr Grammel, Sie als Lehrer haben auch mit Jugendlichen, die den Film gesehen haben, diskutiert. Was kam denn da heraus? Wurden da Befürchtungen, wie sie also ableitbar sind aus dem Gutachten, bestätigt, oder hatten Sie den Eindruck: die Schüler haben etwas kapiert?“ Darauf Richard Grammel, Lehrer an einer Münchner Realschule (mit den Fächern Deutsch und Katholische Religionslehre): „Ich hatte einen anderen Eindruck: nämlich das, was Sie zuletzt sagten, daß die Schüler durchaus durch diesen Film einen Zugang gefunden haben zu einer Frage, die alle Schüler bewegt, nämlich: wie konnte es dazu kommen, daß so etwas passiert ist? Und die Schüler haben geschlossen, die Schüler, mit denen ich gesprochen habe, geschlossen den Film von Fest, ‚Hitler – eine Karriere‘, angesehen, und sie haben durch diesen Film eigentlich auf ihre Fragen keine Antwort bekommen. Sie haben es aber, und das haben diejenigen, mit denen ich gesprochen habe, alle bestätigt, als sie diesen Film“ – „Aus einem deutschen Leben“ – „als Ergänzung sahen, und ich habe auch Schülern empfohlen, sich diesen Film als Ergänzung anzusehen, etwas davon kapiert, wie es bei dem einzelnen Menschen damals war, wie ein deutscher Mensch damals in eine Zwangslage kommen konnte, und wie er sogar soweit kommen konnte, daß er seine eigenen Kinder opfert für eine Idee“ – wie die des – „Nationalsozialismus (...)“. (Angespielt wird hier auf folgenden Dialog zwischen dem KZ-Kommandanten Franz Lang und seiner Frau Else. – Else: „Also: wenn man dir befehlen würde, deinen Sohn Franz umzubringen, würdest du es tun?“ – (...) – Lang: „Einen solchen Befehl würde

der Reichsführer mir niemals geben. Das ist absurd.“ – Else: „Aber, du bist nicht sicher. Und wenn der Reichsführer dir befehlen würde, unseren Franz umzubringen, du würdest es tun. Du würdest es tun. Du würdest es tun, sag ich dir!“ – Lang: „Natürlich!“)

Es folgt eine Auswahl von Zitaten aus einer Hörfunksendung,¹¹ in der zwei ehemalige KZ-Häftlinge (Kurt Bachmann und Toni Fleischhauer) mit einer 19jährigen Arbeitslosen (Reni Schmidt) und einem 22jährigen Arbeiter (Wolfgang Trumpf) zu einem Gespräch über meinen Film zusammengekommen waren. Auch diese Zitate geben, so meine ich, eine eindeutige Antwort auf die Infamien jenes unseligen Gutachtens der „Landesbildstelle“, auch wenn sie nicht darauf Bezug nehmen können, da es zum Zeitpunkt der Sendung noch nicht vorgelegen hat.

Kurt Bachmann: „(...) Ich war etwa zwei Jahre in einem Nebenlager von Auschwitz, in Blechhammer. Ich bin 68 Jahre alt und bin deutscher Antifaschist. Ich bin tief beeindruckt von dem Realismus des Films, der der Wirklichkeit wenigstens in einer wichtigen Seite sehr nahe kommt, nämlich dem Mechanismus der Macht. Wieso wird denn ein offensichtlich ehrlicher, anständiger Mann aus 'ner guten Familie zum Massenmörder? Ich kenne bisher keinen Film, in dem es bisher mit solcher Genauigkeit, fast historischer Genauigkeit, nachgezeichnet wird, wie ein Mensch, der aus dem ersten Weltkrieg kommt, (...) 1919 in eine, nun, heute würde man sagen: faschistische Organisation gerät“ – gemeint sind die Freikorps – „und dort wieder schon zum Mörder wird, sehr früh und sehr jung, und dann in die Fänge der Nazis kommt. Es ist eine ganz typische Laufbahn.“

Toni Fleischhauer: „(...) Meinen Sachverstand habe ich mir in Buchenwald erworben. Und ich war im ganzen so neun Jahre eingesperrt, und das zehnte Jahr war ich flüchtig. Und ja: der Film ist mit unerhört viel Sachverstand gemacht. Und was zuerst eine Schwäche zu sein scheint, diese Betulichkeit, ja? – die hab ich nachher als durchaus angemessen empfunden.“

Kurt Bachmann: „Der Autor des Films zeichnet eine Figur Höss nach, die es massenhaft in unserem Lande gegeben hat und wohl auch heute noch gibt. Hunderttausende Menschen haben, nach Befehl und Gehorsam erzogen, das getan, was ihnen von der Obrigkeit gesagt wurde. Und Höss ist der Exponent einer solchen (...) zum Schluß ins Verbrecherische gehenden Laufbahn. Sie war fast vorgezeichnet.“

Wolfgang Trumpf (im Hinblick auf die Szene, in der Juden in die Gaskammer geführt werden): „Wenn ich die Szene also sehe, wo mit rednerischen Möglichkeiten Leute zu etwas gebracht werden, was sie eigentlich ja gar nicht wollten, ja? Sie werden also in den Tod geschickt mit schönen Formulierungen: es gibt hinterher einen halben Liter Kaffee, ihr werdet geduscht, ihr werdet saubergemacht, hier herrscht Ordnung, alles wunderschön, ja? Das hört sich alles sehr gut an, ja?“ Reni Schmidt (im Hinblick auf dieselbe Szene): „Mich hat eigentlich nur der ungeheure Sarkasmus, der drin lag, fasziniert. Also jetzt mal: ‚fasziniert‘ in Anführungsstrichen. Wie dieser Offizier, oder wer das da war, der da auf dem Dach“ – auf dem Dach der Gaskammer – „stand, überhaupt fähig war, mit so klarer Stimme und so klaren Worten diese Lüge da zu verbreiten. Auch die Gesichter, das finde ich sehr gut gemacht, hellten sich also auf, als sie gehört haben, daß sie also duschen konnten und hinterher Kaffee kriegten und so und dann: Aber man weiß, der Zuschauer weiß ganz genau, es ist also alles nicht wahr, und die Leute werden jetzt innerhalb von zehn Minuten sterben, das hat mich

doch sehr erschüttert, diese Szene.“ Reni Schmidt: „Ich finde das auch: daß man sich diesen Film angucken sollte, um eben auf jeden Fall anders zu handeln als Franz Lang. Ja, ich meine also, daß es solche Leute wie Franz Lang immer noch geben könnte heutzutage. Denn ich lese also in letzter Zeit (...), daß in Amerika die faschistische Partei sehr groß im Kommen ist, und zwar auf Hitler aufbauend. Sie haben und tragen also das Hakenkreuz und haben Hitler-Porträts in ihren Büros und so weiter.“ Festgehalten werden müssen schließlich noch die zwei Fälle von Verhaltensweisen neofaschistischer Jugendlicher angesichts meines Films, von denen ich erfahren habe. Den ersten Fall, der sich in Nürnberg abgespielt hat, entnehme ich der Wochenzeitung „Das Parlament“:¹² „Mehrere Lehrer besuchen mit etwa hundert Schülern außerhalb des Unterrichts den Film ‚Aus einem deutschen Leben‘ von Theodor Kotulla. Der Film schildert den Werdegang von Rudolf Höss, dem langjährigen Lagerkommandanten von Auschwitz, der als ‚Verwalter‘ und Überwacher der dortigen Massenvernichtungen an der ‚Endlösung der Judenfrage‘ maßgeblich beteiligt war. Etwa acht Schüler stören während der Filmvorführung wiederholt, gröhlen und applaudieren bei Gewaltszenen und nazistischen Kernsprüchen. Diese Schüler, die alle aus einer Klasse kommen, haben ihre Mitschüler in den vergangenen Jahren in zum Teil brutaler Weise unterdrückt und bewirkt, daß sich die ganze Klasse in einem permanent aggressiven und zerstrittenen Zustand befindet. Einer der ‚Anführer‘ der Gruppe ist nach eigenen Aussagen schon mit einem SS-Mantel in die Schule gekommen.“

Der zweite Fall hat zur Quelle die mündliche Mitteilung des noch recht jungen Kinobesitzers Hans Joachim Flebbe in Hannover. Einer seiner Mitarbeiter hatte eine Gruppe von etwa fünfzehn neofaschistischen Jugendlichen, die ihm zum Teil von gelegentlichen, von der Neugier diktierten Besuchen in einschlägigen Kneipen bekannt waren, in meinen Film gehen sehen. Da er Störungen für möglich hielt, warf er, während der Film lief, immer wieder mal einen Blick in den Kinosaal. Die neofaschistische Gruppe, die übrigens schon durch ihre einheitliche „Montur“ (Schaftstiefel, Lederjacken, usw.) zu identifizieren war, verhielt sich jedoch „mucksmäuschenstill“ und hat nach dem Ende des Films „mit ziemlich langen Gesichtern“, wie Flebbe bemerkt, das Kino verlassen.

Die unterschiedliche Reaktion dieser beiden gleichgesinnten Gruppen vermag eigentlich nur auf den ersten Blick zu überraschen. Denn im Grunde liegen die Ursachen für diesen Widerspruch auf der Hand. Die randalierende Gruppe – immerhin waren es nur acht von hundert – ist auf den Film durch Hinweise des Lehrers vorbereitet gewesen; sie hat gewußt, daß sie einen antinazistischen Film zu sehen bekommt und hat dann (natürlich) die Gelegenheit zum Protest ergriffen. Die ruhige Gruppe hat, wahrscheinlich auch angeregt durch das mißverständene Porträt des SS-Manns auf dem Plakat, angenommen, sie werde durch den Film eine Bestätigung ihrer nazistischen Ansichten erfahren. Die erste Gruppe hat also gewußt, daß sie in diesem Film nicht auf ihre weltanschaulichen Kosten kommen konnte; die zweite hingegen hat nicht geahnt, wie sehr sie enttäuscht werden würde. Es ist daher alles andere als verwegen anzunehmen, daß der Film in der Lage sei – was an und für sich klar war, nun aber zusätzlich durch Fakten belegt ist –, selbst Jugendlichen, die durch Eltern oder andere Personen nazistisch vergiftet werden, einen entschiedenen Begriff davon zu vermitteln, was Nazismus in Wirklichkeit ist. Störaktionen solcher verführter junger Men-

schen sollte man ruhig in Kauf nehmen. Denn wer will wissen – auch wenn kein Lehrer vorhanden ist, der mit ihnen aufklärerisch diskutiert –, welche kritischen Einsichten der Film auf lange Sicht doch noch bei ihnen auszulösen imstande ist? Hier noch einmal der ehemalige KZ-Häftling Kurt Bachmann: „Nach meiner Erfahrung in vielen Gesprächen mit jungen Leuten und an Schulen oder in Schulklassen bin ich oft entsetzt über das, was junge Menschen wissen. Das, was über die jüngste Geschichte (...) gelehrt wird, reicht keinesfalls oder ist entstellt. Die wirklichen Zusammenhänge zwischen Ökonomie und Politik, zwischen großen Monopolen, die auch mit Hitler zusammenarbeiteten oder für die er arbeitete, solche Dinge gibt es in der Schule nicht, das heißt, Zusammenhänge, die man wissen mußte, werden unserer Jugend nicht vermittelt. Und darum finde ich so wertvoll, daß dieser eine Film“ – „Aus einem deutschen Leben“ – „Lang, die Person eines Massenmörders zeigt, eines Terroristen, wie es ihn kaum noch geben kann in der Welt; daß er jungen Menschen doch das vermittelt, was eigentlich notwendig wäre.“

Was kann Literatur für uns werden, da sie nun nicht mehr eingesperrt bleibt zwischen zwei Buchdeckeln? Ein Gang ins Kino ersetzt zeit- und geldraubende Lektüre. Ein Knopfdruck genügt: Literatur erstet – verwandelt – über Stimmen im Rundfunk, über das bewegte Bild im Fernsehen.

Massenmedien und Literatur

Schon in den Jahren 1923 bis 1933 hat die Berliner Funkstunde für etwa 30 % ihrer Hörspiele Literaturvorlagen benützt. 45 % aller Filme, die zwischen 1928 und 1956 produziert wurden, waren Literaturverfilmungen. Und von den zwischen 1953 und 1971 gesendeten Fernsehspielen der ARD und des ZDF waren es sogar 60 %.¹ Das ungeheure Materialbedürfnis der Massenmedien verwandelt tote Autoren in Rohstoffreserven, literarische Texte werden einem größeren Hörer- und Zuschauerkreis zugänglich gemacht. Das Buch, vordem nur im Kopf des individuellen Lesers realisiert, wird nun voraus- und vorgelesen. Dabei schaltet sich nicht nur ein weiterer Realisator und damit Interpret zwischen Produzenten und Konsumenten. Der geschriebene Erzähl- oder Dramentext verwandelt sich in ein vielfach kodiertes neues Medium, das mittels bewegtem Bild, Dialog, Kommentar, Musik, Geräusch, auch Schrift hin und wieder, Verständnis und Assoziation des Adressaten in ganz anderer Weise festlegt. Über Auswahl oder Ergänzung, Umstellung der Chronologie, durch „Modernisierung“ der Dialoge, Transposition der Stilmittel – wie Verwandlung von innerem Monolog in szenische Gestaltung – und anderes erfährt der literarische Text weitere Veränderung, kann Rezeption in bestimmter, von der Vorlage abweichender Weise gesteuert werden.

So adaptierte literarische Werke sind immer Interpretationen, um so mehr, sobald die Bearbeiter mit historischen Texten zu tun haben. Hier gilt es, die doppelte Schwierigkeit zu bewältigen, die historische Realität und Eingebundenheit des Werks von der Sicht des Autors her nachzuvollziehen und gleichzeitig diese bestimmte Epoche als Abschnitt von Geschichte zu verdeutlichen, die erkennbar gesetzmäßig verläuft und damit für heute bedeutungsvoll ist. Das verlangt nicht nur historisches Resümee aus vergangener Dichtung und ihren Wirklichkeitsbezügen, sondern mehr noch bewußte Konfrontation vergangener mit gegenwärtigen Wertungen. Literaturadaptionen in den Massenmedien sind auf diese Weise auch Teil der literarischen Rezeptionsgeschichte, geben Auskunft über Wege und Möglichkeiten der Tradierung literarischen Erbes, über den Umgang einer Gesellschaft mit ihrer literarischen Vergangenheit.

¹ „Süddeutsche Zeitung“, München, 4. Januar 1979.

² „Die Presse“, Wien, 9./10. Juli 1977.

³ „Informationen. Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus. Pressereferat.“ München, 25. Oktober 1978, S. 2.

⁴ A. a. O., S. 1.

⁵ Die Betroffenen sind Schüler und Lehrer in Bayern allein; denn in keinem anderen Bundesland hat es bisher einen derartigen ablehnenden Bescheid gegeben.

⁶ Teilweise sehr bissige Kommentare in Presse, Rundfunk und Fernsehen haben diesen ablehnenden Bescheid des Bayerischen Kultusministeriums – drücken wir es vorsichtig aus: soweit mir bekannt – einhellig mißbilligt. Ein „Kartell“ wohl wieder mal – ein „Linkskartell“ gar –, bestehend aus der „Süddeutschen Zeitung“, der „Abendzeitung“, der „Zeit“, dem „Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt“, dem „Bayerischen Rundfunk“ (Hörfunk und Fernsehen), dem „evangelischen Presse Dienst“, dem „Südwestfunk“, der Schweizer „Weltwoche“ – und so weiter? Aus einem Artikel von Michael Frank in der „Süddeutschen Zeitung“ vom 16. Oktober 1978 möchte ich immerhin einen Absatz wiedergeben: „Der Verdacht liegt nahe, daß es unerwünscht von politischen und gesellschaftlichen Prozessen ist, wie persönliches und allgemeines Verhalten die Katastrophen dieser Welt erzeugt und nicht ein anonymes Schicksal. Wie bequem wäre es, den Nationalsozialismus als den nicht recht ergründbaren Einfall widerwärtiger, unmenschlicher Menschen-Monster zu beklagen, mit denen diese Welt, das übrige Deutschland eigentlich nichts zu schaffen hatte. – Infam geradezu erscheint hier die erklärte Tendenz, ausgerechnet dem Antifaschisten Kotulla eine Tendenz zur Rechtfertigung, zum Sympathisantentum mit einem Rudolf Höss zu unterschieben. Der Leser dieses Gutachtens wird fast irre am Verstand derer, die all das, was man an diesem Film begrüßen muß, verständnisvoll beschreiben, aber dann zu seinem Nachteil auslegen.“

⁷ Schreiben der „Staatlichen Landesbildstelle Südbayern“, Prinzregentenplatz 12, 8000 München 80, vom 2. Oktober 1978, an das „Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus“, 8000 München 1, S. 4.

⁸ In der Sendung „Bayernreport“, in: Bayerischer Rundfunk, 3. Programm“ (Fernsehen), 2. November 1978.

⁹ Schreiben der „Staatlichen Landesbildstelle...“, S. 3.

¹⁰ A. a. O., S. 3.

¹¹ In der Sendung „Radiothek“, 30. November 1977, in: „Westdeutscher Rundfunk 2“ (Hörfunk).

¹² Hartmut Castner und Thilo Castner: „Schuljugend und Neo-Faschismus – ein akutes Problem politischer Bildung“, in: „Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament“, S. 32; „Das Parlament“, Bonn, 4. November 1978.

Zwei Phasen der Fontane-Rezeption

Fontane ist Bestandteil unseres bürgerlichen Bildungskanons seit je gewesen. Recht unterschiedlich ist jedoch – überblickt man die Forschung – die Beurteilung seines Schaffens in verschiedenen Zeitabschnitten unseres Jahrhunderts und in Konsequenz davon die Hervorhebung oder Vernachlässigung bestimmter Werke, sei es innerhalb der Editionspraxis, der kritisch-wissenschaftlichen Rezeption, auf dem Buchmarkt oder im Schullesebuch. Die Fontane-Rezeption läßt sich grob in zwei Phasen einteilen: vor 1945 und danach. Zuerst überwiegt die affirmativ-patriotische Interpretation, die in Fontane primär den Heimatdichter der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ (1862–1882, 4 Bde.), den Verherrlicher preußischen Durchhaltegeistes bis hin zum Militaristen sehen will, weniger den Künstler des Gegenwartsromans als den Balladier und Wander- bzw. Kriegstagebuchreporter. Ausnahmen davon sind die differenzierenden Würdigungen Thomas und Heinrich Manns und der größere Teil der ausländischen Forschung (Charlotte Jolles). Nach 1945 setzt eine Fontane-Renaissance ein. In der DDR entsteht zum erstenmal eine kommentierte Gesamtausgabe des Erzählwerks. Germanisten setzen sich kritisch mit dem Lukaczschen Standpunkt auseinander und kommen in historisch umfassender Analyse zu der Wertung von Fontanes Romanen als „Gipfelleistung des deutschen kritischen Realismus“. In der BRD bahnte sich – allerdings neben einem ästhetisierenden und apologetischen Hergang – ein Bemühen um Sachgemäßheit und Unvoreingenommenheit an (W. Müller-Seidel), unterstützt durch die erstmalige Veröffentlichung der Briefe Fontanes an Georg Friedlaender (1954), die den Dichter nicht nur als politischen Autor, sondern als vehementen Befürworter der Ablösung der alten Ordnung dokumentieren. Diese in den letzten Lebensjahren verfaßten Briefe zeigen Fontanes Entwicklung zum leidenschaftlich engagierten radikalen Demokraten, den nunmehr auch die „furchtbare Schlacht“ vor dem „Sieg des Neuen“ nicht mehr schreckt (Brief an Friedlaender, 6. 5. 1895). Wenig rühmlich für unsere germanistische Wissenschaft, daß es erst der privaten politischen Bekenntnisse Fontanes bedurft hat, um seit dieser Entdeckung nicht mehr am Charakter seines Spätwerkes als eines engagiert zeitkritischen vorbeizukönnen. Denn: die Werke selbst geben Auskunft.

Mit 60 Jahren brachte Fontane seinen ersten Roman „Vor dem Sturm“ (1878) heraus. Die nun folgenden Romane seiner letzten 20 Lebensjahre von „Schach von Wuthenow“ bis „Stechlin“ zeugen davon, wie es Fontane gelang, im Stoff seiner Zeit die individuell-menschliche Seite und die soziale Problematik miteinander zu verflechten. Konflikte werden durch gesellschaftlich begründete Vorurteile ausgelöst, führen meist zu einem tragischen Ende. Sie werden nur an solchen Schicksalen vorgeführt, die auch gesellschaftlich etwas „bedeuten“. Fontanes Grundthema „Alt“ versus „Neu“ mit der Option für das Neue durchzieht alle Texte. Mit Ausnahme der beiden ersten Romane und zweier später erschienenen historisierenden Novellen, „Grete Minde“ und „Ellernklipp“ (1880/81), sind Fontanes epische Werke Gegenwartsromane, zugleich aber auch „historische Romane“: „Fontane vergegenwärtigte in ihnen – im Unterschied zu den naturalistischen Romanciers und Dramatikern, die er sehr aufmerksam las – das Gesellschaftliche nicht als einen Zustand, sondern als einen Prozeß. Nicht nur als Zeitgenosse, mehr noch als Historiker beobachtete und beurteilte er das Geschehen um sich herum. Die Besonderheit der Gesellschaftskritik Fon-

taner beruht auf dieser Fähigkeit zur objektivierenden, urteilenden Distanzierung von einer Zeit, die er im übrigen als Beobachter so intensiv, bewußt und aufmerksam miterlebte wie kein zweiter deutscher Dichter dieser Epoche. „Fontanes Gesellschaftskritik ist zugleich historische Kritik.“² Diese Fähigkeit Fontanes, die Gesellschaft als historisch produzierte, notwendig dem Wandel unterworfen zu sehen, müßte nun in der medialen Umsetzung ihre Entsprechung finden. Betrachtet man jedoch die hierzulande seit 1945 realisierten Verfilmungen, ergibt sich fast ausschließlich ein Bild der Nostalgie bzw. der Abhandlung nur privater Konflikte, einer zu Sentimentalität und Resignation neigenden Interpretation. Wie von der spätbürgerlichen Fontane-Forschung vorgezeichnet, wird der Dichter mit Vorliebe auf ein „So und nicht anders“, auf Bescheidung und Duldung festgelegt.

Fast alle Erzählungen und Romane Fontanes sind verfilmt worden, „Effi Briest“ gleich viermal.³ Näher betrachtet werden sollen „Effi Briest“, Regie und Buch Faßbinder, und „Stechlin“, Regie Hädrich, Buch Meichsner. Auswahlkriterium ist in beiden Fällen der politisch-historisch-didaktische Anspruch der jeweiligen Filmemacher bzw. Regisseure und Drehbuchschreiber, dazu noch, daß die Textvorlagen die politischen und zeitkritischsten im Erzählwerk Fontanes sind.

„Effi Briest“ – Filmvorlage für Faßbinder

Faßbinder leitet mit seiner 1972/73 verfilmten „Effi Briest“ die „moderne“ Fontane-Filmrezeption in der BRD ein. Er versucht einen historischen Brückenschlag zu heute, die Themen Frau und Unterdrückung schaffen die Verbindung. Fontanes Interesse an weiblichen Charakteren traf sich mit Bewegungen und Strömungen, die seine Epoche erfüllten. Als er 1882 seinen ersten Frauenroman „L'Adultera“ veröffentlichte und die ersten Aufzeichnungen zu „Irrungen Wirrungen“ niederschrieb, erschien Bebel's Werk „Die Frau und der Sozialismus“. 12 Jahre später schrieb er – angeregt durch eine Duellgeschichte in der Berliner Gesellschaft – „Effi Briest“, die Geschichte einer Ehe aus der wilheminischen Epoche, als Standesheirat über die freie Entscheidung des weiblichen Partners hinweg geschlossen, Arrangement der Eltern in Absprache mit dem künftigen Ehemann, wobei jede Seite überzeugt ist, einen nutzbringenden Handel abgeschlossen zu haben, ein Zweckbündnis zur Erhaltung und Vermehrung von Macht und Reichtum. Einer Selbstbestimmung der Frau stehen Konvention bzw. Eherechtsordnung mit ihrer eindeutigen Privilegierung des Mannes und einer Verankerung der ökonomischen Abhängigkeit entgegen. Ehebruch von seiten der Frau hat rechtlich und moralisch größere Konsequenzen als seitens des Mannes. Es geben Recht und „Sitte ihr kein Mittel, ihre verletzte Ehre wiederherzustellen“, während „die Duellsitte“ dem Mann die Pflicht dazu auferlegt.⁴ Für die Frau heißt das gesellschaftliche Ächtung, gleichbedeutend mit dem Ruin der Existenz. Der Mann muß sein Leben aufs Spiel setzen bzw. seinen Rivalen töten. Nach diesen Regeln verläuft die Geschichte Effis.

Die drei wesentlichen Schauplätze des Geschehens, das märkische Hohenčremmen, der Küstenort Kessin und Berlin werden als räumliches Modell der Welt zum organisierenden Element, um das herum auch die nichträumlichen Charakteristika aufgebaut werden. So signalisiert die Beschreibung von Effis Elternhaus nicht nur Besitz

und Tradition des Adels, sondern auch idyllische Abgegrenztheit der Heimat; Mittelpunkt und bevorzugter Platz für Effis Plauderei, ihre Lust nach Bewegung, ihre Suche nach Geborgenheit ist das Gartenrondell mit der Schaukel. Diese „freundlich friedreiche Stelle“ steht im Gegensatz zu Kessin, das mit seinen durch Handel, Beruf oder Herkunft realisierten Beziehungen zu noch entfernteren Teilen der Welt für Effi nie das Synonym für Fremde verliert. Die Raumstruktur *abgegrenzt/offen* korreliert mit den semantischen Feldern *Heimat/Fremde*. Die gleiche räumliche Entsprechung erhält Effis „Schritt vom Wege“ als Übertretung eines Verbots, als Überschreitung einer an sich unüberwindbaren Grenze, die die Welt der bestehenden Normen von der neuen Welt der noch zu realisierenden Ansprüche trennt: Effis und Instettens Kessiner Haus ist ein Spukhaus. Es ist der Spuk – von Fontane als „Drehpunkt für die ganze Geschichte“ bezeichnet –, der Effi in Schranken halten soll, indem er Angst und Unsicherheit produziert.

Grenzüberschreitungen ziehen sich innerhalb von Subtexten durch den ganzen Text. Alle handeln von verbotener und bestrafte Liebe, ob die vom Spukchinesen oder die vom Calatravaritter, in der der Ehebrecher Crampas sein eigenes Ende vorwegnimmt. So enthält der Gesamttext eine Reihe von Figuren, für die das Verbot der Grenzüberschreitung nicht gilt: Effi, Crampas, ihre Dienerin Roswitha, die Sängerin Tripelli. Effi, von der Anlage her offen, neugierig, abenteurlustig und phantasiebegabt, durch Konvention jedoch zum Akzeptieren einer passiven Frauenrolle gezwungen, schwankt in ihrem Verhalten Instetten gegenüber zwischen Unterwerfung und Aufbegehren. Ihre Vorstellung eines lebenswerten Daseins, in dem Liebe, „gleich und gleich“ im Zusammenleben an erster, „Reichtum, Ehre“ und „Zerstreuung“ als Ersatz an zweiter Stelle rangieren, werden nicht erfüllt. Ihre Konsequenz heißt Crampas. Findet sie bei ihm auch nicht Liebe, so doch wenigstens Teilnahme, Möglichkeit zur Aussprache und so etwas von „gleich und gleich“, wenn auch nur durch eine Wesensähnlichkeit, nicht durch bewußte Partnerschaft bedingt. Effi ist unabdingbar angewiesen auf eine funktionierende Zweierbeziehung. Denn die Leute, mit denen „man“ verkehrt, der Adel auf dem Land, die Honoratioren in der Stadt, lassen es – bis auf wenige, wie der gütige Apotheker Gieshübler – an Herzlichkeit, an echtem menschlichen Interesse fehlen, nicht aber an Tugendhochmut und Frömmerei, Gesellschaftsdünkel und borniertem Patriotismus. Vor diesem Hintergrund scheinen Crampas' Haupteigenschaften, eine gewisse Leichtsinnigkeit, Unzuverlässigkeit, Abenteuer- und Lebenslust, negativ befrachtet. Sein Unterscheidungsvermögen von deformiertem und echtem Leben, seine Etikettierung der gesellschaftlichen Normen als „zufällige“ lassen Effi aufhorchen. Sein Lösungsvorschlag zur Veränderung – individuelles und heimliches Vergnügen – bleibt im Privaten. Darin gleicht er der Sängerin Tripelli, die durch ihre Lebensführung eine gewisse Selbstverwirklichung demonstriert und damit einen Hauch von Emanzipation in die Kessiner Gesellschaft trägt. Effi gelingt es nicht, ihre Rolle in der bürgerlich-feudalen Gesellschaft – die Frau als Ware, als Objekt – zu erkennen, und von daher die Frage nach Recht und Unrecht zu stellen. Ihr Schritt über die Grenze ist, obzwar kein bewußter Protest, doch gefühlsmäßig als richtig erachtet: Sie empfindet zuerst nicht Scham über ihre „Schuld“, sondern nur über ihre Lügen, ihr Rollenspiel in der Gesellschaft. Klarer sieht Roswitha in der Schuldfrage: befragt auf die Verursacher ihrer Misere mit dem unehelichen Kind bringt sie bewußt „die anderen“ ins Spiel.

Auf der Seite der Normen stehen die „unbeweglichen“ Figuren: Instetten, dessen Dienerin Johanna und Mutter Briest. Instetten wird von Effi als ein „Mann von Prinzipien“, als gut und nachsichtig, aber als Respektsperson charakterisiert. Im Gegensatz zu ihr weiß er um die Problematik einer gesellschaftlichen Sanktion, wie sie die Verbannung Effis darstellt. Zusammen mit seinem Freund Wüllersdorf, ebenfalls einem hohen Ministerialbeamten, reflektiert er über den sinnlosen Götzendienst des Ehrenkultus. Aber er beugt sich ihm. Das letzte Auftreten Instettens macht seine Tragik deutlich: Verharren in dieser Welt, Befolgung ihrer Regeln bringt wohl äußerliche Belohnung durch Aufstieg, innerlich aber den Ruin: „Je mehr man mich auszeichnet, je mehr fühle ich, daß dies alles nichts ist. Mein Leben ist verpfuscht.“

Wenn Effi am Ende des 4. Kapitels ihre Furcht gesteht – Instetten, das ist „ein Mann von Prinzipien... Ach, und ich habe gar keine“ –, ist das Signal für Handeln und Reagieren sämtlicher Figuren gesetzt. Dieser Gegensatz *Prinzipientreue/Prinzipienlosigkeit*, d. h. bürgerlich-feudale Werthaltung versus Entfaltung einer – wenn auch wenig ausdefinierten – humanistischen Persönlichkeit wird auf der Ebene der sozialen Beziehungen, der gesellschaftlichen Haltung sowohl der Hauptfiguren, als auch derjenigen Figuren variiert, die in Form einer Geschichte oder Episode als Subjekt in den Text gelangen. Er stellt sich als gesetzlich/ungesetzliche Handlung dar, er korreliert mit Eigenschaften wie Kälte/Wärme, Strenge/Unterwerfung, der bevorzugten Werthaltung von Anstand und Ehre gegenüber Gefühl, Liebe, Nachsichtigkeit. Der Text baut diese Ebenen in großer Vielschichtigkeit behutsam und kunstvoll auf. Will man eine Hierarchie erstellen, so könnte man bei den „natürlichen“ Eigenschaften anfangen; dann folgt die Ebene der privaten Beziehungen der Personen allgemein, zwischen Mann und Frau speziell. Auf sie zurück wirkt die nächsthöhere Ebene der gesellschaftlichen Verhaltensweisen, des in der gesellschaftlichen Stellung verankerten Rollenverhaltens, das wiederum von der darüberliegenden Ebene der Gesellschaftsreform – mit ihren ökonomischen, politischen und ideologischen Normen – bestimmt wird.

Mit der Fülle der Figuren ist eine Vielfalt von Blickpunkten gegeben. Der kommentierende Erzähler ist weitgehend ausgeschaltet. Fontane versteht die Kunst, ihn in verschiedenen Figuren geltend zu machen, bzw. den Text durch die Gewichtung mit seiner Sichtweise zu beeinflussen. Wiewohl Effis Sichtweise dominiert, wird keiner der Standpunkte durch den anderen völlig aufgehoben. Es wird dem Leser anheimgestellt, den Schnittpunkt der Standpunkte als „Wahrheit“ der Nachricht zu konstruieren. Die Hilfe, die der Autor dabei gibt, ist die Gewichtung, auch die mengenmäßige Verteilung der Sichtweisen und – so versteckt auch nur sie in diesem Fall spürbar werden – Meinung und Autorität des Erzählers. In „Effi Briest“ wird dem bürgerlich-feudalen Modell eindeutig eine Abfuhr erteilt, die auch durch das Ende des Romans – Effi nimmt angesichts des herannahenden Todes die Schuld von Instetten auf sich – nicht relativiert wird.

Der Film „Effi Briest“

„Ich meine, man soll an dem fertigen Film ganz klar merken, daß das ein Roman ist, und daß an dem Roman nicht das Wichtigste ist, daß er eine Geschichte erzählt, sondern wie er sie erzählt. Die bisherigen ‚Effi-Briest‘-Verfilmungen zeigen sehr wenig von der Zeit und von Fontanes Sicht dieser Zeit. Ich finde das verkehrt, es sollte immer spürbar sein, daß das eine von jemand einmal erzählte Geschichte ist. Wie und warum die Geschichte so erzählt worden ist, das muß sich durch den Film übertragen.“⁵ Löst Faßbinder dieses Versprechen ein?

Zunächst hält er sich minutiös an die „Geschichte“, folgt in der Selektion der Textstellen konsequent dem chronologischen Ablauf der Romanhandlung, läßt die Personen ausnahmslos Originaldialoge (in Auswahl) sprechen. Ein anonymen Erzähler, dazu Zwischentitel übernehmen Teile des Erzählberichts, der Reflexionen oder Dialoge. Aber reicht das? Was passiert durch die Umcodierung des geschriebenen Textsystems in das System Film, das eine Kombination (keine Addition) vieler Codes und deren Subcodes darstellt? Die ikonisch-visuellen Codes (Montage, Kameraeinstellung, Kamerastandpunkt, Blickwinkel, Kamerabewegung, Brennweite, Blende, Filmmaterial, Bildkomposition, Bildrhythmus, kinematografische Zeichensetzung wie Formen der Überblendung und des Schnitts, Schriftzeichen, Gestik und Mimik, Kleidung, Architektur, Dekoration) und die tonalen Codes (Musik, Rede, Sprechweise, Geräusch)⁶ zusammen ergeben in einem komplizierten Geflecht das Filmsystem, das durch fortwährende Verschiebung, in einer Art fließender Übergabe von Bedeutung bzw. Nachricht von einem Code an den anderen, den Romantext zu erstellen hat. Zunächst aber: Ungeachtet dieser Problematik läßt sich bereits bei der Textauswahl feststellen, daß das „Was und Wie“ in der Geschichte verändert, Fontanes differenzierendes Facettenauge gegen Faßbinders traurige Monooptik ausgetauscht wird. Der Film verzichtet auf Effis Verlobung und Hochzeit, ihre Besuche im Pfarr- und Kantorhaus, versäumt damit die Gelegenheit zur Schilderung des landadligen Milieus und zur Differenzierung von Effis sozialer Umwelt. Die Kessiner Erlebnisse schrumpfen zugunsten der Szenen, die mit dem Spuk zusammenhängen, eine Akzentverschiebung, die, durch Dialogschnitte und die finstere Gestalt Johannas verstärkt, Furcht und schwerfällige Geheimnistuerei im Übermaß vermittelt. Von der Präsenz Bismarcks in der Nachbarschaft, die Anlaß zu Instettens häufiger nächtlicher Abwesenheit und so auch zu Effis Einsamkeit gibt, ist im Film nichts zu spüren. Das Gasthaus „Zum Fürsten Bismarck“, Umschlagplatz gesellschaftlicher und politischer Gerüchte und Hintergrundmoment für Instettens Wahlerfolg, tritt nicht in Erscheinung. Es entfällt damit die Möglichkeit, die gesellschaftlich-berufliche Seite Instettens zu charakterisieren. Sie wird nur ergebnishaft vorgeführt. Durch das Weglassen der gesellschaftlichen Ereignisse – auch in Kessin fehlen sie – bzw. durch die einseitige Konfrontation mit den Hauptbezugspersonen Instetten, Eltern, Crampas und Roswitha, wird im Film die im gesellschaftlichen System liegende Ursache von Effis Einsamkeit nicht gezeigt. Kürzung der Dialogstellen zwischen Effi und Instetten, die Konzentration auf solche, in denen hauptsächlich die verhärteten Standpunkte – Rechthaberei, Kälte und Distanz auf der Seite Instettens, Leiden und Melancholie bei Effi – zum Tragen kommen, die versuchten Annäherungen, Zärtlichkeiten aber ent-

fallen, reduziert die Ehe auf eine Monotonie in den Beziehungen der beiden und führt zur Vorhersagbarkeit ihrer Verhaltensweisen.

Die Verkürzung der Charaktere Effis und Instettens wird durch weitere Codes gestützt. Musik – eine immer gleiche, leitmotivisch klagende Geigenmelodie – ertönt bei Effis Furcht vor Instetten, bei Instettens kalten, karrierebewußtem oder erzieherischem Verhalten. Gestik und Mimik tun das Ihre. Instetten gibt ausnahmslos den starren Typ der strengen und unmenschlichen Standesperson – ohne den geringsten Schimmer Fontanescher Ironie – wieder. Seine Einsicht, daß er Werkzeug des „uns tyrannisierenden Gesellschaftsetwas“ ist, fördert nicht dieselbe Einsicht beim Zuschauer. Hanna Schygulla als Effi spricht fast immer in der gleichen, einförmig sich hinziehenden, leisen, empfindsamen Tonlage. Verhaltene Bewegungen, eine leidende, allenfalls lächelnde Miene bestimmen ihr Auftreten, lassen sie auf diese Weise nur als „Gebrochene“ überzeugend wirken.

Diese einseitige Auswahl aus dem Charakterspektrum der beiden Hauptfiguren wird durch einen weiteren Code, die Weißblende – eine bestimmte Art der kinematografischen Zeichensetzung – zusätzlich gestützt. Diese Art der Zäsur (53 Weißblenden) teilt das gesamte Filmsystem in Einstellungen, Szenen und Sequenzen. Sie besitzt die gleiche Funktion von Grenzsignalen, wie sie am Ende der Kapitel oder Absätze im Romantext auftauchen. Faßbinder ist es hier gelungen – betrachtet man die Endkonstellationen jener Segmente, die durch eine Weißblende begrenzt werden und nichts mit dem Charakter von Effi und Instetten zu tun haben –, die Grundopposition „bürgerlich-feudale Ordnung“ versus „freie Entfaltung der Persönlichkeit“, speziell in der Variante Mann/Frau, ferner den Spuk in Korrelation mit Furcht, sowie das Thema Heimat zu verdeutlichen. Stellenweise Umcodierungen von Bild in Schrift – 15 Zwischentitel, eingerahmt von Weißblenden, fungieren als weitere Filmgliederung – arbeiten in gleicher Weise die Tiefenstruktur des Romans heraus, sofern sie nicht, wie in einigen Fällen, die Funktion des Erzählberichts übernehmen. Die von Brecht entwickelte Methode, mittels Schrifttitel den Zuschauer aus einer bloß emotionalen Beteiligung zu reißen, Distanz zu schaffen, verfehlt jedoch bei Faßbinder insofern ihre Wirkung, als die diese Lehrsätze umgebenden Szenen die gleiche Kühle und Distanz ausstrahlen.

Die Funktion der Distanzierung und Unterkühlung übernimmt auch die Figur des unsichtbaren Erzählers mit seiner emotionslosen, freundlichen, betont ungeschulten Stimme, ebenso die Bild-Rede-Beziehung, wenn, wie sehr oft, der Dialogton im Vordergrund zu hören ist, während die Personen im Hintergrund agieren. Der szenische Code mit seiner Auswahl bzw. Gestaltung der Schauplätze trägt teilweise negativ zur Veränderung des Romanraums bei. Das idyllische Zentrum des heimatlichen Gartens wird mit dem düsteren Grau von Hausrückfassade, Wiese und Luch vertauscht, das Kessiner Haus signalisiert in seinem überladenen Dekor Prestige, statt die Romanrealität der spukumwitterten „landrätlichen Kate“ nachzuzeichnen. Der Gegensatz Heimat/Fremde, seine räumliche Entsprechung in seelischen Haltungen, wird somit verwischt, wenn nicht aufgehoben. Faßbinders Manie, den Standort von Kamera und Personen so zu wählen, daß Fenster bzw. Türrahmen, Säulen, Vorhänge und dergleichen die Begrenzung in der Art eines Bilderrahmens liefern, die Figuren so aufzubauen, daß vielfach direkte Kommunikation durch Spiegel verstellt und durch große Abstände erschwert wird, hilft in vielen Fällen, die im Roman kritisierte rigide Normen-

welt ins Optische zu übertragen. Dies besonders, wenn dadurch die Beziehungsarmut zwischen Effi und Instetten dargestellt wird. Insgesamt wendet aber Faßbinder diese Kombination von Subcodes zu oft und vielfach unmotiviert an, sodaß ihre teilweise richtige Anwendung im Ganzen zum manirierten Stil gerät, bzw. in den Effi-Crampas-Szenen völlig falsch eingesetzt wird.

Zwischentitel und Weißblenden verdeutlichen, wie bereits festgestellt, die Sichtweise verschiedener Personen und Instanzen: Faßbinder, Fontane als Erzähler, Effi und Instetten teilen sich darin. Durch die Plazierung eines Alternativtitels am Filmanfang überwiegt jedoch die Botschaft des Filmemachers: „Viele, die eine Ahnung haben von ihren Möglichkeiten und Bedürfnissen und trotzdem das herrschende System in ihrem Kopf akzeptieren durch ihre Taten und es somit festigen und durchaus bestätigen.“ Was hier ausgedrückt wird, deckt sich zwar *verbal* – wenn auch schärfer ausgedrückt – mit der Nachricht Fontanes, *optisch-tonal* jedoch geschieht folgendes: Bestimmte Textauslassungen beschneiden die individuelle Sichtweise der Figuren. Die erwähnten, Kühle und Distanz schaffenden Codes verhindern die Variationsbreite der Fontaneschen Sichtweise mit ihrer im „Schnittpunkt der Blickpunkte“ ablehnenden Haltung; in ihrer Mischung von verklärender Poesie und bitterer Schärfe verkünden sie ausschließlich Faßbinders Blick: in Resignation und teilweise Mystifikation vorgetragener Ekel vor einer Gesellschaft, die in ihrem So-Gewordensein nicht verständlich wird. Fontanes Sicht eröffnet die Einsicht in seine Zeit und ihre Strukturen, wenn sich auch Ablehnung nicht mit einem Ausweg verbindet. Faßbinder führt, anstatt dies zu vermitteln, ein altes Fotoalbum mit vielfach sehr schönen, aber fremden Bildern vor. Ein paar Menschen leben und leiden in einer zeichenhaft reduzierten Umwelt aufgrund sehr persönlicher, fast pathologischer Eigenschaften. Die über den Alternativtitel vermittelte Konzeption des Filmautors, nämlich das „herrschende System“ für das Unglück Effis, auch Instettens und am Rande auch der Effi gewogenen Personen verantwortlich zu machen, realisiert sich nicht, einerseits, weil das System nicht vermittelt wird, andererseits, weil die Handelnden letztlich unglaubliche Marionetten sind.

Die unschuldige Frage des auf Genuß und Aufklärung eingestellten Kinogängers bleibt offen: Wer sind die Drahtzieher und warum ist das so? Die professionellen Kinogänger jedoch – die Zeitungskritiker – überschlugen sich damals fast ausnahmslos: vom „einsichtsvollen Regisseur“ ist da die Rede, der „werkgetreu hinter unsern Lieblingsschriftsteller tritt“ (W. Ignee), vom „bildlichgewordenen Leseprozeß“ (gbs), von einer besonders gelungenen Übertragung ins andere Medium, vom „verständnis- und liebevollen Blick auf Figuren, denen in keinem Moment das bewertende Urteil des Regisseurs aufgepappt wird“, von der Atmosphäre einer „hinreißenden Natürlichkeit und naiven Schönheit“ (P. Buchka), von Faßbinders Orientierung in „seinem optischen Stil an der skeptischen Nüchternheit Fontanes“, davon, daß der Film mit Nostalgie nichts zu tun habe, „dafür mit der Fähigkeit, Vergangenes zärtlich und traurig zugleich an der Gegenwart zu messen“ (H. C. Blumenberg).

Was soll woran gemessen sein? Die Etikette im Stehkragen an unserer lockeren „Freizeitgesellschaft“? Die Unterdrückung der Frau an den heutigen Unfreiheiten? Oder soll der Zuschauer gar erleichtert aufatmen, wie gut das weibliche Geschlecht es doch heute hat?

„Stechlin“ im Fernsehen

Vergangenes mit Gegenwärtigem in Beziehung zu setzen, war das erklärte Ziel des Fernsehbearbeiters Dieter Meichsner. Er wollte nicht erst Kritikern und Zuschauern überlassen, den Bezug hineinzuzinterpretieren. Er versuchte, diesen über einen kommentierenden Erzähler herzustellen, der, anders als bei Faßbinder, nicht nur erzählberichtende Verbindung schafft, sondern historisch-politische Erläuterungen zum damaligen Zeitgeschehen gibt, hin und wieder den Gegensatz zu heute betonend. Meichsner formuliert seinen „kleinen didaktischen Nebensinn“ so: „Viele Leute, die meinen, erst heutzutage werde Umstürzendes gedacht und bringe das Gleichgewicht der Welt in Gefahr, werden lernen, daß all diese Dinge im vorigen Jahrhundert längst vorausgedacht worden sind.“⁷

Hauptbezugspunkt für die Verfilmung jedoch war, „die Eigenständigkeit des Originals (seine Sprache) soweit wie irgend möglich zu erhalten“; so soll der Film „dem Zuschauer ein wenig von dem Vergnügen und dem Gewinn vermitteln, den wir selbst beim ‚Konsum‘ von Literatur empfinden“.⁸

Die literarische Vorlage

Zu seinem letzten großen Roman (1892) schreibt Fontane, skeptisch wegen der Handlungsarmut, an den Redakteur von „Über Land und Meer“, wo „Der Stechlin“ als Vorabdruck erscheinen sollte: „Der Stoff, soweit von einem solchen die Rede sein kann – denn es ist eigentlich bloß eine Idee, die sich einkleidet –, dieser Stoff wird sehr wahrscheinlich ... Ihre Zustimmung erfahren. Aber die Geschichte, das was erzählt wird. Die Mache! Zum Schluß stirbt ein Alter und zwei Junge heiraten sich – das ist so ziemlich alles, was auf 500 Seiten geschieht. Von Verwicklungen und Lösungen, von Herzenskonflikten und Konflikten überhaupt, von Spannungen und Überraschungen findet sich nichts. Einerseits auf einem altmodischen märkischen Gut, andererseits in einem neumodischen gräflichen Hause (Berlin) treffen sich verschiedene Personen und sprechen da Gott und die Welt durch. Alles Plauderei, Dialog, in dem sich die Charaktere geben, mit und in ihnen die Geschichte.“ Mit diesen wenigen Sätzen ist inhaltlich und formal die Grundstruktur des Romans angesprochen: der poetische Versuch einer Bewältigung der Gegensätze von „Alt“ und „Neu“, die Aufhebung der Widersprüche im permanenten Dialog. Wenn Fontane seinen Roman als „politischen Roman“ bezeichnet, so erhellt sich für uns aus der Romananalyse sein Begriff des Politischen als sehr weitgefaßt: Es taucht nicht nur Politik auf, wo sie als solche thematisch wird, in vielen Erörterungen über Staat und Gesellschaft oder mit der Wahl in Rheinsberg. Auch die Lebensformen des Adels bis ins kleinste Detail, die Haltung der Dienstboten, der räumliche Hintergrund werden als politische Metaphern vorgeführt.

Held und zentrale Kunstfigur ist Dubslav von Stechlin, „der Typus eines Märkischen von Adel, aber von der mildernden Observanz, eines jener erquicklichen Originale, bei denen sich selbst die Schwächen in Vorzüge verwandeln“. Dubslav, der das Alte für hoffnungslos überlebt und das Neue für unvermeidlich hält, es will und gleichzeitig fürchtet, vereinigt in seiner Position die zentrale Fontane-Dichotomie „alte versus

neue Zeit“, die erst im letzten Roman „zu ihrer (gedanklichen, nicht gestalterischen) Aufhebung... im Medium der Zukunft“ führt.⁹ Stechlin dahingeplauderte „Meinungen“ sind kontrovers, „Paradoxien waren seine Passion“. Sie reichen von junkerlich-reaktionären Anschauungen bis zu fortschrittlichen Theoremen. Die menschliche Substanz jedoch ist eindeutig „eine tiefe, so recht aus dem Herzen kommende Humanität“. Es ist die *Gesinnung*, auf die es Dubslav ankommt, nicht auf Meinungen, die er, seine eigenen oft heiter relativierend, bei anderen als „Phrasenhaftigkeit“ entlarvt. „Gesinnung“ dokumentiert sich u. a. in seiner Sympathie für Pastor Lorenzen, den entscheidenden Befürworter des Neuen, für die kluge, weitblickende Melusine, für Agnes, das rotstrümpfige Proletarietkind, Symbol der neuen Zeit. Er, der widersprüchlich Alt-Neue, ist eingebettet in seine Landschaft, den „Ruppiner Winkel“, der das Alte mit weitgehend erhaltener Feudalstruktur repräsentiert. Darin sind eingestreut – Inseln des Neuen – die Globower Glashütte mit ihrer sozialdemokratischen Arbeiterschaft, die Dorfpfarre als Keimzelle des intellektuell-moralischen Widerstands. Wie in „Effi Briest“ gibt es neben dieser liebevoll gezeichneten „Heimat“ die „Welt“, zunächst den eng benachbarten Raum Berlin, Sitz der Regierung, Symbol für Kaiser, Reichstag, Militarismus und preußischen Chauvinismus, darin als Insel der Liberalität das Haus Barby mit seinen Bediensteten, Nebengebäude, in denen die revolutionären Worte fallen: „Der Bourgeois tut nichts für die Menschheit, und wer nichts für die Menschheit tut, der muß abgeschafft werden.“ Welt bedeutet schließlich England und Italien, vermittelt über Berichte, Erzählungen und Briefe. England steht für eine andere politische, eine demokratische Möglichkeit, relativiert zugleich durch Lorenzens Skepsis: „... sie sagen Christus und meinen Kattun“. Italien signalisiert Kunst und heitere Lebensweise im Gegensatz zum nüchternen Preußen.

Klammer all dieser Räume ist das Stechlinsee-Symbol. Der preußische Winkel ist durch den See und seine unterirdische Verbindung mit der ganzen Welt in Kontakt. Wenn es „draußen in der Welt... zu rollen und zu grollen beginnt... dann regt sich’s auch hier, und ein Wasserstrahl springt auf..., wenn’s aber draußen was Großes gibt... dann steigt statt des Wasserstrahls ein roter Hahn auf und kräht laut in die Lande hinein.“ In die Räume sind Figuren hineingestellt, soziologisch gesehen die Oberschicht: Adel und Geistlichkeit, jedoch gespalten in ihren politischen und gesellschaftlichen Anschauungen. Quantitativ überwiegen die Anhänger des Alten, karikaturistisch überzeichnet tummeln sie sich an der Peripherie des Romans: die märkischen Junker, fossile Gestalten, als „Staatserhaltende“ apostrophiert, entlarvt durch ihre dumm-witzelnde Konversation, Bourgeois Gundermann als Verbündeter der Konversation, Gegner des neuen Wahlrechts, Frau „Durchlaucht“ Katzler mit ihrem preußischen Pflichterfüllungswahn, Superintendent Koseleger, eitel, ehrgeizig und selbstsüchtig (Dubslav: „süß wie ’ne Baisertorte“). Inkarnation des „Petrefakten“ ist die Domina, Schwester Dubslavs, Stiftsherrin von Kloster Wutz. Ihr vom Erzähler zugestandener „guter Verstand“, ihre oft treffende Beobachtungsgabe und ihr Witz werden überlagert von „märkischer Enge“, Mißtrauen gegen „Schönheit und Freiheit“, sittlicher Überheblichkeit, durch die Vorstellung von märkischer Adels Herrschaft als Kulminationspunkt der Geschichte.

Befürworter des Neuen – geringer an Zahl, dafür aber profiliert – gruppieren sich dagegen. Pastor Lorenzen aus der Dorfpfarre und Gräfin Melusine aus Berlin sind die

Protagonisten. Ihr „revolutionärer Diskurs“ ist Höhepunkt des Romans, Resümee einer „demokratischen Weltanschauung“, Todesurteil für das alte Preußen und Vision einer neuen Zeit „mit mehr Sauerstoff in der Luft, einer Zeit, in der wir besser atmen können“. Während Lorenzen durch seine Erzieherfunktion, nicht zuletzt an Dubslavs Sohn Woldemar, aktiv für seine Anschauung eintritt, bleibt Melusine passiv, sekundiert Lorenzens Auffassung von der „Idee“ her. Auch Graf Barbys politische Beiträge bleiben nur Kontrapunkt in der Diskussion. Allerdings thematisiert er die wichtigste Frage der Zeit, mißt ihr die größte Bedeutung bei: Alles dreht sich um die Durchsetzung des vierten Standes, um das Erwachen der unterdrückten Kolonialvölker.

Woldemar und Armgard gehören dieser Gruppe durch ihr menschliches Engagement an. Sie sind Träger des politischen Vermächtnisses von Lorenzen und Melusine. Ihre Ehe als Symbol einer neuen Zeit bleibt indessen notwendig blaß und wesenlos. Der „Adel wie er sein sollte“ (Fontane über die positiven Adelsgestalten im „Stechlin“) kann nicht der Erbe des Schlosses Stechlin sein, sondern der „Adel“ einer klassenlosen Gesellschaft. So endet der Roman auch mit den Schlußworten aus Melusines Brief: „Es ist nicht nötig, daß die Stechline weiterleben, aber es lebe der Stechlin.“ Noch einmal rückt der Stechlinsee in den Blick als Symbol für den Zusammenhang der Dinge, für das Fortschreiten der Geschichte, für gesellschaftliche Veränderung, aber auch – doppeldeutig – die Figur Dubslavs als Zeichen für humane Integrität. Die Zukunft gewinnt so Gestalt allein im Gedanklichen der Vision – ohne präzise Aussage über deren historische Konkretion.

Fontane verzichtet darauf, den vierten Stand, von dem so oft die Rede ist, das Stichwort „sozialdemokratische Modernität“ konkret in einen Handlungsstrang zu integrieren. Die Globower Arbeiter wie auch die Sozialdemokraten am Wahltag in Rheinsberg, die Geschichten der Dienstboten sowie die der kleinen Agnes bleiben Andeutung oder Anekdote. Der sozialdemokratische Kandidat Torgelow ist kein Profilierter – eher ein Opportunist. Auch hier wird die Möglichkeit des Neuen nur als Idee, u. a. mit einem achtungsvollen Verweis auf Bebel, abgehandelt.

Probleme der Fernsehbearbeitung

Wie läßt sich nun eine solche „Geschichte des Säkulums“ mit ihrer spekulativen Verlängerung ins künftige Jahrhundert in eine Filmgeschichte, besser: Filmerörterung umsetzen?

Drehbuchautor Meichsner und Regisseur Hädrich finden ein Textmaterial von diskutierenden Figurenkonstellationen vor; zwei oder mehrere reden miteinander, sitzen sich gegenüber, gehen durch die Landschaft, bilden Tischgesellschaften, promenierende Gruppen, Wahlversammlungen. Die Charaktere – von vornherein in ihrer Haltung und Gesinnung fixiert – stellen sich hauptsächlich über ihre Äußerungen dar. Das Bild des Jahrhunderts entfaltet sich über eine Summe von kleinsten Geschichten, Bemerkungen, Anekdoten und Stellungnahmen zu Zeitereignissen, vermittelt über Plaudereien, Gespräche, Auseinandersetzungen.

Diesen permanenten Diskurs in ein optisches Medium umzukodieren, das die Botschaft nicht ständig nur über sprechende Köpfe transportiert, scheint mir das Haupt-

problem der filmischen Umsetzung zu sein. Das bereits erwähnte Ziel der NDR-Fernsehspielfassung, eine „Verfilmung auf möglichst authentische Weise“ herzustellen, dabei die „Eigenständigkeit des Originals (seine Sprache)“ möglichst zu erhalten, erwies sich als Falle. Auch wenn im „Stechlin“ die Gespräche das eigentliche kompositorische Element sind, die karge Handlung nur den Zweck hat, das Wort hervorzulocken, hier „kühnste Reverenz vor der Sprache als *Sprache*“ (Reuter) geschieht, muß in einem optisch/tonalen Medium das Gedankliche eben auch optisch vermittelt werden.

Wie Faßbinder übernahm auch Meichsner in Auswahl die Original-Fontanedialoge, ließ Erzählberichte und szenische Raffungen durch einen unsichtbaren Erzähler herstellen. Er verzichtete auf keine wesentlichen – leider auch auf keine unwesentlichen – Dialoge. Letztere, wie z. B. Armgards langatmige Erzählung ihrer Kindheitserlebnisse in England, verschiedene Soireen bei Barbys, die fast ausschließlich dem Berliner Klatsch gewidmet sind, blähen die Fünf-Stunden-Sendung unnötig auf und lassen keine Zeit mehr übrig, die bei Fontane nur gedanklich oder anekdotisch vermittelte „Gegenseite“, den „4. Stand“, in Szene zu setzen. Das Herrschafts-Dienstboten-Verhältnis, das bei Fontane übrigens in vielen Szenen thematisiert wird, reduziert der Film auf die zufriedene Symbiose; er eliminiert die konflikträchtigen Arbeitsbedingungen des Hauspersonals in weniger vorbildlichen Haushalten, wie sie die Geschichte Hedwigs dokumentiert. Gerade Hedwigs lebhaftes Schilderung ihrer unmöglichen Schlafstätten, der Anzüglichkeiten seitens ihrer männlichen Herrschaft, die sie sich gefallen lassen muß, hätte – szenisch umgesetzt – die Kehrseite der im Film so liebevoll und überästhetisiert nachgezeichneten bürgerlich-feudalen Welt gezeigt. Der „4. Stand“ hätte in Gestalt der Globower Glasbläser mit ihren Arbeitsbedingungen als „Insel des Neuen“ eingeblendet werden können, szenisch ausgeführt in Verbindung mit der Wahl in Rheinsberg. Der Film dagegen zeigt sie dort nur ganz kurz als diskutierende Gruppe, unbedeutend – obwohl Sieger – verschwindend unter dem Schwarz der befrackten Konservativen. Es ist klar, Fontanes Verzicht auf den *aktiven* Gegenspieler bedeutete für den Roman einen Verzicht auf die Möglichkeit der sozialen Konkretisierung. Dafür figurieren die Globower in ihrer Blässe und Unschärfe als Vertreter ihrer Klasse im Gespräch um so schärfer. Sie also aus der Abstraktion herauszuholen, sie gewissermaßen optisch-szenisch zu ergänzen, wäre legitim gewesen, um so die Widersprüche, auf deren Diskussion es Fontane ankam, sichtbar zu machen.

Der szenische Code unterstützt in Auswahl der Landschaft und Gestaltung der Innenräume im wesentlichen nur am Anfang des Filmes eines der Anliegen Fontanes, die Identifikation von Land und Mensch. „Der Stechlin“ ist zunächst Landschaft, See, Dorf, dann Dubslav selbst, wie ein verwitterter Baum am Ufer stehend, Sinnbild einer abgelebten Zeit, in der Land – zum Teil noch Menschen – einigen wenigen gehörten. Ist hier „Heimat“ liebevoll, fast zu gemütvoll nachgezeichnet, mangelt es den Fontaneschen Zeichen für „Welt“ an Prägnanz. Die wenigen Schnittbilder mit Denkmal, preußischem Park und Spreedampfer vermitteln nicht Berlin als Sitz der bürgerlich-feudalen Regierung mit ihrer imperialistischen Politik. Sie gleichen eher freundlichen Touristenfotos. Die traumhaft eingeblendeten Italienbilder, die Armgards und Woldemars Briefe von der Hochzeitsreise illustrieren, evozieren falsche, kitschige Poesie. Sie vermitteln weder die Zeichen der Kunst und Freisinnigkeit wie

im Roman, noch stützen sie die parallelen Montagen der Gespräche Lorenzens und Dubslavs kurz vor dessen Tod. Im Gegenteil, sie entwerten die politische Vision. Die fast auswechselbaren Innendekorationen – handelt es sich nun um „Schloß“ Stechlin, die Dorfpfarre Lorenzens, Kloster Wutz, die Rheinsberger Lokaltäten oder den Salon Barby – verhindern die Möglichkeit einer Typisierung durch den Raum, die der Film mit seinen vielen Figuren zur Abschattierung von Haltung und Meinung dringend gebraucht hätte.

Ist der Hintergrund bzw. die Umgebung der Figuren auf diese Weise nur ästhetisch, harmonisch, dekorativ statt funktional eingesetzt, sind diese selbst in sich harmonisiert und entschärft. Die im Roman nach beiden Seiten, dem Neuen und dem Alten hin schillernde Gestalt Dubslavs tendiert im Film oftmals nach der reaktionären Seite hin, indem der alte Herr – anders als im Roman – entweder unwidersprochen bleibt, oder seine „neuen“ Ansichten durch die etwas überbetonte Kauzigkeit in der Verkörperung Arno Assmanns nicht das richtige Gewicht erhalten. Das Heitere, durchsetzt von kleinen Bosheiten und Anzüglichkeiten, überwiegt im Charakter des Fernseh-Dubslavs. In seinem Plauderton, der sich gemäß dem Roman vielfach am realistisch vergegenwärtigten Hier und Jetzt aufhält, müßte stärker und drängender der Spannungsbogen zum großen Ganzen anklingen. In der Rede präsentiert sich Dubslavs Widersprüchlichkeit. Die geistreichen Aperçus, die Paradoxien kommen genauso zu Wort wie der „höhere Standpunkt“. Existiert beides im Roman voneinander geschieden und doch in fließendem Übergang, müßte der Film Bruchstellen pointieren. Das, was „neu“ ist in Dubslav, erhält besonders Verschärfung in der Gestalt Lorenzens. Er ist das Gesprächspondant, wenn der höhere Standpunkt zu Wort kommt. Wenn Dubslav an seinem Pfarrer besonders dessen Engagement, das „Für was sterben können“ gefällt, würden wir das auch gerne im Film sinnlich erfahren. Doch da wird Lorenzen zum Stichwortgeber degradiert. Im letzten Gespräch mit Dubslav vor dessen Tod tut die Kamerastellung, die ausschließlich auf Dubslav ruht, das ihre dazu, die von Gestik und Mimik her ohnehin blasse Gestalt Lorenzens auch noch aus dem Blickfeld zu eliminieren.

Überhaupt hätten im Film der mimisch-gestische Code wie auch Figurenaufbau, Rahmen, die verschiedenen Codes der Kamera stärker die karikaturistische Zeichnung besonders der Nebenfiguren herausarbeiten sollen. Auch hier müßten die Widersprüche optisch werden. Ein gewisser Widerstand, den die Textvorlage diesem Unterfangen entgegensetzt, bliebe wahrscheinlich trotzdem erhalten: Die für den Zeitroman konstitutive Vermittlung von tagespolitischen, kulturellen und sonstigen Anspielungen trifft in einem 80 Jahre später hergestellten Fernsehfilm auf einen anderen Assoziationshorizont.

Meichsner versuchte deshalb eine Vermittlungsinstanz in der Figur des unsichtbaren Erzählers aus der Gegenwart zu schaffen, der nicht nur Einblick in die damalige Situation hat, sondern mittels historischem Überblick eine Brücke zum Heute schlagen soll. Gelingt ihm das? Die meisten referierten Geschichten – basierend auf Tagesereignissen – fungieren als, vielfach überflüssige, feuilletonistische Auflockerung im Sinn „So was gab's früher auch“ bis hin zu Wettermeldungen. Historisch aufklärerischer Sinn tritt dann zutage, wenn der Erzähler die imperialistische Außenpolitik des Kaisers anhand eines Zeitungsartikels kommentiert, den Stand der Abschaffung des gutsherrlichen Absolutismus oder das reaktionäre Wahlrecht. Was dieses anlangt,

verschenkt aber Meichsner die ganze Fontanesche Radikalität, mit der er den Wahlakt hätte präzisieren können. Hier war sein Anspruch zu erfüllen, mit Briefzitaten Fontanes Position zu verdeutlichen. Wie kein anderes hätte sich seine Bezeichnung der Wahl als „Wahlkrempel“ verwenden lassen, und: daß eine „Volkswahl“ letztlich nur Sinn habe, wenn hinter ihr eine „Volksmacht“ stehe. Damit waren die Wahlen im wilhelminischen Deutschland und besonders in Ostelbien zu charakterisieren.

Versteckte und offene Parallelen zu heute hätte man sichtbar machen können. Was böten sich angesichts der Notierbesessenheit des Gendarmen Uncke für bissige Bemerkungen an zu unserer „demokratischen“ Praxis des Berufsverbots, des Spitzelwesens (vom Fotografieren auf Demonstrationen bis zu Kontrollen in Universitätsseminaren)! Wie ließe sich die gemütvoll-schrullige Zeichnung der Dorfpolizisten relativieren mit Hinweisen auf den Polizeiapparat von gestern und heute! Meichsner setzt seinem „Stechlin“ das Motto voran: „Die Geschichte handelt von Toten, die sich nicht wehren können, um so mehr haben sie Anspruch auf Gerechtigkeit“; im Nachhinein wird seine didaktische Halbherzigkeit klar. Pietät wird vorgeschoben, um ein engagiertes Urteil, das Vergangenes auf Gegenwärtiges bezieht, zu vermeiden.

Der ständig wechselnde Blickpunkt im Romantext zwischen „alt“ und „neu“ erhält – abgesehen von der besonderen Gewichtung der Reden Lorenzens, Melusines und Dubslavs – eine eindeutige Pointierung zum „Neuen“ hin durch den Schluß mit dem Vermächtnis Melusines. In der Fernsehfassung dagegen wechseln die Blickpunkte ständig mit der Tendenz, sich gegenseitig aufgrund der genannten Codes zu neutralisieren, nicht zuletzt aufgrund des Filmendes, dem, wie jedem künstlerischen Textende, „sujethaft-mythologisierende Funktion“¹⁰ zukommt. Hier hat nicht Melusine das letzte Wort. Hinter dem eigentlichen Filmende – mit dem Stechlinsee-Symbol aus Armgarths Italienbrief ein denkbarer Schluß – plätschert über den Abspann geblendet die belanglose Konversation dreier alter Konservativer nach dem Begräbnis Dubslavs. „Bezaubernde Atmosphäre ... leise Töne“ ist das Resümee einer begeisterten Fernsehzuschauerin.¹¹ Wird hier nicht spürbar, wie sehr der Film seinen „didaktischen Nebensinn“ verfehlt, den – allerdings auch legitimen – Anspruch auf niveauvolle, spannende Unterhaltung übererfüllt hat? Anstatt in der Fernsehbearbeitung der literarischen Vorlage das Prozeßhafte in der Geschichte sinnlich erstehen zu lassen, verkommt sie zu – zeitweilig auch langatmigen – historischen Illustrationen sehr statisch aufgefaßter Lebensformen. Ähnlich wie bei Faßbinder – wenn auch in der optischen Konkretisierung verschieden – öffne sich ein Bilderbuch und – schließt sich wieder: „Wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.“

¹ Vgl. Statistik, in: Knilli, Hickethier, Lützen (Hrsg.), Literatur in den Massenmedien, München 1976.

² H. H. Reuter, Einleitung zu Fontane, Werke in 5 Bänden, Berlin/Weimar 1975, S. 39, Bd. 1.

³ Effi Briest (Filmtitel: Der Schritt vom Wege) 1939, Regie: G. Gründgens; Effi Briest (Rosen im Herbst) 1955, R. Jugert (BRD); Effi Briest (Effi Briest) 1968, W. Luderer (DDR); Effi Briest (Effi Briest) 1972, R. Faßbinder (BRD); Irrungen Wirrungen (Das alte Lied) 1945, F. P. Buch; Irrungen Wirrungen (Irrungen Wirrungen) 1968, R. Noelte (BRD); Mathilde Möhring (Mein Herz gehört dir) 1945, R. Hansen; Frau Jenny Treibel (Corinna Schmidt) 1951, H. Pohl (BRD); Unterm Birnbaum (Der stumme Gast) 1945, H. Braun; Unterm Birnbaum (Unterm Birnbaum) 1973, R. Kirsten (DDR); Unwiederbringlich (Unwiederbringlich) 1968, F. Harnack (BRD); Schach v. Wuthenow (Schach v. Wuthenow) 1966, H. D. Schwarze (BRD); Cecile (Cecile); Stechlin (Stechlin) 1975, R. Hädrich (BRD); Grete Minde (Grete Minde) 1977, H. Genée (BRD).

⁴ Helene Lange, Die Duelldebatte im Reichstag, in: Die Frau, 19. Jg., Heft 19, 1911, S. 517–518.

⁵ Pressematerial zu „Effi Briest“, Filmverlag der Autoren.

⁶ Vgl. Christian Metz, Sprache und Film, Frankfurt/Main 1973.

⁷ Frankfurter Rundschau, 29. 3. 1975, zitiert nach W. D. Lützen/W. H. Pott, Stechlin für viele. In: Knilli/Lützen/Pott (Hrsg.), Literatur in den Massenmedien, München, Wien 1976.

⁸ Dt. Fernsehen Nr. 27/1975, Fontane für viele. Zu den Literaturverfilmungen der NDR-Fernsehspielabteilung.

⁹ H. H. Reuter, Fontane, 2 Bde., München 1968.

¹⁰ Vgl. J. M. Lotman, Die Struktur des künstlerischen Textes, Frankfurt/Main 1973.

¹¹ Hör zu, Nr. 16/1975.

Am Anfang eine für viele wohlbekannte, alltägliche Situation: Morgens in der Straßenbahn – die Menschen sitzen und stehen dichtgedrängt. Sie fahren zur Arbeit, einige mit noch nicht ganz wachen, mit abwesenden Gesichtern. Viele haben eine Tageszeitung, ein Boulevardblatt gekauft und versuchen, die Zeit zwischen Frühstückstisch und Stempeluhr mit Lesen zu überbrücken. Werden gefüttert mit dem, was die Besitzer der Medien und ihre Redakteure ihnen an Information und Unterhaltung zugestehen: Terrorismus, Terrorismus, Terrorismus-Debatte, Flugzeugentführung, Geiselnahme, Angriff auf den Staat, auf alle: der Freiheitliche Rechtsstaat muß sich wehren, Geiselnbefreiung, Erleichterung, Bundesgrenzschutzspezialeinheit: die neuen Helden der Nation, Sympathisanten überall, Schriftsteller, Intellektuelle, Gewerkschafter, Böll, Rinser, Verleumdungen, Verbotsanträge, Gewerkschaftstag mit antikapitalistischen Beschlüssen als Bedrohung der Freiheitlich-demokratischen, Strauß sagt dies, Strauß sagt das, Schmidt sagt dies, Kohl sagt das, Bundespräsident beschwört Kollektivschuld, Rufe nach der Todesstrafe, kurzen Prozeß machen, ja-woll, auch das Grundgesetz sollte wieder mal geändert werden, zum Wohle des Freiheitlichen Rechtsstaats, dazu der neue PR-Gag der Filmschauspielerin T., der Unfall des Rennfahrers L., das Wort zum Montag des Herzspezialisten B., die Bundesligatabelle, das Fernsehprogramm, die Lottozahlen, die mahnenden Worte des Willy B., die mahnenden Worte des Bundespräsidenten S., die Mordstory, die Rührstory, die Sexstory, die Schmunzelstory. Man kennt das – es gibt viel zu lesen auf dem Weg von zu Hause zum Betrieb. Aber wo liest der, der in der Straßenbahn sitzt und liest, von dem, der in der Straßenbahn sitzt und liest? – Von dem, der mit den vielen andern zur Arbeit fährt und sich vielleicht beim Lesen Gedanken macht, Wünsche hat, Träume, Erinnerungen, Pläne, Wut im Bauch ... oder vielleicht auch mit anderen spricht, über die Familie, die Arbeit, das letzte Tor am letzten Sonntag, über die kleinen Heimlichkeiten und die großen Sauereien, vielleicht über die bei den hohen Preisen viel zu niedrigen Löhne und weshalb ihn deshalb der gegen die Gewerkschaft gerichtete Leitartikel der Zeitung so in Rage bringt, der vielleicht auch über die Kinder spricht, den Mann, die Frau, den Freund, die Freundin, den letzten Urlaub, den nächsten Urlaub, den Schrebergarten, das neue Auto oder das des Nachbarn, über die steigenden Mieten und wahnsinnigen Steuern, die Krankheiten des Vaters, die Schwierigkeiten der Kinder in der Schule mit den viel zu großen Klassen, vielleicht auch vom Wetter, vom Abholzen der Bäume und Hochhausneubau im heimischen Stadtviertel, von der letzten Betriebsversammlung, von den Festreden der Politiker und was von ihren Versprechungen übrigbleibt, von der neuen Bandgeschwindigkeit, dem Kantinenessen, der Benachteiligung der Kolleginnen und dem Betriebsunfall am Tag zuvor. – Wo liest man von dem, der vielleicht stumm dasitzt, während die Landschaft in Beton, Stahl, Glas und Neonfarben an ihm vorbeigleitet, dazwischen ein bißchen echtes Grün, ein paar schöne alte Häuser – und Menschen, die zur Arbeit müssen wie er, der vor sich hinstarrt, die Stadtlandschaft kaum wahrnimmt, weil er pünktlich im Betrieb sein muß und doch eigentlich noch zu Hause ist, im Bett, neben sich den anderen Menschen, mit Wärme und ein bißchen Glück, mit Sorgen und Suche nach Trost oder Freude und ein bißchen schläfrigen Frieden, mit alten Problemen und neuen Plänen, – der in der Straßenbahn und in Gedanken noch am Frühstückstisch sitzt, die Kinder

zur Schule begleitet, den Körper des anderen noch spürt, aber pünktlich am Werkstor sein muß, denn die Bänder, die Maschinen werden pünktlich angelassen, und wer zu spät kommt, ist bei der nächsten freiheitlich-demokratischen Entlassungswelle, kurz vor der nächsten Dividendenerhöhung, vielleicht als erster dran... Kaum jemals liest er von seinem Alltag, obwohl allein die Beschreibung eines einzigen Tages Bände füllen könnte mit Reportagen, Berichten, Geschichten, Dokumentationen, Gedichten, Krimis, Dramen, Melodramen, Humoresken, Satiren, mit Abhandlungen, Analysen, Programmen und Geschichten in die Zukunft. Nur selten sieht er etwas von seinem Leben im Fernsehen, hört wenig davon im Rundfunk. Und wenn doch, dann schaltet er vielleicht sogar ab oder wählt einen anderen Sender.

Siehste, werden hier einige einhaken, genauso ist es: Die meisten Menschen wollen doch gar nicht ihr eigenes Leben, ihren Alltag in der Literatur wiederfinden. – Das mag stimmen, ja, aber doch wohl nur deshalb, weil ihnen seit Jahrhunderten und von den ersten Lebenstagen an beigebracht worden ist, sich selbst nicht zu wollen, sich selbst und den nächsten nicht wichtig zu nehmen, jedenfalls nicht über die enge – sogenannte – Privatsphäre hinaus. Es ist sicherlich richtig: Bei sehr vielen ist das Bedürfnis noch nicht wachgeworden, vom eigenen Leben zu lesen, zu hören und sehen. Weil man sie nicht lernen ließ (anstatt ihren Blick in den Flimmer von oben zu richten), die Farbigkeit, das Ungewöhnliche, immer Neue und Neuzumachende ihres eigenen Lebens zu begreifen, es zu genießen, es nach eigenen Interessen zu gestalten und dafür zu kämpfen.

Vor etwa zwei Jahren fuhr ich mit einem jungen Lkw-Fahrer aus dem Ruhrgebiet nachts in Richtung Lüttich. Während er den riesigen 38-Tonner-Sattelzug über die schneegeglatten Straßen lenkte, erzählte er mir von seinem Leben als Fernfahrer. Ich stellte ihm ab und zu Fragen, hielt ihm das Mikrophon hin und versuchte, im dunklen Fahrerhaus die Tonbandaufnahme mit Sprache und Fahrgeräuschen so gut auszusteuern, daß man sie später im Rundfunk senden konnte.

Er erzählte mir von seiner anstrengenden Arbeit, von den viel zu vielen Überstunden, von den Schwierigkeiten, ein glückliches Familienleben zu führen, wenn man dauernd unterwegs ist und so abgearbeitet nach Hause kommt, daß einem vor lauter Müdigkeit „der Löffel in die Suppe fällt“. Er äußerte seine Meinung über Unternehmer, die – so sagte er – „jede Nacht mit'm Arsch im Bett liegen“ und dabei viel Geld verdienen, weil er und seine Kollegen für sie arbeiten, weil er und seine Kollegen auch nachts „krücken können, bis der Sack Falten schlägt“. „Wir sind die letzten Leibeigenen“, meinte er und ließ kurz das Fernlicht aufblinken, um einem Fernfahrerkollegen, der ihn eben mit seinem Tanklastzug überholt hatte, zu zeigen, daß er wieder rechts einscheren konnte. „Wir sind die letzten Leibeigenen“ – aber früher hatte er andere Vorstellungen gehabt. Damals, als er seinen ersten Beruf, Verkäufer, und dann die Bundeswehr hassen lernte, damals hatte er die Träume vom „Kapitän der Landstraße“; und manches sei ja auch schön an seinem Fernfahrerberuf, sagte er und erzählte von den Ländern, in die er schon Lasten transportiert hatte, von den Wagen, die er gefahren hatte, von den Zollbeamten und den Kumpels in der Kneipe hinter der Grenze, von den Gedanken beim Fahren und was für verrückte Sachen er anstellt, wenn er am Steuer müde wird, aber auch von seiner früheren Aggressivität, von den Schlägereien, die er früher anzettelte, wenn er bei seinen seltenen Aufenthalten zu Hause in Kneipen ging, um die Spannung, die Verkrampftheit des Fahrens, das Zit-

tern der Maschine aus den Knochen zu kriegen. Er erzählte von seinen schweijkschen Streichen bei der Bundeswehr und auch davon, wie er Leute kennenlernte, die ihm halfen, seine blindwütigen Aggressionen zu verlieren, mit denen er reden, bei denen er sich entspannen, über seine und ihre Probleme reden, gemeinsam mit ihnen Spaß haben und für dieselbe Sache eintreten kann. Seitdem hatte er auch begonnen zu lesen, Literatur, die man im Bücherschrank eines Fernfahrers nicht vermutet, hatte gelernt, hatte neue Ansichten, neue Kritik- und Genußfähigkeit entwickelt und die Einsicht gewonnen, daß nicht die Geschichten der Heftchenromane und Boulevardartikel, die Bücher der Konsaliks und Habes ihn betreffen, sondern die eigenen Geschichten und die seiner Freunde. Nicht die Storys der oberen paar Hundert, sondern der Alltag der vielen, auch sein eigener, wurde für ihn wichtig, darin fand er Sensationen, die nicht weit weg von ihm geschehen oder erfunden werden. Dieser junge Fernfahrer (mit dem ich übrigens heute befreundet bin) konnte von den Sensationen des Alltäglichen so spannend erzählen, mit einer Sprache, die nicht aus irgendwelchen Lesebüchern, soziologischen Werken oder Kitschpostillen stammte, sondern aus seiner Welt und ihrer ungeheuren sprachlichen Produktivität und Kreativität, so spannend konnte er erzählen, daß er eigentlich mehrere Sendungen und dicke Bücher hätte füllen können, mit seiner informativen und dabei spannenden, unterhaltsamen, lustigen, wütenden, fordernden, aufmunternden Geschichte. Erzählt von seinem Standpunkt aus, parteilich und stellvertretend für viele. Wir mußten uns leider mit einer Originalton-Reportage von knapp 30 Minuten begnügen (immer besser als gar nichts!) Am Ende des Beitrags fragte ich ihn: „Sag mal, es gibt doch dieses Wort vom Ritter der Landstraße, die Fernfahrer werden oft Ritter der Landstraße genannt. Gibt es sowas wie 'ne Ritterromantik auf der Landstraße?“

Die Antwort kam sofort: „Also, Ritterromantik mit Sicherheit nicht, das ist richtig harter Broterwerb. Wenn die Zeit hast, okay, dann hältste, ne. Nur Zeit ist selten, vor allen Dingen ist Zeit für deinen Boß Geld, ne. Und wende hältst, dann hältste auch nicht nur, um zu helfen, sondern vielleicht auch, weil du selber müde bist und ganz froh bist, daß 'n bißchen Abwechslung reinkommt, 'n bißchen Bewegung, 'n bißchen Unterhaltung mit irgendwem, ne. Aber klar, sicherlich, wenn die Möglichkeit da ist, wenn man helfen kann... dann hilft man, das ist klar. – Aber Ritterromantik, das ist mir noch nicht aufgefallen. – Oder seh ich aus wie Ivanhoe?“

Ihm ist die Fernfahrerrealität aufregend, sensationell genug, er braucht nicht das Klischee, das von findigen Schreibern erfunden wurde, um den harten Job mit einem Hauch veredeltem Benzin und Halbwahrheiten zu umgeben, ihn vom Alltäglichen abzuheben und so artikelfähig und schlagzeilenwürdig zu machen. Aber welcher Leser solcher Ritter-der-Landstraße-Artikel erkennt schon unter dem rosafarbenen Zuckerguß die deftige Kost, wer erkennt schon hinterm Klischee seine eigene Wirklichkeit? – Und genau das wird auch mit einem großen Teil der Literatur, vor allem der Massenkultur, bezweckt: die Leser am eigenen Leben vorbeizumanövrieren, nicht zusich kommen zu lassen und (somit) gut beherrschbar zu machen.

Hier kommt bestimmt der Vorwurf, das sei zu allgemein formuliert, da werde beinahe die gesamte Literatur über einen Kamm geschoren. Das stimmt. Es gibt Ausnahmen. Immer mehr Ausnahmen. Aber der Trend ist derselbe geblieben, weil die Trendbestimmer dieselben geblieben sind. Und die Mittel zur Irreführung des Menschen sind raffinierter geworden.

Die Originalton-Reportage „Fernfahrers Freuden“ wurde am Weihnachtsabend gesendet, wir hörten sie uns gemeinsam an, in der „Fabrik K 14“, einem Kommunikationszentrum in Oberhausen, wo E., die Hauptperson der Reportage, viele Freunde hat. Die „Fabrik“ war gerammelt voll, man hörte zu, freute sich über den Beitrag, diskutierte anschließend eifrig, und E. kam sich als Held des Abends ein bißchen komisch vor. Man ist es bei uns halt noch nicht gewohnt, daß Menschen wie er als Hauptpersonen und Helden gesehen werden, in der Literatur und überhaupt. – Aber für die Besucher der „Fabrik“ und auch für viele andere Radiohörer, hoffe ich, waren die Sensationen des Alltäglichen, die wir ihnen übermittelten, aufschlußreicher und spannender als mancher Krimi.

Ein paar Tage später protestierte ein nordrhein-westfälischer Transportunternehmerverband beim Intendanten des WDR gegen die – Zitat – „Verunglimpfung des Transportgewerbes“ (denn durch diese Reportage sei – Zitat – „das gesamte Straßentransportgewerbe in Mißkredit gebracht worden“. Und das noch zu einer Zeit, wo – Zitat – „Kinder zuhören, während sie auf die Weihnachtsbescherung warten“). Sowas ist natürlich süßer Glockenklang für einen parteilichen Reporter, die Herren Unternehmer fühlten sich getroffen. Der WDR hatte sich – einer guten alten Journalistenregel folgend – verpflichtet, die Identität des Fernfahrers nicht preiszugeben. Als E.'s Chef nach einiger Zeit dann aber doch herausbekam, wer da vom Fernfahrerberuf erzählt hatte, wurde E. gefeuert. Offenbar ist es in unserm Lande gefährlich, vom Alltag der arbeitenden Menschen zu berichten. (Die Sensationen des Alltags passen den Herren der falschen Träume nicht ins Konzept.)

Ein kleiner Sprung von E., dem Fernfahrer, zu Egon Erwin Kisch, dem Reporter. Als ich von dem Titel dieser Tagung „Kisch und die Erben“ erfuhr, wollte ich wissen, was Kisch zu dem Thema meines Beitrages sagen würde. Welche Bedeutung hatte der Alltag für ihn? (Zwar hatte ich schon sehr früh einige seiner Reportagen gelesen – ich war auf ihn gekommen, weil mich, als ich mit 16 oder 17 Jahren anfang, neben der Schule für Lokalzeitungen zu schreiben, einige Leute den „rasenden Reporter“ nannten – wie gesagt, ich hatte zwar schon Reportagen von ihm gelesen, aber nichts von dem, was er über Reportagen gesagt hatte. Ich weiß es nicht, aber ich nehme an, er hat nicht allzu viel über sich selbst geschrieben. Welcher Schreiber, der sich nicht selbst als Nabel der Welt sieht, tut das schon. Dieser Beitrag hier ist übrigens – glaube ich – die zweite Anforderung an mich, etwas ausführlicher über meine Arbeit nachzudenken und davon zu berichten. Das ist mir nicht leicht gefallen, ich schreibe lieber über andere.)

In einem Vorwort, das Egon Erwin Kisch 1925 für die erste Ausgabe des „Rasenden Reporters“ geschrieben hat, fand ich diese Sätze:

„Selbst der schlechte Reporter – der, der übertreibt oder unverlässlich ist – ... ist von den Tatsachen abhängig, er hat sich Kenntnis von ihnen zu verschaffen, durch Augenschein, durch ein Gespräch, durch eine Beobachtung, eine Auskunft.

Der gute (Reporter) braucht Erlebnissfähigkeit zu seinem Gewerbe, das er liebt. Er würde auch erleben, wenn er nicht darüber berichten müßte. Aber er würde nicht schreiben, ohne zu erleben...

Die Orte und Erscheinungen, die er beschreibt, die Versuche, die er anstellt, die Geschichte, deren Zeuge er ist, und die Quellen, die er aufsucht, müssen gar nicht so fern, gar nicht so selten und gar nicht so mühselig erreichbar sein, wenn er in einer

Welt, die von der Lüge unermesslich überschwemmt ist, ... die Hingabe an sein Objekt hat. Nichts ist verblüffender als die einfache Wahrheit, nichts ist exotischer als unsere Umwelt, nichts ist phantasievoller als die Sachlichkeit. Und nichts Sensationelleres gibt es in der Welt als die Zeit, in der man lebt!“ – Soweit Kisch.

Die Sensation des Alltäglichen muß nicht künstlich erzeugt werden, sie ist da, sie geschieht ständig und muß nur wahrgenommen und erkannt werden. Man sollte sie auf ihre Gegenwart, auf ihre Vergangenheit und – ganz wichtig – auf die Zukunft hin befragen. Sie zu erleben und darüber zu schreiben, kann sehr viel Spaß machen. Mehr und mehr Kollegen haben das in den letzten Jahren erkannt, haben ihre Aufgabe darin gefunden, vor allem über das Leben, den Alltag der Arbeitenden und Lernenden zu schreiben im Unterschied zum Leben derjenigen, die für sich arbeiten lassen. „Ihr da oben – Wir da unten“, heißt der Titel des Reportagebuchs von Bernt Engelmann und Günter Wallraff, und in dem „Wir“ sind auch die eingeschlossen, die als Schriftsteller und Journalisten Partei ergriffen haben für die Ausgebeuteten gegen die Ausbeuter. Da sind die Werkkreise Literatur der Arbeitswelt, über die Welt zu schreiben, in der die Kollegen, Nachbarn, Freunde und Mitstreiter die Helden sind. Da ist zum Beispiel Günter Wallraff, der mit seiner besonderen Methode sicherlich einer der großen Nachfolger Kischs auf dem „Marktplatz der Sensationen“ ist. Und da sind neben ihm mehr und mehr Schriftsteller und Journalisten, die sich – weniger spektakulär, aber auch ganz gewiß nicht ohne Erfolg – an die Arbeit gemacht haben, parteiliche, realistische Literatur zu produzieren und unter die Leute zu bringen. Zum Beispiel auch Peter Schütt, der auf den Spuren Egon Erwin Kischs noch einmal durch die Sowjetunion reiste und darüber – 50 Jahre nach dem rasenden Reporter – in seinem Buch mit dem schönen ironischen Titel „Ab nach Sibirien“ berichtet. (Eine etwas längere Nebenbemerkung: Kollegen, die mich kennen, wundern sich oft darüber, daß ich es kaum jemals schaffe, meine Beiträge auf die vorgeschriebene oder abgesprochene Länge zu bringen. Fast immer sind sie zu lang, und Kürzen ist für mich Schwerstarbeit. Warum? – Ich war einige Jahre lang Reporter bei einer Boulevardzeitung in Köln, Düsseldorf und Bonn. In dieser Zeit habe ich viel gelernt. Als Gerichtsreporter zum Beispiel, daß Menschen verschiedener Herkunft vor Gericht meistens auch verschieden behandelt werden. Später lernte ich, daß das, was ich fast täglich bei Gericht erlebte, Klassenjustiz ist. In meinen Artikeln konnte ich darauf nur selten hinweisen. Da mußte fast alles aufgesagt, mit Sex und Blut und Sentimentalität vom Alltag der Leser abgehoben werden. Kurz und knapp geschrieben, mit knalligen Schlagzeilen als Kaufanreiz, zum Wohle des Verlagsherren und seinesgleichen. Zwar hatte ich damals bei dieser Boulevardzeitung vielleicht mehr Schreibfreiheit als sie heute in den meisten sogenannten liberalen und unabhängigen Zeitungen gewährt wird, zwar durfte ich zum Beispiel eine Gerichtskolumne entwickeln, in der ich nicht wie gewöhnlich von den „großen Sensationen“ berichten oder Informationen verfälschen und aufbauschen mußte, sondern ein wenig von den Alltäglichkeiten, von den sogenannten kleinen Dingen, von Lustigem und Traurigem, von listigen Angeklagten und humanen Richtergesten berichten konnte, – aber diese kleine Freiheit war halt auch nur eine vermeintliche Freiheit. Denn erstens erlebte ich zunächst noch alles durch die Brille des Boulevardjournalisten, und zweitens war der Platz immer viel zu knapp, um den Menschen, von denen ich schrieb, wirklich gerecht zu werden. Es

wurde immer schwieriger, dem verrückten Lehrsatz gerechtzuwerden, daß man in der Lage sein müsse, aus drei Zeilen einen Aufmacher und aus einem Aufmacher drei Zeilen zu machen. Eines Morgens wußte ich, daß ich so nicht mehr arbeiten konnte; ich rief an und sagte, daß ich nicht mehr käme. Seitdem fällt es mir oft schwer, kurz zu schreiben. Wenn man sich die Welt sehr genau besieht, wenn man seine Umwelt intensiv erlebt, wenn man viel fragt und viele Antworten bekommt, dann fällt es einem halt schwer, die Realität in ein Dreizeilengesetz zu pressen. – Was nicht heißen soll, daß man nicht auch in nur wenigen Zeilen Realität zeigen kann. Doch da müßte man zum Beispiel die Äußerungsweise und die Aufgabe eines Gedichtes mit der einer Reportage vergleichen.)

Alltagsreportagen – um bei diesem Begriff zu bleiben – sollen ein realistisches Gegengewicht sein zu der von einem Großteil der Massenpresse und -literatur aufgebauten Scheinwelt, in der Wirtschaftsbosse und ihre Politiker und Professoren, Jet-Set-Flipper, Stars und Sternchen die Hauptrollen spielen, wo von den vielen anderen, wo vom Großteil der Leser gewöhnlich nur dann etwas auftaucht, wenn einer ausbricht aus der vorgeschriebenen Moral, wenn einer in blinder Wut die Ketten da zu brechen versucht, wo es meistens nur ihm und den Gleichbetroffenen schadet, niemals aber dem System, das ihn dazu getrieben hat. (Das zu enthüllen, ist übrigens auch eine Aufgabe der kritischen und parteilichen Literatur.) Die Hauptpersonen und Helden der Alltagsreportagen sind Leute wie der Fernfahrer E.: zum Beispiel Lehrlinge in großen und kleinen Betrieben, arbeitslose Jugendliche, die lernen und arbeiten wollen, Menschen, die nicht wollen, daß ihre Umwelt und ihre Gesundheit zerstört wird, es sind Künstler, Liedermacher ohne Starallüren, Leute aus der Nachbarschaft, aus dem Veedel, wie man in Köln sagt, Urlauber, die um einen Teil ihrer Erholung und um das Erlebnis fremder Länder und ihrer Menschen betrogen werden (und nicht mehr betrogen werden sollen), Kinder, die in Frieden spielen und lernen wollen, alte Leute, die nicht ausgeschlossen sein, sondern mitten unter den anderen leben wollen. Also wie die „Bläck Fööss“ auf Kölsch sagen: „Lück wie ich un do“, mit ihren Stärken und Schwächen, mit Macken und Mucken, mit vielleicht noch geringem und vielleicht schon wachsendem Selbstbewußtsein.

„Wir müssen auch mal auf eigenen Füßen stehen“, sagten mir zwei Floristinnen, als sie mir von dem Wagnis erzählten, nach der Schule trotz des geringen Lehrlingslohns das Leben zusammen zu meistern. „Wir müssen auch mal auf eigenen Füßen stehen“, hieß dann auch der Titel der Rundfunkreportage, in der die beiden über das berichteten, was ihren Alltag ausmacht: über Arbeit und Schule, Wohnung und Haushalt. Sie erzählten von ihren Sorgen und Träumen, was sie über Freundschaft und Partnerschaft denken und wie sie sich die Zukunft vorstellen. Sie beurteilen ihre Situation als Lehrlinge und die anderer Jugendlicher, korrigieren sich manchmal und begründen das. Sie treten für ein Recht der Jugend ein, zu lernen, selbständig zu werden, und nennen die Bedingungen, ohne die man ihrer Erfahrung nach nicht selbständig werden kann. Was sie in dieser Reportage sagen, meine ich, betrifft über sie selbst und ihren Beruf hinaus viele.

Und das sollte eben *auch* die Aufgabe einer guten Reportage sein, dem Leser, dem Hörer oder Zuschauer Einsichten über sich selbst zu vermitteln und ihnen vielleicht sogar zu helfen bei dem Versuch, auf eigenen Füßen zu stehen.

Überhaupt: Was können Alltagsreportagen – und natürlich realistische Gedichte, Be-

richte, Geschichten, Romane, Filme, Theaterstücke usw. – bewirken? (Hoffentlich bewirken.) Sie können den Blick des Lesers, Hörers, Zuschauers auf sich selbst und andere richten, – auf seine Welt. Auf Menschen, Häuser, Straßen, Fabriken, Landschaften, auf Herren und Beherrschte und wie sich das alles zueinander verhält. Sie können ein Verständnis für sich selbst und andere fördern. Sie können neugierig machen, die eigene Welt zu erleben.

Sie können dazu ermutigen, intensiver zu erleben und somit intensiver zu leben. Sie können dazu ermuntern, sich selbst und die Kollegen, Nachbarn, Freunde, Freundinnen, die Kinder und die Alten wichtiger zu nehmen als die Obensitzenden, die Besitzer und Machthaber, wichtiger als deren Befehle und die von ihnen geschickten Träume von einer blöden schönen heilen Welt, die es nicht gibt. Mit parteilicher Literatur kann den Menschen Mut gemacht werden, am Leben bewußt teilzunehmen, zu genießen, was schön ist und den Interessen der meisten dient – verändern zu wollen, was dem entgegensteht. Und manchmal werden auch in der Literatur schon brauchbare Hinweise gegeben, wie diese sensationelle Gegenwart, wie Kisch sie nennt, verändert werden kann zum Wohle der meisten.

Ich weiß, ein solcher Katalog klingt ein bißchen bombastisch. Aber das liegt wohl nicht an einer Überschätzung der Möglichkeiten realistischer Literatur, sondern daran, daß man sich diese Literatur oft genug erkämpfen muß und noch nicht so ganz daran gewöhnt ist, noch nicht so richtig wagt, an die großen Möglichkeiten und Wirkungen einer fortschrittlichen Literatur zu denken. Von Literatur als Teil und Mitmotor einer aufregenden gesellschaftlichen Veränderung zu sprechen, klingt großartig, wirkt aber eigentlich nur dann übertrieben, wenn man übertreibt.

Das Herstellen von Alltagsreportagen, von realistischer Literatur ist selbst nichts anderes als eines von vielen spannenden (und oft auch anstrengenden) Alltagserlebnissen. Klar, oft sind sie mit Schwierigkeiten verbunden. Die in diesem Land und ähnlichen Ländern (noch) das Sagen haben, hören es nicht gerne, wenn Reportagen und Berichte vom Alltag der vielen (und der einzelnen unter den vielen) ihre Festreden und markigen Sprüche, ihre Starrummel- und Deutsche-Schäferhund-Romantik, ihre Kitsch- und Kriegsliteratur, ihr schwarz-braunes „Demokratie“-Unverständnis, ihre produzierten Träume und kalkulierten Ängste als Lügen entlarven. Nicht selten schreitet die Zensur ein. Sendungen werden zerstückelt oder abgesetzt, Berichte, Reportagen, Geschichten werden nicht gedruckt, Bücher nicht verlegt, Kollegen werden gefeuert – wie zum Beispiel beim WDR der Glashaus-Redakteur Ludwig Brundiers. Doch das alles hilft den Zensoren nicht. Jedenfalls nicht auf Dauer. Der Alltag, die Arbeit und die Ruhe, die Sorgen, Nöte und Freuden der Menschen, das Neben- und Miteinander-Wohnen, Miteinander-Sprechen, Miteinander-Arbeiten, Miteinander-Kämpfen, der Wunsch nach Glück und Frieden und wachsendes Selbstbewußtsein läßt sich nicht per Zensur als nicht existent erklären. Der parteiliche Reporter hört auch unter Schwierigkeiten nicht auf, zu sehen, zu hören, zu denken und schmecken und riechen, zu lieben, zu hassen, zu träumen und von dem zu berichten, was ihn wie die meisten anderen betrifft. Wie gesagt, seine Reportagen sind wahrscheinlich nichts Besonderes, nicht Geniales, bleiben sicherlich oft hinter der Wirklichkeit zurück, eilen ihr manchmal voraus, können vielleicht klarer machen, was man eigentlich schon weiß oder ahnt oder fühlt, sind zwar ein vorwärtstreibender, aber halt doch ein Teil des Alltags, von dem sie berichten.

Carl D. Martens
Was nachher kommt, wird erheblich schlechter sein

„Allein wenn ich das Wort Zensur nur höre...“, sagte jüngst eine höhere Charge einer Rundfunkanstalt. Er meinte damit: Eine Zensur findet nicht statt (so steht's im Grundgesetz). Und wenn einer das Gegenteil behauptet, dann verbietet man ihm das Maul. So geschehen Mitarbeitern des *Norddeutschen Rundfunks*, die sich auf dem Russell-Tribunal zur Zensur in den Medien der Bundesrepublik äußern wollten. So geschehen anderen Mitarbeitern in anderen Sendern des Landes, die über diese Veranstaltung nur berichten wollten.

Eine Zensur findet also doch statt.

Auch und gerade in jenen Medien, die sich öffentlich-rechtlich nennen, die staatsfern und parteifrei sein wollen, verpflichtet, alle gesellschaftlich relevanten Gruppierungen zu Wort kommen zu lassen. So steht's jedenfalls in vielen Rundfunkgesetzen. Nur: Was ist eine gesellschaftlich relevante Gruppe? Exministerpräsident Hans-Karl Filbinger kritisierte in einer Regierungserklärung den *Süddeutschen Rundfunk*, weil er es gewagt hatte, im Zusammenhang mit Kernkraftwerksfragen des Landes den Bundesverband der Bürgerinitiativen Umweltschutz zu Wort kommen zu lassen. Keine relevante Gruppe das...

Ich behaupte also nochmals: Eine Zensur findet statt. Man kann das auch anders nennen, Einschüchterung, Verwirrung, Verunsicherung, aber es bleibt stets dasselbe: Über bestimmte Tatsachen wird entweder überhaupt nicht oder nur in entstellender Form oder rein negativ berichtet. („Über Rahmenrichtlinien wollen Sie doch nicht im Ernst lobende Worte verlieren?“ – auch so ein Chargenspruch aus einer Anstalt.) Wie funktioniert das nun?

Da gibt es die offene Zensur, zu der nur in Notfällen gegriffen wird. Eben das Auftrittsverbot für einen NDR-Mitarbeiter. Oder die offene Absetzung eines Beitrags (meinetwegen von Alice Schwarzers Abtreibungsbeitrag in *Panorama*). Nun gibt es in der Tat bestimmte Einschränkungen für die Meinungsfreiheit in Rundfunk und Fernsehen. Diese Einschränkungen stehen in den Rundfunkgesetzen und haben unbestreitbar ihren Sinn: Die Propagandamaschine dieser Anstalten sollte nicht mehr mißbraucht werden dürfen. Diese Regelungen werden von den Verantwortlichen und den Gremien allerdings immer häufiger dazu angewendet, gerade diese Propagandamaschine auf volle Touren zu bringen: für den schönen, freien, besten deutschen Staat aller Zeiten, gegen Klimaverschlechterer und Nestbeschmutzer, Kritiker und Miesmacher. Das offene Verbot ist häufiger, als man allgemein annimmt, denn nur in den seltensten Fällen dringt etwas davon an die Öffentlichkeit. Schließlich sind die meisten der Journalisten, gegen die es ausgesprochen wird, finanziell abhängig von dem betreffenden Sender und haben weder Mut noch Macht, dagegen anzugehen. Weil Verantwortliche und Gremien das wissen, weil die Journalisten dies aber auch wissen, bedarf es der Anwendung der offenen, unverfrorenen Zensur so gut wie überhaupt nicht.

Es gibt feinere Methoden: Man bringt den Journalisten bei, was von ihnen erwartet wird. Man verbietet ihnen nichts, sondern macht sie auf bestimmte Sachverhalte aufmerksam. Der Chefredakteur sagt nicht: „Ich will nicht“, sondern „Meinen Sie nicht auch, daß eher...“ Die Schere braucht nicht angewendet werden, sie wird im Kopf implantiert. Der Journalist weiß, was er nicht darf, es wird ihm auch vorexerziert, was passiert, wenn er sich wehrt. Von Zeit zu Zeit eben wird ein Exempel statuiert gegen

Carl D. Martens: Was nachher kommt, wird erheblich schlechter sein

die Unbotmäßigen. Dann wird abgesetzt (nicht aus inhaltlichen, sondern aus formalen Gründen – selbstverständlich darf das alles gesagt werden, nur ist der Beitrag, leider, leider, formal ziemlich mißlungen), dann wird entlassen (selbstverständlich nicht, weil der Betreffende irgend etwas „Linkes“ gesagt, getan, geschrieben hat oder hat sagen, tun oder schreiben lassen, sondern weil er einer formalen Pflicht nicht nachgekommen ist, meinetwegen der Informationspflicht an seine Vorgesetzten. Oder man sagt zunächst nichts. Und wartet auf den nächsten Fehler. Und schlägt dann zu), dann werden Sendungen gekippt (nichts gegen Satire, aber bitte in netter Form). Solchermaßen geschuhriegt, vermag die Masse der Journalisten sich nicht mehr zu wehren. Solidarität gibt es nur in Ansätzen, und auf jeden wie auch immer freiwerdenden Posten wartet eine Unzahl arbeitsloser Schreiber und Sprecher. Auch unzweifelhafte Qualifizierung schützt nicht vor solcher Behandlung, im Gegenteil, sie fordert sie geradezu heraus. Da höhere Chargen selten nach Qualifizierung, sondern nach Namen und Parteizugehörigkeit ausgesucht werden, wundert das wohl auch kaum. Der Journalist also der öffentlich-rechtlichen Anstalt unterscheidet sich in diesem Punkt in keiner Weise von dem der *Bild*-Zeitung – auch er weiß genau, was er tun muß, auch er wird es nicht wagen, über die Stränge zu schlagen. „Hans Esser“ könnte bei *Bild* gemachte Erfahrungen in jeder unserer Rundfunkanstalten machen. Zudem sind Journalisten keine besseren Menschen. Nach dem ersten Magenbeschwür, dem zweiten Nervenzusammenbruch, der dritten Ehekrise überlegt man sich das mit dem Aufbegehren – und wählt die ruhige Luft des quasibeamteten Sesselhockers, der jedem Experiment solange abhold ist, wie er darin eine mögliche Gefahr wittert.

All dies geschieht natürlich nicht so plump, wie sich's so anhört – niemand würde es (noch) wagen, dergleichen offen und in aller Öffentlichkeit zu tun. Aber da gibt es die Politik der Nadelstiche. Und die Nadeln sind dicker von Sender zu Sender. In manchen Sendern im Süden der Bundesrepublik braucht man solche Nadeln nicht mehr. Dort sind die störenden Elemente ja „ausgemerzt“, oder man hat sie „kleingekriegt“. Solche Sender betrachten sich selber als Idylle.

Zu alledem lastet auf den Sendern der Druck der Gremien und damit der Parteien und Regierungen. Selbst in Sendern, deren Rundfunkgesetze trickreich versuchen, Partei- und Regierungsvertreter im Rundfunkrat in der Minderheit zu halten, hat sich das durch die Macht des Faktischen geändert. Hat eine bestimmte Partei gar noch eine absolute Mehrheit, dann ist es mit der Meinungsvielfalt meist ganz aus – in Ländern mit CDU- oder CSU-Regierungen wird dies (noch) im Augenblick härter gehandhabt als anderswo – wie das Beispiel des nicht zustande gekommenen Heubl-Interviews im *Bayerischen Rundfunk* zeigt: Der Einfluß der CSU ist so groß, daß auf Verlangen eines Ministers sogar ein Reporter ausgewechselt wird, wenn's dem Minister nicht paßt. Beschämender und deutlicher kann eine öffentlich-rechtliche Anstalt nicht zeigen, auf welchen Hund sie gekommen ist. Läßt sich auf solche Art nichts ändern, dann wird gleich die ganze Richtung gewechselt: Der CDU paßt nun mal nicht, daß sie die Wahlen nicht gewonnen hat, wer ist schuld (da man selber, im Besitze absoluter Weisheit und Fehlerlosigkeit sowie eines phänomenalen Kanzlerkandidaten) – natürlich Rundfunk und Fernsehen. Also wird dort, wo's noch nicht so ist, das Steuer kräftig herumgeworfen. Entweder durch Besetzung aller wichtigen Posten mit genehmen Leuten (*Südwestfunk*- oder ZDF-Modell) oder durch Androhung neuer, verschärfter Rund-

funkgesetze (BR-Modell) oder durch Kündigung bestehender Staatsverträge (NDR-Modell). Die Krise um den NDR, mehr eine Klamotte als eine Tragödie, zeigt, wieviel manchen deutschen Politikern die Meinungsfreiheit wert ist. Die ganze Krise ist künstlich herbeigeführt worden. Das Ziel wurde erreicht: Die Mitarbeiter sind verunsichert, die Bevölkerung ist aufgehetzt worden, der Sender wird zerschlagen werden und mit ihm die ganze mühsame Struktur der ARD. Wenn man noch nicht zum schweren Hammer greift, so findet man doch andere Mittel feinabgestufter Strategie: CDU-Chef Hans Filbinger gibt dem SDR ein Interview, dieses soll gekürzt werden, Filbinger und sein Pressechef protestieren aufs heftigste, teilen Rundschläge aus, CDU-Ministerpräsident Späth, nur verbal mit der Affäre befaßt, kann sich liberal geben und abwiegel, die Medienpolitiker der Partei hauen weiter drauf, die Affäre verläuft im Sande, aber immerhin: ein kleiner Warnschuß vor den Bug einer alles andere als aufmüpfigen Rundfunkanstalt. Lassen wir uns aber nicht täuschen: Auch Sozialdemokraten sind, wie das Beispiel Radio Bremen zeigt, nicht die reinen Lamperln. Für „freischwebende Arschlöcher“ sei kein Platz mehr, sagte einst Herbert Wehner. Gemeint waren unabhängige, parteilose Journalisten. Ein feines Wort.

All diese Erpressungsversuche aber bewegen sich noch im fein abgegrenzten Rahmen und sind irgendwie errechenbar: Schießt man auf die CDU, bekommt man, im Konfliktfall, Hilfe von der SPD und umgekehrt. Es gibt eine Bandbreite, die in etwa das abdeckt, was die Bonner Parteien symbolisieren: Mitte-halblinks bis Mitte-ziemlich weit rechts außen. Das darüber hinausgeht (und in unserem Parteienspektrum ist dank Strauß und seiner CSU nur links noch Platz), das lassen alle herunterfallen. Nicht die Wichtigkeit wird widerspiegelt, sondern die scheinbare Realität der Bonner Parteien.

Manche, die sich besser auskennen, haben inzwischen ihren Kurs schon wieder geändert: nicht Rechts-Politisierung ist das Zauberwort, sondern Entpolitisierung. Das ZDF, wie in vielen Fällen, und der *Südwestfunk* sind vorausgegangen, die anderen werden folgen. Litfaßwellen und Funk-Boutiquen, Autofahrer- und Werbefunksendungen werden das Land überschwemmen, Information wird, wenn überhaupt, nur in kleinen Häppchen angeboten werden, nett unterhalten und freundlich angesprochen, Probleme nicht überfordert werden, nett unterhalten und freundlich angesprochen, Probleme sollen ausgeklammert werden, so weit es geht – die perfekte Ufa-Unterhaltungsindustrie auf öffentlich-rechtliche Art. Die große Verdummungswelle arbeitet der Industrie und ihren geplanten Privatsendern in die Hände. Die ARD wird ihren Untergang dadurch nicht aufhalten können.

Gefragt werden muß, ob es schade um dieses System ist, das so leicht, so schnell verrotten konnte.

Nur: Es ist nicht leichter und nicht schneller verrottet als die bundesrepublikanische Gesellschaft. In einer Gesellschaft eben, die nicht demokratisch geworden ist, kann auch ein Informationssystem nicht demokratisch funktionieren. Zumal ein großer Teil der sogenannten Linken konzeptionslos und überidealistisch in die Rundfunkanstalten strömte, als die Schleusen geöffnet schienen. Wer sich halten konnte, hat sich angepaßt. Der Rest sitzt wieder irgendwo anders und träumt weiter.

Ohne eine gewaltige Kraftanstrengung ihrer Mitarbeiter sind die öffentlich-rechtlichen Anstalten verloren. Sie sind verloren, weil Parteitechnokraten das Sagen bekommen haben, weil Landtage ihre eigenen Gesetze mißachten, weil das Klima in der

Bundesrepublik weniger frei geworden ist, weil viele Probleme zu drängend geworden sind, als daß die Leute an den Hebeln der Macht Mitwirkung gestatten zu können glauben. Sie sind verloren, weil in diesem Staat Hofschranzen nach vorne gekommen sind, weil die meisten Mitarbeiter resigniert haben, vielleicht auch deshalb, weil sie es leid sind, zerrieben zu werden zwischen den Bedrängnissen des Apparats und den idealistischen Ansprüchen der sogenannten Linken außerhalb der Funkhäuser. Ich sehe die Möglichkeit einer solchen Kraftanstrengung nicht mehr. Nur müssen wir uns über eines klar sein: Was nachher kommt, wird erheblich schlechter sein.

Johannes Paulssen Wie Nachrichten zustande kommen

Ich bin Nachrichten-Redakteur einer deutschen Rundfunkanstalt.

Was tue ich?

Ein Schicht-Dienstplan, ohne starres Schema, von uns selbst aufgestellt, teilt uns zu wechselnden Tageszeiten wechselnde Aufgaben zu.

Nachrichten-Dienst zu haben heißt bei uns: Ich finde bei Arbeitsbeginn, vom Vorgänger hinterlassen und sortiert, eine Auswahl des Materials von zwei überregionalen und einer regionalen Nachrichten-Agentur vor. (Wir sprechen oft vom „Material“.)

Etwa eine halbe Stunde Einlesen. Ich sichte und ordne neu eingegangene Meldungen. Ich lege mich auf Themen fest, die ich entsprechend der Länge der nächsten Sendung „bringen“ will. (Lesen Sie später, was ich – aktiv – „bringe“.) Ich formuliere in Gedanken und memoriere prüfend Formulierungen, die ich dann einer Sekretärin diktieren werde. Ich diktiere ihr, laut und deutlich, mit Punkt und Komma: Fünf Minuten sind etwa 75 Zeilen Text. Ich lege danach die Reihenfolge der Nachrichten fest. Ich redigiere sie, ich korrigiere sie und ergänze sie, wenn notwendig (etwa wenn die Zahl von Toten stündlich steigt), ich glätte Anschlüsse, das soll heißen: Von einer Nachricht auf die andere ersetze ich sonst ermüdende Wiederholungen in der Formulierung.

Ein Sprecher verliest die Nachrichten, Blatt um Blatt von mir in eine Folge gebracht, vor dem Mikrophon in einem Studio.

Was denke ich?

(Da ist zunächst zu sagen: Ich denke weniger geordnet, als es die geordnete Aufzählung vermuten läßt.)

Hoffentlich hat mir mein Vorgänger nicht zu viel hinterlassen. (Zu viel „Schmarren“ bedeutet „Aschenputtel“-Sortierarbeit.) Hoffentlich hat mir mein Vorgänger nicht zu wenig hinterlassen. Hat er wichtige Themen in den Papierkorb unterschlagen? Widersprechen sich gar die Meldungen der beiden supra nationalen Agenturen zu einem Thema? (Ich könnte mich auf die mir plausibler erscheinende stützen und stützen.) Sind sich die Agenturen in ihren Meldungen ähnlich oder gar identisch, so erzeugt das auch Argwohn. (Wenn zwei „bürgerliche“ Informationspöole „A“ sagen, liegt dann

die Wirklichkeit nicht näher bei „B(?)“ Was „bringe“ ich? Für wen ist meine Auswahl von Belang, von Bedeutung, von Interesse? Es ist doch gar nicht meine Auswahl. Wahr ist: Ich verkaufe einem Kunden ein halbiertes Tortenstück, oder weniger, als ganzes.

Warum haben wir nicht mehr Agenturen? „Weil das Geld dafür nicht da ist!“ Ich gebe vor, es interessiere oder habe zu interessieren, was ich zur veröffentlichten Nachricht mache. Ich fühle den Anspruch an mich, die statistische nationale Mitte zu sein. Schizophrenie: „Ich bin ein Nachrichten-Redakteur“ contra „Ich bin ich“.

Für wen ist was von Interesse? Liege ich richtig, wenn ich glaube, daß sich auch der zuhörende Arbeiter für die Nachricht interessiert/interessieren sollte, der Kunsthändler Kahnweiler sei 94-jährig gestorben, der „Picasso zum Durchbruch verholfen“ habe?

Eine solche Todesnachricht formuliert sich fast von selbst. Ein Tod ist ja so prägnant; da gibt es kein Herumdeuteln. Aber: Hat Kahnweiler Picasso zum Durchbruch verholfen? Die Agentur suggeriert es. Es fehlt mir die Zeit, es nachzuprüfen. Der Zuhörer wird es nicht erfahren, daß ich diese Vokabeln von der Agentur übernommen habe.

Denn: Wie sollte ich meine Zweifel formulieren? „... wie verlautet, hat Kahnweiler Picasso...“, oder „... es heißt, Kahnweiler habe Picasso...“, oder „... manche meinen, Kahnweiler habe Picasso...“. Ich verlasse mich auf euch, Kollegen, bei den Nachrichten-Agenturen! Ich bin machtlos, nachzuprüfen, wo etwas nachzuprüfen wäre. Eine Recherche findet nicht statt! Die Zuhörer erfahren, wenn sie zuhören, die Wirklichkeit wie aus einem blinden Spiegel-Scherben.

Natürlich findet auch eine Zensur nicht statt. Artikel 5,1 GG wird eingehalten („selbstverständlich, wo denken Sie hin?“). Man braucht doch nicht das Grundgesetz zu verletzen, wenn es doch die Selbstzensur gibt.

(Sie ist ja wohl ein schleichend Gift. Wann erliege ich ihr – und wie, bewußt oder unbewußt?)

Selbstzensur findet statt. Lasse ich den Sprecher vom „diktatorischen Regime Somozas“ sprechen, so ist das ja wohl weniger als „die barbarische Diktatur Somozas“, aber mehr als „das Regime von Staatschef Somoza“. Und irgendwo in diesem Beispiel, wie auch bei anderen Themen, beginnt es.

„Es“ ist die eingebildete Furcht, den Erlaß von Sprachregelungen zu provozieren, wenn Redakteure zum „stärkeren“, aber auch „wahreren“ Wort greifen, statt zur Vokabel, die garantiert nicht anstößig ist.

Und so kehrt der Nachrichten-Redakteur, um Carl Amerys Beispiel zu übernehmen, oft schon automatisch vor den Grenzen um, wie der Goldfisch im Goldfischglas. Schließlich sind es immer wieder noch zwei Fragen, die mich an einem ungestörten Ablauf in der Nachrichten-Fabrik hindern: der Zweifel daran, sich selbst genügend verständlich machen zu können, und die Besorgnis, nicht dolmetschen, d. h. andere nicht verständlich machen zu können.

Wer seinen Beruf so ernst zu nehmen versucht wie ich, arbeitet ständig an der Aufgabe, die journalistische „Quadratur des Kreises“ zu lösen. Das Scheitern ist vorprogrammiert.

Was bin ich?

Ich bin einer von vielen Nachrichten-Redakteuren deutscher Rundfunkanstalten.

Das *kürbiskern*-Gespräch in diesem Heft fand am 27. November 1978 statt. Anlaß dazu boten uns Diskussionen und Kontroversen, die schon seit langem zum Thema linker Sprache und Publizistik geführt werden und durch E. A. Rauters umstrittenes Buch „Vom Umgang mit Wörtern“ besonders pointiert in der linken Öffentlichkeit hervorgetreten sind.

An der Gesprächsrunde beteiligten sich vor allem Kollegen vom Fach – Redakteure, Journalisten, Schriftsteller, Pressefotografen, Schauspieler, Literaturwissenschaftler, die bei aller Unterschiedlichkeit der Auffassungen deutlich zu erkennen gaben, wie vielfältig und unterschiedlich ihre Anstrengungen und ihr Engagement für eine qualifizierte demokratische und sozialistische Presse sind.

Zur Einleitung der Diskussion, die von Friedrich Hitzler geleitet wurde, legten Conrad Schuhler und E. A. Rauter ihre Thesen zum Thema dar; beide hatten dann auch Gelegenheit zu einem Schlußwort.

Wir veröffentlichen die Beiträge in der Reihenfolge, wie sie gehalten wurden. Sie sind unwesentlich gekürzt und stellen die von jedem Teilnehmer selbst für den Druck durchgesehene und redigierte Fassung dar.

Redaktion *kürbiskern*

Conrad Schuhler, Redakteur, Soziologe

Mein Beitrag ist zweigeteilt. Ich gehe im ersten Teil ein auf die Kritik in Rauters Buch, in einem zweiten Teil komme ich zu einigen Thesen, die ich im Zusammenhang mit der UZ für wichtig ansehe.

Ich halte die Kritik Rauters in den wesentlichen Punkten für falsch. Der entscheidende Punkt: Rauter reduziert das Problem einer wirksameren linken Publizistik auf den subjektiven Faktor, auf die, wie er sagt, Selbstzufriedenheit, den Dilettantismus der linken Journalisten bzw. Organisationen. Bleiben wir zunächst beim subjektiven Faktor.

Rauter zeichnet sich durch Deutlichkeit aus. Deutlichkeit setzt eine genaue Kenntnis der Sache voraus, über die ich schreibe. Viele Beispiele, die Rauter als solche eines miserablen linken Journalismus ansieht, beweisen, daß der Kritiker sich oft in der Sache selbst zuwenig auskennt oder die jeweilige politische Praxis anders einschätzt. Letztlich handelt es sich nicht um Fragen des Stils, sondern der politischen Kompetenz, der Teilhabe am konkreten politischen Kampf. Einige Beispiele zum Beleg für meine These, daß die Rautersche Kritik an einem großen Praxisdefizit leidet:

Unter der Überschrift „Bilderorgien“ greift Rauter folgende UZ-Meldung heraus: „Nicht nur Historiker erinnern sich gut der Ölpreiskrise von 1973/74, während der die 7 multinationalen Ölgesellschaften eine künstliche Mangelsituation schufen, um desto ungehemmter an der Preis- und Profitschraube zu drehen“ (Seite 40). Das Bild von der Preis- und Profitschraube bringt den Kritiker in Rage. Mit dem – wie er sagt – idiotischen Bild von einem Fabelwesen, „das verrückt ist nach Drehbewegungen, mit diesem süßen Kobold, der wild ist auf die Kurbelei“, wurde auf eine Nebensache abgelenkt, weg von der Hauptsache, daß nämlich die Ölpreise zum Nutzen einiger weniger gestiegen wären. Abgesehen davon, daß dieser Satz die Tatsache klar benennt,

offenbart der Kritiker mit seinem märchenhaft artikulierten Zorn vor allem, daß er nichts weiß von einer der wesentlichen Fragen im Arbeits- und Lohnkampf. Kann man bei der Entwicklung des Preisniveaus – also der Geldentwertung – von einer Lohn-Preis-Schraube oder von einer Preis-Profit-Schraube ausgehen, anders gesagt: Steigen die Preise wegen zu hoher Löhne oder wegen zu hoher Profitkalkulationen? Wir wissen die Antwort: Die Preise stehen in Abhängigkeit vor allem von der langfristigen Höchstprofitstrategie der Unternehmer; Beweis und Illustration dafür ist die Ölkrise. Die UZ hat dieses Beispiel im Februar '78 herangezogen auf dem Höhepunkt des Tarifikampfes. Das Bild von der Schraube bzw. der Spirale wird in diesen Kämpfen seit Jahrzehnten verwendet. Es ist zugegebenermaßen nicht originell, es hat aber den Vorzug, deutlich mitzuteilen, worum es geht. Was für den Kritiker eine „Bilderorgie“ war, war für die kämpfenden Kollegen eine nützliche Information. Nicht immer ist das Unverständnis des Kritikers so harmlos.

Unter der Überschrift: „In der Linken wird zuviel gelogen“ rechnet Rauter vor allem mit der UZ ab. Wie sehen diese „UZ-Lügen“ aus, z. B. wie dieser Vorspann zu einem Bericht über eine Demonstration in Oldenburg gegen die Berufsverbote? „Menschen unterschiedlichster politischer Überzeugung aus dem In- und Ausland bekundeten am Samstag ihren gemeinsamen Willen, allen polizeistaatlichen Methoden und dem Grundrechtsabbau entgegenzutreten.“

Rauter rügt zunächst, daß die UZ vom „gemeinsamen Willen“ spricht: „Was für einer sonst?“ fragt er. Offenbar weiß er nicht, daß dies die Kernfrage einer Bündnisaktion ist. Einigen wir uns auf die Kundgebung eines gemeinsamen Willens, oder drücken die beteiligten Organisationen und Personen ihren je unterschiedlichen Standpunkt aus? Der Kritiker ist aber vor allem darüber aufgebracht, daß die UZ von „Menschen unterschiedlichster politischer Überzeugung“ spricht. „Unterschiedlichster“ heiße, daß alle politischen Richtungen, die es überhaupt nur gibt, hätten vertreten sein müssen. Das aber sei Angeberei. Man übertreibe den Grad der Mobilisierung der Bevölkerung gegen die Berufsverbote. Jetzt wieder Rauter: „Manche Leser sagen sich, wenn es die kommunistischen Lehrer mit der Wahrheit so genau nähmen wie die kommunistischen Zeitungsschreiber, ist es vielleicht doch nicht so verkehrt, sie von den Schulkindern zu trennen.“ Zu seinen weitreichenden Schlußfolgerungen kommt Rauter dadurch, daß er hier wie in vielen anderen Beispielen sich auf eine von ihm bestimmte Bedeutung eines Wortes versteift. Hier der Superlativ: Wenn nicht alle existierenden politischen Gruppen des In- und Auslands, dann hat die UZ gelogen. Eine Binsenweisheit, daß Begriffe ihre Bedeutung nur im jeweiligen Kontext hergeben. Der besagte hier ein sehr weites Spektrum politischer Überzeugungen, deren Träger sich zu dem gemeinsamen Kampf gegen die Berufsverbote zusammengetan haben. Dazu gehörten in dem fraglichen Fall in Oldenburg Sozialdemokraten aus der Bundesrepublik, aus Holland, Österreich, Christdemokraten aus Italien, Gaullisten aus Frankreich, Liberale und Kommunisten aus der Bundesrepublik – gewiß sehr unterschiedliche politische Auffassungen. Aber vielleicht weiß nur ich das, weil ich zufällig an der Oldenburger Konferenz teilgenommen habe. Auch der UZ-Leser weiß es. Es steht in dem Absatz, der auf das von Rauter gewählte Zitat folgt.

Daß die Verfasser der UZ indirekt ihren Lesern sagen, daß es jetzt keine Gründe gibt, die Kommunisten stark zu machen, erkennt Rauter an folgendem Beispiel: „Eingearbeiteter Konfektionsbetrieb mit 16 Mitarbeitern, Raum Niedersachsen, zu verkaufen

fen‘ – eine kleine Zeitungsanzeige; Rubrik Geschäftsverkäufe. Ein außergewöhnlicher Vorgang? Nein! Komplette Belegschaften erfuhren über Nacht, daß ihr Betrieb von einem anderen Konzern geschluckt worden war. In diesem Fall werden 16 Mitarbeiter zum Kauf angeboten.“ Soweit die Meldung der UZ.

Hier ist der Kritiker nicht mehr zu halten. Die Kraft, sagt er, die diese groteske Überzeichnung unserer Wirklichkeit verursacht hat, ist der Wunsch des Verfassers, unsere Wirklichkeit möge so sein, wie er sie darstellt. Er sei enttäuscht, daß bei uns keine Menschen gehandelt werden. Er möchte die Sklavenhaltergesellschaft herbeireden – soweit Rauter. Zunächst scheint Rauter übersehen zu haben, daß die UZ eine Anzeige zitiert, in der eben das zum Kauf angeboten wird, was nach Rauter seit 2000 Jahren nicht mehr sein kann, daß ein Betrieb mit seinen Mitarbeitern angeboten wird. So lautete die Anzeige! Dieser Anzeigenchef versteht mehr vom Kapitalismus als der Stilkritiker. Selbstverständlich werden bei uns Mitarbeiter – von Menschen schlechthin ist in der UZ-Meldung nirgends die Rede – gekauft und verkauft. Nicht nur von den speziellen Arbeitskraft-Agenturen.

Als vor drei Jahren das Münchener Metzeler-Werk an Bayer verkauft wurde, ging der Besitz an der Ware Arbeitskraft von 3000 Beschäftigten an den Chemiemulti über. Er macht davon den Gebrauch, daß er sie entläßt. Es gibt in unserem Land nur deshalb die Unsicherheit der Arbeitsplätze, weil das Kapital das Recht hat, Arbeitskräfte zu kaufen und zu verkaufen, einzustellen und zu entlassen. Die eigene Empörung hat sich Rauter mit einem kleinen Trick verschafft: Wo die UZ von „Mitarbeitern“ spricht, setzt er das Wort „Menschen“ ein. Um mit dem von Rauter so geschätzten Hans Habe zu sprechen, errichtet er sich selbst die Windmühlen, die zu bekämpfen er sich vorgenommen hat. Rauter muß das tun, um der Logik seiner Kritik nachzukommen. Wenn die Wirksamkeit unserer Presse allein von subjektiven Faktoren abhängt – und nur solche läßt Rauter gelten –, dann müssen die festzustellenden engen Grenzen dieser Publizistik auf ungeheure fachliche und menschliche Mängel der linken Journalisten und insgesamt Verantwortlichen zurückzuführen sein. Dieser Punkt ist für unsere Diskussion sehr wichtig.

Viele Genossen haben gesagt, soll doch der Genosse Rauter seine Kritik äußern – wie hart in der Sache auch immer –, aber er soll doch die auf die Personen zielenden Unterstellungen oder Einschätzungen lassen, diese Form sei unerträglich. Ich bin der Meinung, daß der Inhalt der Rauterschen Kritik gar keine andere Form zuläßt.

Die Unterstellungen Rauters – soweit hergeholt sie zunächst erscheinen mögen – haben Methode: Schon im Vorspann seiner Schrift heißt es von den engagierten Autoren: „Manchmal sieht es so aus, als speiste sich ihre anklagende Leidenschaft aus der Angst, die Gesellschaft könnte sich verändern, wie sie es verlangen.“ Wer solche Angst hat, ist froh, wenn seine Texte nichts bewirken. Seinen stilistischen Mängeln entspricht – ich zitiere – eine „seelische Haltung“: Faulheit, Weinerlichkeit, Furcht, Erschrockenheit, Ungeduld. In den Lesern solcher Texte – ein zentrales Zitat – „festigt sich leicht die Überzeugung, Linke seien Leute, die die Gesellschaft verändern wollen, weil sie mit ihren persönlichen Schwächen nicht fertig werden. Was sie sagen, auch wenn es wissenschaftlich klingt, ist die Anstrengung von Hysterikern, die keine Anstrengung scheuen, von ihrer Wehleidigkeit abzulenken, auch wenn sie eine ganze Weltanschauung erfinden müssen. Die Frucht linker Weinerlichkeit ist Antikommunismus“ (Seite 44).

Wie gesagt, diese prinzipielle Anschuldigung ist die logische Folge der allein subjektiven Faktoren berücksichtigenden Kritik. Worauf es ankommt, ist, die objektiven Probleme ausfindig zu machen, mit denen es sozialistische Agitation und Propaganda, mit denen es fortschrittliche Publizistik zu tun hat.

Der Ausgangspunkt einer solchen Analyse muß die Tatsache sein, daß das gesellschaftliche Bewußtsein – und das ist das Bewußtsein der vielen – und die Lese- und Rezeptionsgewohnheiten allgemein in hohem Maß von den Sozialisierungs- und Kommunikationsinstanzen des großen Kapitals geprägt sind. Beim Verbreiten der Wahrheit hat es unsere Publizistik vor allem mit folgenden objektiven Problemen zu tun:

1. Die Gesellschaft wird gewalttätig und interessenzerstritten dargestellt, aber eben damit auch das Bedürfnis nach und die Bindung an Instanzen der Harmonisierung und des Zusammenhalts gesteigert – in der Publizistik des großen Kapitals. Die letzte Instanz dieser Art ist der Staat. Die Wahrheit der Kommunisten ist, daß der Klassenkonflikt alle Bereiche erfaßt und daß gerade der Staat Partei ist, und zwar Instrument des Gegners. Identifikationen von Vaterland und Heimat laufen über Institutionen, die der Gegner mit seinem Klasseninhalt gefüllt hat. Wir müssen aufpassen, daß wir mit der Kritik an den Institutionen des Systems nicht in die Ecke der Vaterlandslosigkeit, des Fremden, geraten.

2. Die politischen Geschäfte werden als überaus kompliziert und nur von Experten und großen Figuren beherrschbar dargestellt. Gleichzeitig suggerieren Fernsehen und Presse eine allgegenwärtige Präsenz und Information als angebliche Voraussetzung für demokratische Kontrolle. Demgegenüber heißt die Wahrheit der Kommunisten, daß die Arbeiterklasse das Subjekt der Geschichte ist. Daß Fortschritte nur zu erzielen sind, wenn die Arbeiterklasse mit den ihr im Interesse verbündeten Klassen und Schichten selbst aktiv wird. Daher rührt der Aufforderungscharakter unserer Sprache. Wir müssen aufpassen, daß das Appellative nicht das Informative unserer Texte überdeckt, daß die Appelle nicht abstrakt-moralisch, sondern aus der jeweiligen Sache selbst entwickelt werden.

3. Wollen die Texte und Sendungen der großkapitalistischen Medien mit ihrer sogenannten Ausgewogenheit und Expertenhaftigkeit den Leser bzw. Zuschauer zum einverständigen Stillhalten bringen, so wollen unsere Texte Anweisungen zum Handeln sein. Die beste Form der Anleitung sind Beispiele. Unsere Publizistik wimmelt von solchen Beispielen. Wir müssen aufpassen, daß wir damit nicht ein Bild von Gesellschaft zusammensetzen, in der es in jedem Wohnviertel und in jedem Betrieb kämpferisch zugeht.

4. Die Kürze der Texte – zum Beispiel der Bild-Zeitung – beruht nicht zuletzt darauf, daß die meisten Begriffe unserer politischen Sprache im Alltagsbewußtsein in ihrer Bedeutung und in ihren Assoziationsfeldern definiert sind. Und zwar klassenmäßig definiert sind. Denken wir an die Begriffe Freiheit, Menschenrechte, Mauer, Demokratie. Wo der Gegner im Wortzeichen programmierte Vorurteile abrufen, müssen wir argumentieren, müssen wir die wichtigsten Begriffe erst erobern und neue durchsetzen.

5. Die Darstellung des realen Sozialismus wird als Nagelprobe auf die Wahrhaftigkeit unseres Journalismus hergenommen. Dabei ist denen zuzustimmen, die verlangen, daß wir den Sozialismus zeigen, wie er die selbstverständlich vorhandenen und stets

neuen gesellschaftlichen Probleme im Interesse der Menschen löst. Es ist aber naiv, wer meint, darin läge das Problem des von uns geforderten Realismus. Die Kritiker unserer Sozialismus-Berichterstattung – soweit sie auch unter dem Strich Kritiker des realen Sozialismus sind – halten logischerweise eine Sozialismus-Berichterstattung erst dann für realistisch und wahrhaftig, wenn auch sie – unter dem Strich – für den Sozialismus negativ ausfällt. Auch hier handelt es sich nur zu einem Teil um die Frage eines geschickten Umgangs mit Wörtern; zum anderen, größeren Teil handelt es sich um die Qualität der ideologischen Argumente.

Ich will diese kurzen Thesen beschließen mit einem Hinweis auf die UZ der letzten Tage – vom Wochenende, aber auch Samstag und heute –, wer sie gelesen hat, weiß, daß sie geprägt ist vom Streik der Stahlarbeiter und von den Aktionen gegen die Berufsverbote. Das sind Bewegungen, von denen Millionen von Menschen betroffen sind als Teilnehmer. Die UZ hilft, daß sie besser kämpfen können, nicht nur dem Anspruch nach, sondern in der täglichen Praxis. Genossen, das waren also diese, vielleicht zu vorschnell als kurz versprochenen Thesen. Ich hoffe, daß Alexander sich dieselbe Zeit nimmt, seine Thesen darzulegen.

Ernst Alexander Rauter, Schriftsteller

Ich bin ganz froh darum, daß es diese Diskussion gibt. Das wollte ich erreichen, daß diskutiert wird über dieses Thema. Ich meine nur, daß es schade ist, daß diese Diskussion nicht in der UZ stattfindet, denn da gehört sie eigentlich hin. Die Diskussion darüber, wenn sie im *kürbiskern* erscheint – was noch nicht ganz sicher ist – ist ja kein Ersatz für eine Diskussion über dieses Thema in der UZ. Das bedaure ich, weil ich davon ausgehe, daß die Effizienz bei der Verbesserung der UZ auch davon abhängt, daß möglichst viele UZ-Leser an dieser Diskussion teilnehmen, also diese Diskussion lesen.

Bis jetzt überwiegen die Klagen darüber, daß ich das Buch geschrieben habe. Bis jetzt sind solche Kritiken an meinem Text meistens eingeleitet worden mit einer Alibi-Anerkennung. Daß heißt, es ist immer vorausgeschickt worden – wir wollen ja gar nicht die Fehler, die du aufgegriffen hast in deinem Buch, beschönigen oder verteidigen oder gutheißen; selbstverständlich, was nicht in Ordnung ist, das muß weg, das ist klar. Und wenn das gesagt worden war, hieß es: aber. Dann ging es los: im wesentlichen mit Klagen darüber, daß ich mich so hart ausgedrückt hab, daß ich so polemisch war, daß ich so scharf war, daß ich so unfair war. Das kann schon sein, nur, das ist nicht das Thema gewesen, es ist nicht das Problem.

Es geht nicht darum, ob ich scharf oder weniger scharf war, es geht darum, ob und auf welche Weise wir etwas ändern an unserer Publizistik. Wenn jemand die Tatsache für wichtiger hält, daß ich mich in der Form vergriffen hab, als den Schaden, der durch schlechte Texte in der Zeitung entsteht, dann find ich, ist das ein ziemlich bourgeois Standpunkt. Über die Form lehnen auch die bürgerlichen Medien unsere Manuskripte ab. Indem sie sagen, was du da sagst, ist ganz gut, aber du hättest es anders machen sollen. Ich meine, unsere Art, an so ein Thema ranzugehen, sollte anders ausschauen.

Wenn einer sich betroffen fühlt durch polemische Angriffe, sollte er in der Lage sein, als Kommunist, zu sagen: Was ist dran. Es muß Gründe geben, warum es diese Kritiken gibt – und die gibt es nicht nur von mir. Das klingt jetzt nach Schuhlers Vortrag so – und es klang auch so in einer Diskussion, die die UZ-Redakteure mit mir hatten, wozu sie mich eingeladen haben – als wäre ich tatsächlich der einzige, den solche Geschichten ärgern und provozieren. Als wäre sonst niemand mehr hier. Das ist nicht wahr, da macht ihr euch alle was vor. Ich weiß genau, daß es Briefe gibt an die UZ, daß es auch eine positive Besprechung von Erasmus Schöfer gegeben hatte auf eine Noll-Kritik und daß es viele Genossen gibt, die unter dieser Tatsache leiden, und die bestürzt sind darüber, daß unsere Zeitung nicht besser ist. Und daß sie nicht besser ist, das ist eigentlich – das ist zu erklären. Aber, es ist nicht so einfach zu erklären. Wir haben einen riesigen Vorteil gegenüber der Privatbesitzerpresse: Wir brauchen nicht zu manipulieren; wir brauchen keine Tabus zu haben; wir brauchen die Leser nicht zu täuschen. Unsere Interessen sind mit den Interessen der abhängig beschäftigten Leser identisch. Das ist das, was mir nicht in den Kopf will: Warum es so schwer sein soll – wenn ich dieselben Interessen habe – miteinander zu reden, in einer verständlichen Sprache.

Das ist etwas, was ich nicht verstehen kann. Unsere Zeitungen könnten viel interessanter sein, weil sie die Interessen der Menschen direkt und deutlich, unverhüllt, unmanipuliert ausdrücken können.

Ich möchte sagen, die Reaktion auf dieses Buch, in der Partei, von einigen Genossen, finde ich katastrophal. Statt an die Probleme ranzugehen – an die Fehler, sie bewußter, zielgerichteter zu bekämpfen, machen wir Diskussionen darüber, daß ich keinen Klassenstandpunkt habe.

Fritz Noll hat zu mir mal gesagt – ich muß das leider jetzt etwas ausführen, da es sonst niemand nachvollziehen kann: Fritz Noll hat mal zu mir gesagt, als ich ihm sagte, ich würde ja ganz gerne Seminare machen für UZ-Schreiber und andere und Betriebszeitungsschreiber – Seminare handwerklicher Natur, wo einfach das Material, die Sprache handwerklich erörtert wird – so etwas kann man veranstalten. Es gibt auf der Welt Schulen, wo so etwas gemacht wird – und da hat Noll zu mir gesagt – ganz maliziös: Sag mal, hast du schon daran gedacht, daß du da hingehst – nicht als Dozent, sondern als Schüler? Und wenn das nun so ist, daß es da so phantastische Lehrer gibt, dann hat das bis jetzt aber noch nirgends seinen Niederschlag gefunden.

Das zweite Beispiel: Walter Listl hat auch mal mit mir diskutiert, und ich hatte nach einer Weile den Eindruck, daß er meint, aus diesem Buch könne man überhaupt nichts lernen zum Vorteil der Parteipublizistik. Ich fragte ihn da direkt: Meinst du, daß man daraus etwas lernen kann? Er überlegte eine Weile und sagte: Ja, doch, daß man dich stärker in die Partei einbinden muß.

Das sind zwei Reaktionen, die bestreiten, daß in dieser Arbeit etwas Verwertbares für UZ-Redakteure drin wäre, oder für andere Schreiber. Das ist die Reaktion von einem leitenden Genossen. Diese Reaktion finde ich entmutigend. Wenn leitende Genossen dieser Ansicht sind, ist wenig Aussicht, daß sich was ändern wird.

Das wäre eine Katastrophe. Aber ich meine, daß eine Diskussion wie diese hier mit dazu beitragen kann, daß andere Meinungen sich durchsetzen. Es ist noch ein wichtiger Punkt in dieser Diskussion nicht berührt worden, von dem ich glaube, daß der unbedingt mal zur Sprache kommen muß: Die Rolle von Schriftstellern in einer Partei

– meistens sind sie dazu da, Formulare, Aufrufe, Appelle zu unterschreiben und auch ab und zu mal einen Kommentar zu bringen. Aber wenn wir nun rangehen an solche Probleme: Wie machen wir die UZ besser, wie schreiben wir präziser, einfacher, klarer, nicht undeutlicher, nicht gehobener, nicht intellektueller, dann gerät – jedenfalls gerate ich in diesem Fall in den Verdacht eines Scharlatans. Wer sich jahrelang, und Tag für Tag, und Tag und Nacht mit Problemen der Sprache beschäftigt, dadurch, daß er sie selber gebraucht als Material, der versteht einfach mehr von Sprache als der, der das nicht tut. Das ist eine normale Folge der Beschäftigung mit der Materie. Es ist ganz natürlich, daß solche Leute empfindlich reagieren, wenn sie in die UZ reinschauen. Diese Empfindlichkeit ist eine Energiequelle, die man benutzen kann, mit der man arbeiten kann, mit der man etwas anfangen soll. Man sollte das so sachlich sehen, und wenn man sich mit der Polemik beschäftigt hat, auf die Sache wieder selbst zu sprechen kommen.

Es gibt eine Gefahr in jedem Beruf – das ist auch bei Zeitungsmachern, die Gefahr, auch bei linken Zeitungsmachern –, daß man betriebsblind wird. Ich habe in einer Diskussion neulich bekannt, daß ich, wenn ich ein halbes Jahr in der UZ gewesen wäre, dieses Buch wahrscheinlich so jedenfalls nicht – wenn überhaupt – nicht mehr geschrieben hätte. Daraufhin hat Genosse Hänsel – stellvertretender Chefredakteur der UZ – gesagt: Das ist ja der Gipfel, jetzt bestätigst du selber noch, daß du da was gelernt hast und willst aber dieses Gelernte nicht wahrhaben und willst dich nicht danach richten. Das ist ein ganz großes Mißverständnis.

Ich mein das ganz anders, ich meinte, ich habe den Vorteil gehabt, nicht befangen zu werden, weil ich nicht jeden Tag drin bin in der Redaktion und nicht die Schwierigkeiten sehe, die mit dem Machen dieser Zeitung verbunden sind, und dann mehr Verständnis hätte für die Redakteure und dadurch schon bestechlich, korrupt wäre in meinem Urteil über das meiner Meinung nach einzig Wichtige, nämlich die Wirkung der UZ nach außen.

Ich glaube schon, wenn ihr, die ihr in der UZ-Redaktion arbeitet und dauernd Heldentaten vollbringt, daß ihr euch sehr anständig vorkommt – zu recht –, und daß ihr dann natürlich so einen frivolen Ton, wie den von mir –, daß der euch dann überhaupt nicht mehr schmeckt, das versteh ich schon. Aber ich glaube, daß dieser Ton mit dafür verantwortlich ist, daß wir jetzt hier sitzen und diskutieren.

Denn ich habe sehr schlechte Erfahrungen mit Diskussionen in der Partei über solche Geschichten. Ich habe seit Jahren immer wieder von diesem Thema gesprochen – intern, ich habe alle möglichen Mitglieder des Parteivorstandes daraufhin angesprochen. Es kam nichts zurück, es war wie ein schwarzes Loch, wie ein kafkaeskes Schloß, in das ich da immer hineingeredet habe. Da ist eben nichts passiert. Dann habe ich ein Manuskript gemacht im Auftrag der Partei, das war die erste Hälfte dieses Buches.

Das kam nicht. Ich habe den Schluß daraus gezogen, anders als durch eine Provokation geht es nicht. Was die Diskussion in der Partei betrifft, muß ich noch ergänzen: Selbstverständlich kann man in unserer Partei so offen und so demokratisch diskutieren, wie in keiner anderen Partei; das ist richtig, nur: Das betrifft unser Programm und unsere Ziele. Aber eine Diskussion, die uns selbst betrifft, die selbstkritisch ist, eine Diskussion darüber, die unsere Art und Weise des Vorgehens betrifft, die ist nach meinem Eindruck immer noch zu stark tabuisiert. Damit haben wir noch zu wenig

Beweglichkeit, zu wenig Frische; die Tatsache halt, daß ein Diskussionsbeitrag von mir in der UZ nicht erscheinen konnte, den dann die *Avanti* nachgedruckt hat, halte ich für einen Beleg für diese These.

Ich meine jetzt, daß ich hier nicht alles selber sagen muß. Vielleicht werden auch noch andere Genossen weitere Sachen sagen, aber einen Begriff möchte ich noch aufgreifen, den Genosse Schuhler verwendet hat, in seiner Rede in Mannheim, in seinem Beitrag zur UZ.

Er sprach da von Kulturschock. Mit Kulturschock wollte er erklären, warum Nichtmitglieder Schwierigkeiten haben beim Lesen der UZ. Nun muß ich da leider sagen, daß ein Wort keine Erklärung sein kann. Das Wort Kulturschock erklärt gar nichts, aber es deutet in eine falsche Richtung. Ein Kulturschock ist, wenn eine Pygmäenfrau vom Kongo aufwacht in der Fifth Avenue in New York.

Aber wenn ein Leser, der nicht in der DKP ist, die UZ in die Hand nimmt, erlebt er nicht einen Kulturschock; einen Schock kann er erleben, aber keinen Kulturschock. Das ist keine Erklärung. Wir haben keinen Grund, unverständlich zu sein, wir haben mehr Möglichkeiten, verständlich zu sein, als die Bourgeoisie-Presse. Von der Sache her. Ich meine, daß die ganze Art und Weise, wie dieses Thema angepackt wurde, von einigen leitenden Genossen, ziemlich bürgerlicher Art ist. Man redet dauernd von der Form, und die Sache selber, um die es geht, die in dem Buch drin steht, der weicht man aus. Die Gegenbeispiele von Schuhler kann ich nicht alle so erkennen, zum Teil müßte ich darauf eingehen, das glaube ich aber, ist nicht notwendig. Es gibt genügend Beispiele in diesem Buch, von denen sich jeder überzeugen kann, daß sie einfach stimmen. Und davon sollte man reden, das würde der Zeitung nützen.

Gisela Elsner, Schriftstellerin

Wenn ich zu Genossen sage, daß es mich die größte Selbstüberwindung kostet, die UZ zu lesen, und daß ich nicht imstande bin, sie regelmäßig zu lesen, dann geben sie mir zu verstehen, daß das, was nicht in Ordnung ist, ich bin und nicht die UZ. Es gibt Genossen, die geben mir eine Chance, sie sagen, eines Tages wirst auch du imstande sein, die UZ zu lesen, so als handle es sich um eine Frage der sittlichen Reife, die jemanden befähigt, die UZ voller Neugier zu verschlingen, ja, jemanden dazu bringt, daß er dem Briefträger entgegenstürzt und ihm die UZ aus der Hand reißt. Dann gibt es Genossen, die geben großzügig zu, daß die UZ noch besser werden könnte, das heißt noch besser, als sie ohnehin schon ist. Leider handelt es sich nicht darum, daß bei der UZ nur mehr das Tüpfelchen auf dem I fehlt, daß ihr nur noch der letzte Schliff verliehen werden muß. Leider handelt es sich nicht nur darum, daß da Adjektiva massenweise fallengelassen werden müssen oder daß man auf die Redensarten verzichtet, die die UZ-Redakteure aus unerfindlichen Gründen für volkstümlich zu halten schei-

nen. Es handelt sich auch nicht vorrangig darum, daß die UZ-Redakteure den Eindruck erwecken, jeder Mißstand, der sich ausschalten läßt, wäre Zucker für sie. Entscheidend ist die Tatsache, daß das Bild der Wirklichkeit, das in der UZ entsteht, mit der Wirklichkeit oft genug nur am Rande zu tun hat.

Nach Meldungen über Mißerfolge der fortschrittlichen Kräfte sucht man vergebens. Es scheint, als wollte man die Genossen nicht aus der Ruhe bringen. Dagegen wimmelt es von Erfolgsmeldungen. Da ist von Streiks, Demonstrationen, Protestaktionen die Rede, von der wachsenden Stärke der fortschrittlichen Kräfte, von ihrer wachsenden Kampfbereitschaft. Und auf der anderen Seite ist die Rede von brutalster Ausbeutung, von himmelschreienden Mißständen, so daß das Bild eines Staates am Rande des Chaos entsteht. Die Darstellung der Verursacher dieser Zustände: die Darstellung der Unternehmer betreffend haben sich die UZ-Redakteure offensichtlich von Frankenstein-Verfilmungen inspirieren lassen. Man hat den Eindruck, die Unternehmer entließen die Arbeiter aus reiner Lasterhaftigkeit.

Die Profitgier, von der da immer die Rede ist, die scheint mir eher kennzeichnend für „Tante-Emma-Läden“-Besitzer zu sein und nicht für Großaktionäre. Beispielsweise stand über die amerikanischen Rüstungsproduzenten in einem Artikel, in dem von der Anschaffung des Frühwarnsystems, von den Unkosten und andererseits von den Gewinnen die Rede war, sie fühlten sich wohl wie die Maden im Speck. Erstens ist es unerheblich, wie sich ein Rüstungsproduzent fühlt.

Zweitens fragt man sich natürlich, woher weiß der UZ-Redakteur, daß sich ein amerikanischer Rüstungsproduzent wohl fühlt wie eine Made im Speck. Die Unterstellung tritt hier ganz deutlich als Unterstellung zutage. Das passiert in der UZ sehr häufig. Und auf wen sie ein schlechtes Licht wirft, das ist zunächst nicht der Rüstungsproduzent, das ist der Verfasser des Artikels.

Der Leser, der eine solche deutliche Unterstellung zur Kenntnis genommen hat, wird nun auch seinen Fakten eine große Skepsis entgegenzubringen. Wie man unterstellt, ohne daß man etwas behauptet, was man hinterher nicht aufrechterhalten kann, das könnten die UZ-Redakteure beispielsweise im *Spiegel* lernen. Da ergibt sich die Unterstellung aus dem Kontext. Aber das Kindergartenwissen, daß sich durch die Zusammensetzung der Nachrichten der Kommentar erübrigt, scheint in der UZ-Redaktion noch unbekannt zu sein.

Zum Beispiel ist gegen Einseitigkeit nicht das geringste einzuwenden. Die FAZ ist genauso einseitig wie die UZ. Nur verbergen die Verfasser von FAZ-Artikeln ihre Einseitigkeit hinter dem Habitus neutraler Beobachter. Den jeweiligen Gegner machen sie klein, indem sie ihm Gelassenheit entgegenbringen oder die ironische Nachsicht, die Erwachsene Kindern gegenüber an den Tag legen. Nicht indem sie ihn angreifen, wie die UZ-Redakteure, deren Gekeif nur Ohnmacht zu verraten scheint.

Die Wirkungslosigkeit des Gekeifs entspricht der Süßholzrasperei, wenn es um die Schilderung der Zustände in sozialistischen Ländern geht.

Ich habe nie für möglich gehalten, daß trotz einer massiven Anhäufung positiver Fakten ein so trostloser Eindruck entstehen kann. Worauf dieser trostlose Eindruck zurückzuführen ist, vom Dilettantismus der Darstellung einmal abgesehen, damit müßte man sich länger beschäftigen. Ausschweifend wird die Berichterstattung regelmäßig dann, wenn festliche Veranstaltungen der fortschrittlichen Kräfte zur Debatte stehen. Beispielsweise war dies bei der Berichterstattung über die Jugendfest-

spiele in Kuba der Fall. Die Gründlichkeit, mit der da berichtet wird, kann man nur noch als exzessiv bezeichnen. Lange vor Beginn der Festspiele erfährt der UZ-Leser, daß die Festspiele demnächst stattfinden werden. Der UZ-Leser erfährt, daß emsige, selbstlose Helfer alle Hände voll zu tun haben, um die letzten Vorbereitungen abzuschließen. Der UZ-Leser erfährt, daß die Jugendfestspiele bevorstehen, daß sie begonnen haben, daß sie im vollen Gange sind, wie erfolgreich sie sind, wovon sie zeugen, von der wachsenden Stärke der fortschrittlichen Kräfte, von der wachsenden Kampfbereitschaft der fortschrittlichen Kräfte, von der wachsenden Solidarität der Kampfbereiten mit den bereits im Kampf Begriffenen. Schließlich erfährt der UZ-Leser, daß die Jugendfestspiele gerade beendet worden sind. Aber nicht genug. Nach dem Ende dieser Festspiele werden zurückgekehrte Teilnehmer interviewt. Man erwartet nun, wenn man einige Nummern der UZ gelesen hat, nicht, daß da einer beispielsweise äußern würde, ihn brächten keine zehn Pferde mehr nach Kuba.

Die Tatsache, daß bürgerliche Blätter ihre Auflagenhöhe durch Kontroversen steigern, scheint noch nicht bis zur UZ-Redaktion oder zu Parteikreisen vorgedrungen zu sein. Da werden zurückgekehrte Teilnehmer interviewt. Auf die Frage, wie es ihnen gefallen hat, antwortet der erste, daß es ihm sehr gut gefallen hat, auch der zweite antwortet das, auch dem Fünften hat es sehr gut gefallen, und man ist dankbar, daß nicht 50 oder 500 zurückgekehrte Teilnehmer von der UZ interviewt worden sind, denen es samt und sonders genauso gut gefallen hat, die alle noch unter dem Eindruck der Festspiele stehen, die ihnen neue Kraft zur Fortsetzung ihres Kampfes gegeben haben.

Dasselbe wiederholt sich übrigens bei den Interviews der Delegierten, die vom Parteitag zurückgekehrt sind. Ihre Antworten dienen offensichtlich dazu, den Wahrheitsgehalt der Berichte zu untermauern. Die Delegierten wiederholen mehr oder weniger wortgetreu die Äußerungen von Herbert Mies, die die UZ zuvor abgedruckt hat und die auch die Kommentatoren wiederholt haben. Dadurch entsteht, unabhängig davon, ob dies tatsächlich so ist oder nicht, der Eindruck, daß man ihnen diese Äußerungen eingepaukt oder in den Mund gelegt hat.

Für mich war die Berichterstattung der UZ über den Parteitag sehr aufschlußreich, weil es sich dabei um eine Selbstdarstellung der Partei in ihrem Publikationsorgan gehandelt hat. Die Gefahren einer Selbstdarstellung sind offensichtlich nicht bedacht worden. Es ist eine Binsenweisheit, daß jemand, der sich sehr gut wegkommen läßt, bei den anderen schlechter abschneidet als der, der Schwächen eingesteht. Der letztere wirkt überlegen, möglicherweise unschlagbar. Zur Berichterstattung über den Parteitag kann man eigentlich nur sagen, daß sich die Partei einen Hofbericht genehmigt hat. Außerdem, das Vokabular ist das von Edelschnulzen, aber nicht von Edelschnulzen der siebziger Jahre, die wird man wahrscheinlich in den neunziger Jahren verwenden, wenn man die UZ weiterhin tabuisiert, sondern von den Edelschnulzen der frühen fünfziger Jahre. Da ist zum Beispiel die Rede von „strahlender Sonne auf dem Blätterteppich im Rosengarten“, von einem „rot ausgeschlagenen Podium im Mozartsaal“, von „gleitenden Scheinwerfern und surrenden Kameras“. Mit einem Wort, die Redakteure scheinen außer Rand und Band geraten zu sein durch die Tatsache, daß Presse und Fernsehen anwesend waren. Durch die Anwesenheit von Presse und Fernsehen wiederum gewinnt in ihren Augen offensichtlich jede Einzelheit an Bedeutung.

Nicht nur in Berichten und Kommentaren wird der UZ-Leser über jede Einzelheit informiert. Ein Tagebuch des Parteitags, Bildberichte und Momentaufnahmen des Parteitags vertiefen die Informationen des UZ-Lesers. Selbst die Tatsache, daß die Türen des Saals, des Mozartsaals, in dem der Parteitag stattfand, geöffnet worden sind, ist von UZ-Redakteuren als berichtenswert empfunden worden. Wann die Vertreter der KPdSU die Herrentoilette aufgesucht haben und wie lange sie dort geblieben sind, das hat man dem UZ-Leser allerdings vorenthalten. Aber berichtenswert erschien den Redakteuren beispielsweise ein Spendeneingang von zwanzig Mark. Berichtenswert erschien ihnen, daß der eine Redner einen brausenden Beifall erhalten hat, der andre Redner einen tosenden, ein anderer nur einen herzlichen und ein anderer einen minutenlangen. Berichtenswert erschien der Redaktion auch, daß soeben 84 UZ oder 144 UZ verkauft worden sind. Die Berichterstattung dieser Zeitung über ihren Verkaufswettbewerb hat rein parodistische Züge. Da ist eine Großaktion zwischen Kiel und Konstanz nötig, nur damit mal 155, mal 84 UZ verkauft werden. Während die Genossen im ganzen Land im Einsatz sind, stehen Menschentrauben – heißt es in der UZ – vor der Informationstafel in Mannheim, die sich ihrerseits über den Verkaufsstand informieren.

Der Verkauf des 1000. UZ-Exemplars ist der Redaktion einen Artikel mit Foto wert. Auf diesem Foto sind zwei Personen zu sehen. Links Verkäufer des 1000. UZ-Exemplars mit dem 1000. UZ-Exemplar in der Hand, einen Packen UZ unterm Arm. Rechts steht ein dicker Mann mit Hut. Er hält einen geschlossenen Geldbeutel in Hosensatzhöhe und schaut mit einer bedrückten Miene in die Richtung der Kamera. Groteskerweise hat dieser dicke Mann eine frappierende Ähnlichkeit mit dem Dicken in den Dick-und-Doof-Filmen. Den UZ-Redakteuren entgeht eine solche unfreiwillige Komik. Ich frage mich, in was für einer Welt leben sie?

In einem Kommentar, der einen Vergleich zwischen dem CDU-Parteitag und dem DKP-Parteitag zum Inhalt hatte und der keineswegs überraschend zugunsten der DKP ausfiel, stand zu lesen: „Die DKP braucht ihre wahren Ziele nicht hinter hohlen Phrasen zu verbergen.“ Hohle Phrasen findet man in der UZ in Hülle und Fülle, ja zeilenweise sogar.

Was wird denn hinter diesen hohlen Phrasen verborgen? Was muß hier verborgen werden?

Christiane Ohngemach, Schauspielerin

Mit Giselas Kritik an der UZ kann ich nur zum Teil übereinstimmen. Wenn du jetzt sagst, die Unternehmer in der UZ wirken auf dich wie Frankensteine, so kommt das vielleicht daher, daß wir in unserem Land fast immer ein sehr menschliches Bild von dem Unternehmer hingestellt bekommen. Sollen wir uns denn mit den Sorgen des Unternehmers identifizieren? Verstehen, welche Probleme er hat? Daß auch für ihn nicht alles so einfach ist, wie auch für uns kleine Leute eben alles nicht so einfach ist?

Und hier, meine ich, ist es schon wichtig, daß es eine Zeitung gibt, die klar macht – und zwar kann das gar nicht kraß genug sein – wie brutal die Unternehmer sind. Und das sind sie ja, das weiß im Grunde keiner von uns so genau, wie brutal sie wirklich sind. Ich meine auch, wenn die UZ – wie Gisela behauptet – ein Bild vermittelt, als würde die Bundesrepublik am Rande eines Chaos stehen, dann hängt dies wiederum damit zusammen, daß die bürgerlichen Massenmedien letztlich ein Bild vermitteln wollen, als wäre bei uns keine Krise, kein Chaos, als gäbe es keine Sorgen um die Zukunft. Meine Kritik an der UZ setzt an einem andern Punkt ein: Die UZ geht zu wenig auf Inhalte von Kulturveranstaltungen ein, meist sind es Berichte über Kulturveranstaltungen, das heißt, anders als das in einem guten Feuilleton einer bürgerlichen Zeitung üblich ist, ist mir aufgefallen, daß bei der Kritik über das Kulturprogramm am Parteitag, wo ich ja selber mitgemacht habe, lediglich festgehalten worden ist: der und der hat das Lied gesungen, jener hat das Lied gesungen, das und das Gedicht ist gelesen worden. Eine Kritik darüber, wie das gesungen worden ist, ob man so ein Gedicht im politischen Kampf einsetzen kann, warum ist es gerade auf der Kulturveranstaltung des Parteitags gesungen worden usw. das fehlt. Meine Kritik setzt auch an den Punkten ein, wo ich Gisela zustimmen würde, wenn sie von Phrasen spricht. Hinzu kommt die Tendenz, daß in der UZ oft Formulierungen gebraucht werden, die vielen Menschen unbekannt sind: Wenn ich mit Leuten diskutiere, die nicht Kommunisten sind oder mit der DKP nichts zu tun haben und sage ihnen, der Imperialismus ist gefährlich, dann fragen sie, ja, wieso, was ist denn der Imperialismus? Sie haben überhaupt keinen Begriff davon, was Imperialismus genau bedeutet.

Bernd Bücking, Grafiker

Ich bin von Beruf Werbegrafiker. Da treten häufig Genossen an mich heran und sagen: „Hör mal, du hast doch Werbung und Design studiert; dann weißt du doch, wie so ein Plakat funktionieren muß.“ Dabei haben sie den Hintergedanken: „Mensch Meier, du wirbst für Margarine oder Kekse und sorgst dafür, daß die Leute das Zeug fressen. Nun mach irgendwas, daß sie auch DKP fressen!“

Aber bei mir scheint das irgendwie anders zu sein als bei dir, Ernst Alexander. Vielleicht bin ich etwas bescheidener. Ich glaube nicht, daß ich den Stein der Weisen gefunden habe und bin sogar sehr skeptisch, ob ich die Dinge, die ich auf dem kapitalistischen Markt gelernt habe und dort mit Erfolg anwende, in der politischen Ansprache für eine sozialistische Partei ungeprüft ebenso verwenden kann.

Natürlich reichen meine Kenntnisse aus, formale Fehler zu vermeiden. Aber das ist etwas ganz anderes; denn ich kann nicht behaupten: „Da geht's lang, ich weiß das, denn ich habe drauf studiert.“ Das ist nämlich nicht nur eine Frage von formalen Gesetzmäßigkeiten – so wie es hier und bei der UZ nicht nur eine Frage des Umgangs mit Wörtern ist. Das ist eine Frage des Umgangs mit Inhalten und mit Menschen. Und wer sind die Menschen, mit denen wir umgehen? Das sind zunächst mal die, die uns nahestehen, die mit uns kämpfen, die Kommunisten. Und da muß ich mich fragen: Wie kommt eine derart unsolidarische Kritik in irgendeinem Blättchen bei diesen Menschen an? Was bewirkt sie?

Diese Frage muß ich als politischer Mensch gleichwertig neben der Frage stellen, ob die Kritik an der UZ überhaupt und in dieser Form berechtigt ist. Und da bin ich auch anderer Meinung als Gisela Elsner, wenn sie der UZ anlastet, daß dort die Bundesrepublik als ein Ort des Schreckens ausgemalt wird. Ich habe auch nie bemerkt, daß in der UZ die Unternehmer als Ungeheuer frankensteinschen Ausmaßes durch die Lande walzen. Allerdings meine ich schon, daß man neben der ökonomischen Mechanik ruhig auch die Frage nach der Moral bestimmter Unternehmer stellen sollte. Schließlich sind das auch Menschen mit der Möglichkeit zu sagen: „Das finde ich ausgezeichnet, da mach ich mit“ oder eben: „Da mach ich nicht mit.“ Gut, das ist nicht der wesentliche Punkt, und ich glaube auch nicht, daß man der UZ nachsagen kann, daraus den Hauptvorwurf zu machen.

Eine andere Sache aber ist es, ob ich meine, daß diese Themen künstlich aufgebauscht werden; daß die Tatsachen nur der Zucker sind, aus dem die UZ Schaum schlägt; daß die Redakteure der UZ nach maoistischer Manier: Je schlechter desto besser! in Freudentränen ausbrechen, wenn die Lage der Arbeiter immer komplizierter wird, weil sie dann ihre Knüller landen können. Meine Güte, diese Redakteure gehören ja nicht nur zur UZ, sie gehören doch auch zur Bevölkerung, die weiß Gott nicht daran interessiert ist, daß beispielsweise ihre Kinder mit 40 Schülern in der Klasse hocken.

Ich selbst habe 3 Kinder und kann nur sagen, jeden Tag kotzt es mich erneut an, wie meine Frau versucht, damit fertig zu werden, denn ich habe gar keine Zeit, mich da mit reinzuhängen. Das ist zum Beispiel ein Problem, das *mir* unter die Haut geht. Andere haben da noch einen ganzen Sack mehr, won der Miete bis zur Frühinvalidität. Oder, wenn ihr zufällig den Film gesehen habt: „Und sind nur noch die Hälfte wert“, über die Probleme von Facharbeitern, die rausgeschmissen oder rückgestuft werden, ohne sich dagegen wehren zu können. Das sind doch Dinge, die den Menschen tatsächlich von oben bis unten durchschütteln, die seine häuslichen Bedingungen, seinen Bekanntenkreis, das ganze Leben in einer Weise beeinflussen, daß eure Vorstellungen von „übertrieben“ und „aufgebauscht“ echt hinten am Horizont bleiben. Das ist doch wirklich das Gelbe vom Ei, verdammt nochmal.

Darum sollte man nicht nur über die UZ sprechen, was ich für eine nützliche Sache halte, sondern auch über die Frage, was erwarte ich von Kommunisten. Ich erinnere mich an die 12 Jahre sehr wohl, als es keine legale kommunistische Zeitung gab. Also ich kann euch flüstern, da wäre man gerne dem Briefträger entgegengelaufen, um Nachrichten zu bekommen, die nicht kübelweise Dreck über die gesamte Arbeiterbewegung ausgießen, die auch mal positive Informationen bringen. Denn das hält kein Mensch auf die Dauer aus. Selbst wenn er weiß, was er von der bürgerlichen Presse zu halten hat, weiß er doch nicht, wenn überhaupt keine Informationen über die Erfolge der Arbeiterbewegung zu erhalten sind, Antworten auf die Fragen wie steht es eigentlich in der Welt? Hat es überhaupt einen Zweck, zu kämpfen? Wo stehen meine Genossen? Sind wir allein? Und ich meine, diese Funktion der UZ, die könnt ihr offenbar – und das muß ich jetzt in aller Deutlichkeit sagen – offenbar nicht bemerken.

Ihr müßt euch daran gewöhnen, daß ihr nicht der Nabel der Bundesrepublik oder der ganzen Weltgeschichte seid. Und die UZ ist auch nicht vornehmlich für euch geschrieben, sonst müßte sie wahrscheinlich anders aussehen – der Ansicht bin ich auch. Aber das ist dann auch euer Bier. Es gibt Genossen, die stellen sich vor die Partei und

sagen: „Was habt *ibr* denn da wieder gemacht?“ oder, „Der PV oder das Kreisbüro könnte sich auch mal wieder was einfallen lassen.“ Sie haben offenbar nicht begriffen: Die Partei ist eine Chance, die Eigeninitiative nicht nur allein und spontan irgendwo abzureagieren, sondern gemeinsam, gezielt, geplant, korrigiert wirksam zu werden, also tatsächlich was zu verändern. Diese Möglichkeit bietet die Partei, aber nicht, indem man sich hinstellt und lostrompetet: „Die verantwortlichen Genossen machen mal wieder Mist“ oder so! Man muß versuchen, die Dinge zu verbessern. Schreibt doch selber einen besseren Artikel zu bestimmten Fragen. Oder viele Artikel. Es hat doch niemand etwas dagegen, daß die UZ besser wird – aber eine Kritik außerhalb der Partei nützt politisch gar nichts. Davon wird die Zeitung nicht besser, davon wird das Klima nicht besser, davon wird meiner Ansicht nach überhaupt nichts besser.

Michael Molsner, Schriftsteller

Mein Geld verdiene ich zur Zeit als Autor, spreche hier aber als gelernter Journalist. Ich war viele Jahre fest angestellter Redakteur bei kleinen und größeren Zeitungen, als freier Mitarbeiter hab ich einige Jahre für die *Frankfurter Rundschau* und auch für *Die Zeit* Reportagen geschrieben...

Meinem Vorredner stimme ich insofern zu, als ich auch von mir sagen kann, ich bin glücklich, daß es die UZ gibt. Auch als Journalist. Denn ich hab vielerlei Sachen – wie etwa Betriebsreportagen – neu sehen gelernt. Da gab es Beiträge, die inhaltlich und formal etwas darstellten, was ich bis dahin nicht gekannt hatte.

Gleichwohl ist das, was Gisela Elsner als Hofberichterstattung bezeichnet, eine Tatsache. Jeder, der die UZ liest – und ich tu das seit vielen Jahren –, weiß das, kennt das, war darüber immer wieder verbittert oder enttäuscht oder hat, wie ich oft, einfach nicht verstehen können, daß so geschrieben wurde.

Dabei kann man, wenn man's genau überlegt, zu dieser Frage der Hofberichterstattung zunächst was ganz Handwerkliches sagen. Ich hab volontiert bei einer kleinen Zeitung, da waren nur ein Redakteur und ich als Volontär für den Lokalteil zuständig. Ich machte die Fotos und schrieb die Artikel – es war ein Kopfblatt mit nur einer Lokalseite; und der Redakteur fuhr in seinem Auto das Kreisgebiet ab und engagierte in jedem Dorf einen Lehrer oder einen Pfarrer oder den Apotheker, die von dort aus für uns berichten sollten. Nun also, was diese Leute dann schrieben, das war Hofberichterstattung.

Wenn etwa der Turnverein vom Dorf Sowieso seine Jahreshauptversammlung abgehalten hatte, dann fing der Bericht damit an, daß die Honoratioren, zu denen der Schreiber ja selbst gehörte, jede Menge Zucker kriegten: Der verdiente Vorsitzende XY ist unter brausendem Applaus einstimmig wiedergewählt worden. Der Vorstand wurde ohne Gegenstimme entlastet. Somit ist sichergestellt, daß die dienstvolle Arbeit der Turner in unserer Gemeinde weiterhin auf konstruktive und zukunftsweisende Art blablabla... Ich denke, diesen Ton erkennt man wieder, es ist der Ton, in dem die UZ allzu oft über sich, über die Partei, über demokratische Aktivitäten schreibt. Es ist ein provinzieller Ton.

Dem großen Kapital wird es keinen Schaden zufügen, wenn prokapitalistische Klein- und Stadtzeitungen so undifferenziert berichten. Wenn aber das zentrale Organ der deutschen Kommunisten in zu vielen Artikeln so provinziell sich selber auf die Schulter klopft, dann macht dies einen falschen Eindruck – meine ich. Als ob die Kommunisten Leute wären, die sich selbst undifferenziert loben müssen, um an sich zu glauben. Ich halte das für eine Selbstunterschätzung, und schlimmer noch: für eine Unterschätzung der Basis durch die Schreiber. Wenn man dagegen ist, sich selbst zu zerfleischen, und dafür ist, in einer verständlichen Weise konstruktiv zu argumentieren, so braucht man doch nicht gleich mit dem Gartenlaubstil zu kommen, um volksnah zu sein. Ich will ja gern glauben – um es bildlich auszudrücken –, daß die Genossen nicht dauernd Tachismus oder Popart sehen wollen. Aber der röhrende Hirsch muß es ja auch nicht sein, die Partei ist doch kein Biedermeier-Idyll.

Roman Ritter, Redakteur/Schriftsteller

Meine Gedanken sind nicht so wohlgeordnet, wie die der ersten drei Diskutanten. Und ich bin auch nicht von der Art, daß ich so eine moralische Panzerfaust abschießen kann, wie Bernd Bücking. Ich möchte vorerst nicht etwas zur UZ sagen, sondern zu dem Buch über die UZ, das mir tatsächlich lehrreich scheint, in Hinsicht auf die aufgedeckten Fehler in der UZ, aber lehrreich auch, in bezug auf die Fehler, die das Buch selber macht. Was die aufgezeigten Fehler in unserer Publizistik betrifft, teile ich öfter eine bestimmte Erschütterung über die Hilflosigkeit und den Dilettantismus und die Albernheiten. Oft wohl entstanden aus einem bestimmten Erfolgswang, der dann eigentlich oft doch eine relative Erfolglosigkeit verdecken soll, oder aus der Motivation, das Lob des Sozialismus zu singen, aber dann sozusagen in der Tonlage des Tölzer Knabenchors, was man auf die Dauer schwer erträgt.

Ich teile auch die Befürchtung, daß eine übergroße Empfindlichkeit gegen Kritik vorhanden sein kann, was unter Genossen weit verbreitet ist, so daß man sich manchmal fast wünscht, man wäre Sympathisant. Als Sympathisant kann man alles mögliche sagen, weil die Hoffnung besteht, daß man in zwei Wochen eintritt. Conrad Schuhler – soweit ich ihn verstanden habe – führte seine Kritik an dem Buch auf objektive Ursachen und Mängel zurück, das heißt, auf Unwahrheiten und Fehlinformationen des Autors. Das ist ein wichtiges Argument, aber mir scheint's noch ein bißchen einseitig zu sein.

Was mein Eindruck von dem Buch ist, so finde ich es in sich von seinem Anliegen her in vieler Hinsicht mißlungen. Ich finde, daß sein Thema – ein sehr wichtiges Thema – verfehlt wurde, das ist schade, weil die UZ so wichtig ist, daß man auch jede Form von Kritik polemisch aussprechen muß. Aber dieses Buch ist von seiner eigenen, inneren Logik her mißlungen.

Ein paar Thesen dazu: Die Sprachkritik vertuscht ständig in Normanweisungen, in einen bestimmten Sprachdogmatismus, der sich auch oft, und das ist das Katastrophale, gegen das eigene Buch wenden läßt. Die Sentenzen, die Rauter setzt, die kann man ihm auf fast jeder Seite um seine eigenen Ohren klatschen. Das muß ein grundlegender Fehler sein, wenn so was passiert. Warum passiert es? Weil du eben normativ vorgehst, das heißt, du machst eine mißlungene Sprachfibel. Dadurch erniedrigst du den Leser, den du ja gerade mündig machen willst, ständig zu einem Teilnehmer an der Sonderschule für Analphabeten. Ich kam mir bei der Lektüre vor, wie der Lehrling eines Nürnberger Meistersängers, der ständig von seinem Beckmesser gesagt kriegt, wie er gefälligst zu schreiben hat. Ich finde auch, daß du die Sprache ungeheuer mystifizierst, als ob Sprache der Weltgeist wäre, aus der sich Wirklichkeit erst herstellt. Also die richtige Sprache macht die richtige Wirklichkeit, und das ist ja nun grade auch nicht das, was Marx zum Beispiel gemeint hat, der hat schon von der Sprache als Ausdruck des wirklichen Bewußtseins gesprochen. Aber er hat natürlich nicht gesagt: Sprache ist das Bewußtsein. Das wäre nämlich mechanisch. Und genau das machst du.

Es gab mal einen bürgerlichen Literaturwissenschaftler, der sagte, „der Mensch ist der Stil“ und „der Stil ist der Mensch“, und du sagst: Der Stil ist die Politik. Und man braucht nur den richtigen Stil zu haben, sozusagen, dann hat man auch die richtige Politik.

Das sind die Ansätze, die mir das Buch als stark mißlungen erscheinen lassen. Und du kommst auch unaufhörlich zu Verabsolutierungen, also auch ständig zu normativer, zeigefingerhafter Art. Du mußt ständig mit Definitionen um dich werfen, die so allgemein oder beliebig sind, daß man sie genausogut umdrehen kann. Da kommen viele Momente von Scheinlogik herein, weil du ja so ein Knappheitsideal hast, so einen Knappheitsmythos, mußt also ständig sentenzenhaft, apodiktisch vorgehen, das liest sich manchmal wie eine Parodie auf dich selbst – und das ist komisch. Du kritisierst falsche Bilder und Beispiele und benutzt selbst welche. Wenn du sagst: bei uns wird viel zu sehr mit Schaum vor dem Mund geschrieben – das find ich richtig –, kritisierst du diesen Schaum mit Schaum vor dem Munde, der dir immer wieder ins Manuskript hineintröpfelt. Und dein Buch ist im Grunde genommen in vieler Hinsicht ein Beispiel für die Fehler, die es angreift. Das ist schlimm.

Harald Frey, Fotograf

Zu Gisela Elsner: Wenn ein Genosse zu dir sagt, du bist noch nicht so weit, um die UZ zu lesen – und du berichtest ja von deinen Schwierigkeiten mit der UZ –, dann, meine ich, ist das leicht nachzuvollziehen. Das liegt sicher auch an der UZ, aber nicht nur daran. Das liegt auch an dir. Wenn man die Diskussion über die UZ verfolgt, hört man oft: Ja, die DVZ ist viel besser, und die liest man viel lieber und viel leichter als die UZ.

Ich muß auch sagen, ich mach die DVZ lieber auf und such mir einen Artikel, der mir gefällt und der mich auch interessiert, und lese den – vielleicht eher als bei der UZ. Das liegt eben daran, daß die UZ die Aufgabe hat, an die Genossen zu appellieren, aktiv zu sein, die Gruppe zu besuchen, teilzunehmen an gewerkschaftlichen Auseinandersetzungen usw. Wenn man davon liest, daß woanders dieses und jenes passiert ist, und dabei feststellt, daß man schon wieder 8 oder 14 Tage oder noch länger nicht beteiligt war, hat man ein schlechtes Gewissen, oder man fühlt sich irgendwie von der UZ verfolgt. Und die DVZ zum Beispiel – das ist nicht Schuld der UZ, sondern das ist unsere konkrete Situation –, die DVZ ist dagegen eben eine Zeitung, die einem was zufließen läßt. Da kann man etwas ausschneiden, aufbewahren, über Persien mitreden, weil man da was Gescheites, etwas Linkes findet, was man sonst nicht so leicht liest. Das ist das Schöne an der DVZ und das Unangenehme an der UZ.

Daß der Parteivorstand oder die UZ-Redaktion – wie Rauter sagte – ein Loch sei, wo man nur reinschmeißt und nichts mehr rauskommt, das kann schon manchmal den Anschein haben.

Es ist auch sicher so, daß sehr vieles da reingeworfen wird und man nur einer von vielen ist, der da was reinschmeißt. Und doch kriegt man dann hin und wieder eine Antwort. Ein Beispiel: Ich habe vor gut einem Jahr eine kleine Mappe gemacht – ganz spontan: „6 Wochen UZ oder wie mach ich einen Neger unsichtbar.“ Eine Anspielung auf die Druckqualität und natürlich auch auf die Sorgfalt der Bildauswahl – hinsichtlich dessen, was kommt nach der Reproduktion und dem Druck, der auch schlecht ist; das ist sicher eine Kostenfrage: es gibt kaum ein schlechteres Zeitungspapier als das, was wir verwenden müssen, aus ganz konkreten Gründen. Ich weiß, daß meine Mappe in der UZ und im PV die Runde machte. Immer wieder haben mich Leute daraufhin angesprochen, das sei sehr lustig und auch ganz gut gewesen und so weiter. Ich habe also etwas versucht und muß sagen, daß ein bißchen mehr Sorgfalt in der Bildauswahl und auch in der Bildgröße – wo man viel lernen kann von bürgerlichen Zeitungen – eingeflossen ist in die UZ-Arbeit. Es geht halt nicht von selbst, das ist auch ein Problem der Mitarbeit, aber es ist etwas geschehen. Das kann ich also berichten. Ich bleib noch bei den Fotos, das ist nicht so weit weg vom Wort und auch hier ist die Hofberichterstattung ein Problem. Das sieht man vor allem auch an Fotos. Eine alte Kritik von mir lautet: Bei bestimmten Gelegenheiten wird viel zuviel fotografiert, viel zuviel dem Ehrgeiz nachgearbeitet; von jedem Stand, der auf dem Pressefest vertreten war, muß ein Foto hinein – und wenn's no so schiach ist und no so greulich und no so finsta, weil's bloß innen aufgenommen werden konnte und von außen nichts hergegeben hat. Aber es muß hinein: denn vom Saarland war noch nichts drin, und von Bayern müssen wir was haben, weil der Stadel so schön war, von Hamburg, Stuttgart, Hannover, also ein jeder muß da hinein.

Klar, weil die Genossen natürlich auch erfreut sind, wenn sie sich mit ihrem Stand in der UZ sehen und sagen, da ist eine schöne Familienchronik. Das ist ein Punkt, an dem die UZ für den, der noch nicht zur Familie gehört, uninteressant wird. Das beobachten wir immer wieder bei Gewerkschaftskollegen.

Ein anderes Beispiel: Der Mannheimer Parteitag! Da war eine gigantische Flut von Fotos, und die hörte gar nicht mehr auf, das geht immer noch weiter. Da lief ein ganzes Rudel von Fotografen herum; von Hamburg bis München; und ein jeder bringt seine Sachen unter. Es ist nirgendwo so leicht, ein Foto, ein Bild unterzubrin-

gen wie bei der UZ. Dann kommen Fotos vor, da sag ich: Lieber kein Foto. Zu Kuba, da gebe ich Gisela Elsner auch in mancher Hinsicht recht, das wird überstrapaziert. Ich hab auch die Interviews gelesen, ich habe aber auch zum Beispiel verschiedene Gewerkschaftszeitungen gelesen. Vor allem die *Solidarität*, die Stellungnahme des Teilnehmers des Bundesjugendausschusses des DGB – und die war gar nicht so glanzvoll. Da könnte man schon ein kritisches Wort darüber sagen, vorhandene Kontroversen benennen, was unsere Zeitung interessant machen würde. Zum Beispiel die Sache mit Ceaușescu; überall berichten sie darüber, in der UZ findest du nichts, daß der wieder einen Hupferer gemacht hat – wäre ja interessant in der UZ. Vielleicht kommt er dann irgendwann einmal, nach vier Wochen. Aber dann ist das nicht mehr wichtig und uninteressant.

Ein weiteres Problem: Wir haben bei der UZ Kollegen drin, die nie Gelegenheit gehabt haben, Journalismus zu lernen. Da gab es etwa ein Streikfoto von Daimler-Benz. Links die Aufschrift „Solang der Arsch in die Hose paßt, wird keine Arbeit angefaßt“. Aktuelles Streikthema – und rechts stand, genauso groß: „Wir wollen unseren gerechten Anteil an der Wirtschaft.“ Die Gewerkschaftszeitungen *Druck und Papier* und *Metall* haben das Foto ganz gebracht, auch den „Arsch“, aber die UZ hat auf Seite 1, wo das Bild veröffentlicht wurde, den Arsch, der so schön ist, weggeschnitten und hat den gerechten Anteil an der Wirtschaft drangelassen. Da ärgert du dich als Fotograf, und da steht dein Name noch drunter unter einem so langweiligen Ding. Und da ärgert du dich natürlich krank, und das spricht für den Esprit von so einem Redakteur, der da den Arsch wegschneidet. Jeder Gewerkschaftsredakteur hat den drin lassen, aber unser UZ-Redakteur muß den Arsch wegschneiden und den gerechten Anteil an der Wirtschaft, den der *Vorwärts* nicht bringt, weil er so langweilig ist, drinlassen. So was muß man immer wieder erzählen, weil sich das schon irgendwann einmal niederschlägt, und irgendwann hört das auch der Redakteur.

Zur Betriebszeitung noch ein Wort: Ich finde vieles in Rauters Buch amüsant, aber bei den Betriebszeitungen, da bin ich stutzig geworden. Ich hatte da den Eindruck, daß du von den ganz profanen und konkreten Schwierigkeiten unserer Arbeit – und wer soll uns die Arbeit abnehmen? – wenig Erfahrung hast. Ich erinnere mich an den Streik: Wir waren drei Wochen in Stuttgart, zu zweit. Armin Cullmann und ich haben jede Nacht bis morgens um 6 Uhr die Betriebszeitung gemacht – jede! Und ich kenne jetzt die konkreten Schwierigkeiten. Die einen haben noch in der Betriebsgruppe gearbeitet, die anderen sind als Streikposten umhergewetzt, den ganzen Tag – und wir haben in der Zwischenzeit Artikel gebraucht. Jetzt sitzt du dann da bis in der Früh um drei und saugst dir was aus den Fingern und bist froh, wenn einer einmal einen Artikel daherbringt – und dieser Artikel ist dann oft im Stil eines Schulaufsatzes, etwa so: *Alle waren pünktlich am Bahnhof, nur der Maxl, der kam zu spät* und so. Und so läuft das dann ab; dann hast du halt nicht die Kraft und die Zeit zum Schreiben, dann setzt du halt mal so etwas hinein – und da ist es natürlich einfach, eine Betriebszeitung auseinanderzunehmen, eine furchtbare Stilblüte zu finden. Das hängt weder mit Unwillen noch einer Lüge zusammen, sondern das sind die konkreten Schwierigkeiten zusammen. Und deshalb halte ich es nicht für richtig, dies aufzugreifen und dann auch noch zu verbreiten.

Als letztes Problem, das ich habe, die Frage, wie sich zum Beispiel Positives wirklich besser verkaufen läßt. Ich bin ja selber noch nie in einer Tageszeitung gewesen, aber

ich weiß von Seminaren und aus Diskussionen mit Journalisten in bürgerlichen Zeitungen, daß die immer angehalten werden, was Positives zu bringen, zum Beispiel in den Boulevard-Zeitungen. Das ist eine Schwierigkeit bei uns, nicht wegen dem Scham oder so, denn ich bin auch der Meinung, daß Menschen verkauft werden; ich habe jetzt erst wieder einmal einen Kollegen gesprochen, der in einem Großbetrieb gearbeitet hat und mittlerweile achtmal verkauft worden ist. In seiner Lohnsteuerkarte stehen acht Arbeitgeber drin, er selbst hat nicht einmal gekündigt. Das ist Handel mit Menschen, ohne Frage. Andererseits gibt es bei uns eben nicht nur Schlechtes, während in der DDR und in der Sowjetunion alles glanzvoll ist. Das ist die Schwierigkeit unseres Verhältnisses zum Leben und zu den Schönheiten hier. Und das lesen die Leute auch gerne, darüber müßte man sich Gedanken machen, da müßte mehr kommen.

Maria Sorge, Journalistin

Ich bin ziemlich unbefangen hierhergekommen und hatte die Erwartung, daß ich für mich den Mut kriege, mitzudiskutieren über *Unsere Zeitung*, auch unter dem Aspekt: Was können wir, was kann ich dazu tun, damit unsere Zeitung besser wird. Weil sie besser werden könnte. Was kann ich überhaupt dazu beitragen, um unsere Zeitung zu machen? Der Mut ist mir etwas genommen worden. Und ich will das auch auf die Argumentation reduzieren, die Rauter und Elsner vorgetragen haben. Ich find' da kaum Ansatzpunkte.

Wenn ich mir überlege, jeden Tag eine 6- oder 8seitige Tageszeitung, die bundesweit vertrieben wird, mit bundesweitem Anspruch, da wir auch bundesweit organisiert sind, zu machen, das stelle ich mir sehr schwer vor. Ich stelle es mir auch schwierig vor, eine Zeitung zu machen, die völlig anders ist, als das, was ich zum Beispiel unter Journalismus gelernt habe, die auch Handlungsanleitungen bietet, die auch dazu da sein soll, die vielen Klassenkämpfe, in denen unsere Partei täglich steckt, zu beflügeln, voranzubringen. Und würde gern mehr Zeit und Kraft aufbringen, meine Phantasie ein bißchen mit reinzustecken und mitzuhelfen. Aber ich will jetzt nochmal auf die Ansätze von Rauter und Elsner eingehen, die mich befangen gemacht haben. Wenn du gesagt hast, Ernst Alexander, du warst stolz darauf und froh darüber, daß du nicht bestechlich geworden bist dadurch, daß du ein halbes Jahr lang in der UZ gearbeitet hast...

Ernst Alexander Rauter: Was heißt da Stolz? Ich fand es sehr nützlich.

Maria Sorge: Du hast gesagt, daß du nicht korruptiert wurdest dadurch – und auch diese Worte haben Werte. Da klang schon so einiges durch für mich und ich finde das kaputt. Wenn man das jetzt mal so versucht zu übertragen, wenn ich also einem aktiven Gewerkschaftskollegen erkläre, daß ich das unheimlich beschissen finde, was er da macht, zum Beispiel in der Gewerkschaft, wie er sich einsetzt – und ich erkläre ihm, daß ich sehr froh darüber bin, daß ich mich nicht aktiv engagiere, weil ich dadurch nicht korruptiert werde: Da ist doch was faul. Den Ansatz finde ich ärgerlich:

Ich bin froh darüber, daß ich mir nicht die konkreten Kenntnisse und Verbindlichkeiten einer Situation angetan habe, halte mir dadurch die Hände frei, um Worte abzuwiegen.

Ich glaube, es ist eine sehr schöne Sache, daß *Unsere Zeitung* aus mehr besteht, als aus Worten. Und zu Gisela Elsner. Du sagst, wenn du die Überschrift liest: Vergleich des Parteitags der DKP mit dem der CDU, dann weißt du schon, was drinsteht, weil die UZ ja sowieso einseitig ist. Verdammt noch mal, dann bin ich doch sehr froh darüber. Außerdem muß ich sagen, ich habe bisher bei den Überschriften – und das ging ja wohl Rauter auch so – eigentlich noch nie gewußt, was im Artikel drinsteht. Auch Rauter hat ja einiges entdeckt. Die Einseitigkeit sehe ich nicht als Vorwurf, sondern als einen Anspruch, den ich als Kommunist an unsere Zeitung stelle. Die Frage, daß Redakteure Schaum vorm Mund haben und dadurch häufig schwach wirken, daß der Gegner ungeheuer mächtig sein muß, das stimmt. Der Gegner ist ungeheuer mächtig. Das sage ich jetzt nicht als Journalist, sondern als eine Person, die kürzlich gerade verkauft worden ist – als Journalist oder Arbeitnehmer, je nachdem. Seitdem ich verkauft worden bin, gilt in der Zeitung, also an meinem Arbeitsplatz, die Devise, daß wir nur noch positiv zu schreiben haben. Also, das ist eine ganz konkrete Erfahrung, die nicht nur ich gemacht habe. Wir sind verhökert worden. Und da haben sehr viele Kollegen Schaum vorm Mund, wenn du mit ihnen drüber redest. Also ich kann schon verstehen, wie es passiert, daß auch in den UZ-Artikeln Schaum vorm Mund da ist. Ich weiß nicht, ob wir da nur journalistische Maßstäbe, oder sozusagen nur fachliche – wenn wir so eine Insiderdiskussion führen wollen – dran anlegen sollten. Ich fände es eigentlich gut, wenn wir das nicht täten. Also ich meine, die Hauptfrage müßte doch sein, wem nützt diese Zeitung und wem nützt eine Kritik und woraufhin ist eine Kritik abgezielt, und da habe ich Ansprüche. Und zwar in der Richtung: Die Kritik, die nicht dazu beiträgt, klarzumachen, daß unsere Zeitung als Handlungsanleitung, als Stärkung in den täglichen Kämpfen vorankommt, die allerdings, finde ich, bringt überhaupt nichts. Die würde ich ganz gern vergessen.

Oskar Neumann, Redakteur/Publizist

Zunächst gehe ich von Fakten aus und noch gar nicht von der Frage nach ihrer Darstellung in der UZ. Wir sind tatsächlich auf dem Parteitag mit großer Spannung vor dem Bildschirm gestanden, um zu sehen, wie der UZ-Sonderverkauf läuft. An diesem Tag waren Tausende Genossen auf der Straße, sie haben durchaus den Anspruch, aus ihrem Zentralorgan zu erfahren, wie ihre Parteitagsdelegierten diese große wichtige Aktion verfolgt haben. Erst jetzt frage ich: Wie weit ist es geglückt, das in Text und Bild an die UZ-Leser weiterzugeben?

Harald Frey: Da war ein recht gutes Bild drin...

Oskar Neumann: Aber Gisela Elsner hat die Sache offenbar nicht gefallen.

Gisela Elsner: Nein. Das ist ja eine Insider-Zeitung, wie die Imker-Zeitschrift, die berichtet über die Entdeckung einer fünfbeinigen Bienenart. Da sind alle Maßstäbe plötzlich aus den Augen verloren. Während die anderen Millionenaufgaben haben, ein solcher Aufwand wegen 144 UZ. Das meine ich. Da geben wir uns eine Blöße.

Oskar Neumann: Wir in Pasing wissen auch Bescheid über die Millionenaufgaben der Bildzeitung. Gerade deswegen ist für uns wichtig, wenn es uns gelingt, an einem Aktionstag statt zehn UZ fünfzehn zu verkaufen. Diese Erfahrung vermitteln wir in unserer Grundorganisation und, verallgemeinert, auch über unser Zentralorgan. So versuchen wir, daß aus 15 UZ 20 werden und wir allmählich zu höheren Auflagen kommen. Bei einem Satz in der UZ war mir unbehaglich, und ich habe dieses Unbehagen bei anderen Parteitagsdelegierten bestätigt gefunden; die Arbeit mit der UZ ist zu einfach dargestellt, wenn ich lese, daß die Leute schon mit dem Geld in der Hand auf einen Verkäufer gewartet haben. In Pasing jedenfalls entspricht das nicht unseren Erfahrungen.

Ich bin nun – und das hat Ernst Alexander von mir lange vor Erscheinen seines Buches erfahren – durchaus für die nötige Kritik, um die UZ besser und – ich riskier das: immer noch besser zu machen, besonders in Bereichen, die ich für die schwierigsten halte. Es gelingt ja nur großen Künstlern, gute Selbstporträts zu machen. Und sicher ist eine der schwierigsten Aufgaben unseres Zentralorgans die Selbstdarstellung unserer Partei und der Rolle, die die UZ selbst zu spielen hat. Dabei ist es wirklich so, daß der klassenmäßige Erfolg der FAZ oder der *Süddeutschen Zeitung* davon abhängt, daß diese Blätter „objektiv“ erscheinen, während wir größten Wert darauf legen, daß sich die UZ als einseitig ausweist – im Sinn der einen Seite, von der Bertolt Brecht gesagt hat, daß sie die umfassendsten Lösungen für die Menschheit bereithält. Diese Art von Einseitigkeit, meine ich, soll die UZ immer mehr ausprägen. Das muß in meinem Verständnis dann auch bei der Darstellung des Landes, in dem wir arbeiten, die Tendenz verstärken, von der Herbert Mies am Parteitag gesprochen hat: daß dieses Land ein Vaterland werden soll für den, der die Werte schafft. Das sind enorme Ansprüche. An sie ranzukommen, erfordert noch und wieder, daß wir uns kritisch mit dem auseinander setzen, was geleistet wird – auch im Journalismus unserer Partei. Ob das gröber oder zarter, sogar mit oder ohne Zynismus gelingt, ist für mich, mit einer gewissen Bandbreite, Geschmacks- oder Temperamentsache. Ich weiß, daß ich selber auch grob und manchmal nicht ohne Zynismus kritisiere. Mir geht's, wenn wir von Wert oder Unwert einer Kritik reden, um richtig oder falsch. Das ist etwas anderes auch gegenüber dem, was Bernd Bücking mit „solidarisch oder unsolidarisch“ bezeichnet, wobei ich gerade – was Harald Frey vorhin sagte – im Umgang mit schwererarbeiteten Betriebszeitungen das solidarische Element nicht vermissen möchte. Trotzdem – ich insistiere auf richtig oder falsch. Was nach meiner Kenntnis dieser Partei und ihrer Genossen bei Rauter falsch ist, rührt für mein Empfinden nicht einmal daher, daß er bestimmte Dinge ungenügend untersucht und dadurch falsch sieht. Er schaut gar nicht hin, sondern holt aus der ganz alten antikomunistischen Mottenkiste Klischees hervor. An etlichen Stellen kommt es dadurch so raus, daß Kommunisten eben doch irgendwie pathologische Fälle sind, die ihre Defekte in Sektendasein abreagieren, und zwar auf eine Art, auf die das gesunde Volksempfinden nur mit Antikomunismus und Berufsverbot reagieren kann. Das bestimmt meine Ablehnung, wenn da einem Genossen oder gleich der Redaktion angehängt wird, daß ihnen Sklaven-

handel in diesem Land zustatten käme, damit aus diesem Elend endlich der kommunistische Weizen blüht. Selbst wenn die Stelle über Menschenhandel in der UZ weniger realistisch wäre, als sie es nach den Erfahrungen Tausender Kollegen ist – an dem Punkt hat das Buch mit einer noch so harten Kritik zur Verbesserung der UZ nichts mehr zu tun. Da kommen Unterstellungen rein, die weder vom Text der UZ noch von der Programmatik oder der Arbeitsweise unserer Partei zu rechtfertigen sind. Neu daran ist – besonders neu auch nicht mehr – allenfalls der Anspruch, hier werde solidarische Kritik und nicht alltäglicher Antikommunismus betrieben. Und von daher verstehe ich dann solche Reaktionen, in denen auch das nicht mehr angenommen wird, was das Buch an brauchbaren Vorschlägen zu Sprache und Handwerk enthält. Dabei halte ich es allerdings nicht für kränkend, Ernst Alexander, wenn man dir rät, das Schüler-Lehrer-Verhältnis ein bißchen dialektischer und wechselseitiger zu begreifen. Ich hoffe, daß die Genossen UZ-Redakteure ein solches Verhältnis zu ihren Lesern haben, daß sie gerne von ihnen lernen. Einschlägige Klassiker-Zitate sind wohl bekannt.

Wenn etwas werden soll aus der Arbeit, durch Kritik zu helfen, halte ich a) diese offene Lehrer-Schüler-Beziehung und b) ein sehr viel intensiveres Theorie-Praxis-Verhältnis für notwendig. Wer zum Beispiel auch nur einmal die Arbeit, die vielen Diskussionen mitgemacht hat, die notwendig sind, Leute – ich sage jetzt nicht „unterschiedlichster“, sondern: recht unterschiedlicher politischer Anschauungen – zu einer Demonstration gegen die Berufsverbote auf die Straße zu bringen, für den ist doch das Wort „gemeinsam“ in der Berichterstattung notwendig als das der Realität adäquateste. Ja, im Superlativ. Den halte ich dort, wo er von der Wirklichkeit gedeckt oder sogar gefordert ist, nicht für unzulässig. Superlative haben so verschiedene Funktionen wie Erdöl – man kann Napalm daraus machen und Traktoren damit betanken. Auf diese Entscheidung hin will ich meine UZ und auch die Kritik an ihr gemacht wissen.

Günter Hänsel, Stellv. Chefredakteur der UZ

Vieles von dem, was hier diskutiert wird, berührt weniger unsere „Ungeschicklichkeiten“, auch nicht diesen oder jenen Fehler, als vielmehr die Aufgabenstellung unserer Zeitung. Deshalb muß ich darum bitten, davon auszugehen, daß wir nicht eine Zeitung für dieses oder jenes sind, sondern: Die UZ ist das Organ der DKP, im Titel als solches ausgewiesen, herausgegeben vom Parteivorstand der DKP als Sprachrohr der Führung der Deutschen Kommunistischen Partei. Daraus ergibt sich, daß wir die Aufgabe haben, Programm und Politik der DKP zu popularisieren, die Partei, ihre Mitglieder und Freunde zu orientieren. Zu orientieren – das heißt, wir veröffentlichen nicht wahllos diese oder jene Informationen und stellen anheim, welche wohl als wichtig oder welche als weniger wichtig zu betrachten sind. Wir desinformieren also nicht, wie das die scheinbar umfassende Informationspolitik bürgerlicher Zeitungen tut, die in Wahrheit einseitig und parteilich und im Interesse der herrschenden Klasse

informiert bzw. desinformiert. Wir informieren und orientieren im Interesse der Arbeiterklasse, der arbeitenden Menschen in unserem Land, sind – im Gegensatz zur bürgerlichen Presse – offen parteilich und zwar – im Gegensatz zur bürgerlichen Presse – parteilich für die Mehrheit der Bevölkerung. Daraus ergibt sich eine politische Verantwortung bei der Auswahl der Materialien, die wir veröffentlichen. Daraus ergibt sich auch der Umfang der Berichterstattung über Programm und Politik unserer eigenen Partei. Wer denn sonst macht das in unserem Lande, wenn nicht wir? Wir sind nicht in der Situation, daß unsere Politik, daß auch nur die wichtigsten Äußerungen von Kommunisten etwa von den anderen Zeitungen oder dem Fernsehen aufgegriffen und verbreitet würden – wie das mit jeder Unwichtigkeit eines bürgerlichen Politikers geschieht. Was wir zu sagen haben, müssen wir selbst unter die Leute bringen.

Ich möchte auf ein Beispiel eingehen: Wenn wir über die Weltfestspiele in Kuba berichten, so tun wir das erstens ausführlich, weil das ein internationales Ereignis von höchstem Range war, für die fortschrittliche Welt von größter Bedeutung. Und da finde ich, daß wir dem Ereignis angemessen berichtet haben. Und wir berichten zweitens darüber, was die Jugend der Welt an antiimperialistischer Solidarität und Gemeinsamkeit im Kampfe gegen den Imperialismus in Kuba demonstriert hat. Das stand bei uns im Vordergrund und auch im Vordergrund der Berichterstattung über die Tätigkeit der Delegation aus unserem Lande dort. Und auch da ergibt sich wieder der Gegensatz zur bürgerlichen Presse, die diesen oder jenen Spaltungsversuch abgefeiert oder geradezu herbeigebetet hat. Wir haben das selbstverständlich nicht getan, und wir befinden uns dabei nicht nur in Übereinstimmung mit unseren politischen Wünschen, sondern auch in Übereinstimmung mit der Wahrheit, weil solche Versuche die Demonstration in Kuba nicht bestimmt haben, dort an der antiimperialistischen Haltung der Mehrheit der Jugendverbände aus aller Welt gescheitert sind. So wie es in der UZ stand, so waren die Weltfestspiele. Das Festival der bürgerlichen Presse haben wir nicht mitgefeiert.

Ähnlich verhalten wir uns zum Problem Gemeinsamkeit und Meinungsverschiedenheiten in der kommunistischen Weltbewegung. Natürlich, wir könnten mit Vorliebe Kontroversen in der erfindungsreichen Machart des *Spiegel* darstellen, weil sich's interessanter liest. Nur, das ist nicht unsere Sache. Das mag zunächst für manchen Leser die Attraktivität der UZ mindern, aber es wird sich zeigen, was auf Dauer richtiger ist – die Sensation um jeden Preis, auch den der Wahrheit, oder die Funktion des kommunistischen Zentralorgans, alles zu tun, was unsere Weltbewegung einigt, und alles zu vermeiden, was trennt.

Und zu einer anderen Frage noch: Es gehört in eine kommunistische Tageszeitung hinein, wie sich die Mitglieder unserer Partei, die Leser und Freunde der UZ bemühen, die Wirkung unserer Zeitung zu erhöhen. Solche Veröffentlichungen über einen gutvorbereiteten UZ-Verkauf, über eine wirkungsvolle Werbung für die UZ, über ein Rekordergebnis in einer Arbeitersiedlung oder vor dem Werkstor – das sind Beispiele, die Erfahrungen vermitteln, einen Ansporn geben oder ganz einfach nur Dank sagen. Es ist eine ganz andere Frage, daß eine solche Berichterstattung gut gemacht und lesbar sein muß. Nur daß sie in die UZ gehört, das ist keine Frage. Der UZ-Verkauf und die Mitgliederwerbung, die Gründung einer neuen Gruppe, der Kampf um ein neues Mandat in einem Parlament hier oder dort – das ist konkreter Klassenkampf in unse-

rem Lande. Das ist auch mühsam, das dauert lange. Aber diese Arbeit ist von vielen Tausenden von DKP-Mitgliedern, zum Beispiel ganz konkret im Jahr der UZ und auch hier in München, geleistet worden. Und die Arbeit war erfolgreich. Bei unseren Lesern und vor allen Dingen bei den vielen, die genau diese Arbeit leisten, entsteht durchaus nicht eine solche Abneigung über eine solche Berichterstattung, wie sie zum Beispiel Gisela Elsner empfunden hat.

Ich möchte noch auf zwei Punkte eingehen, die von Ernst Alexander Rauter immer wieder herausgestellt werden. Er sagt, daß er heute, nachdem er uns im Oktober zwei Tage besucht hat, also in Kenntnis der Redaktionsarbeit, der Belastungen, unter denen die Redakteure arbeiten, vieles in seinem Buch nicht mehr so zuspitzen würde, wie er es tat, oder gar dieses Buch so nicht mehr schreiben würde. Und er leitet daraus ab, daß es gut war, uns vorher nicht so genau zu kennen, denn dann wäre sein wichtiges Buch, das ein Anstoß sein soll, nicht erschienen. Was immer das heißen soll – ich verstehe das so: Ernst Alexander Rauter weiß, daß vieles in seinem Buch nicht richtig ist, daß wir viele seiner Forderungen gar nicht erfüllen können, hält aber dennoch an seinen Thesen, die ihm gefallen, fest. Ich wehre mich gegen die Methode, sprachliche Ungeschicklichkeiten nicht nur seitenlang zu zitieren, sondern auch und vor allem dafür Hintergründe zu finden, die es nicht gibt, und Schlußfolgerungen zu ziehen, die auf uns nicht zutreffen. Mit der gleichen Methode könnte ich Wortspiele von Rauter in seinem Buch auseinandernehmen und deren Schlampigkeit dazu nutzen, Schlußfolgerungen über die Qualität der Arbeit des Genossen Rauter zu ziehen. Nur – die Sprache ist das Handwerkszeug des Genossen Rauter, während die meisten kommunistischen Redakteure den perfekteren Umgang mit der Sprache erst während ihrer Arbeit zu lernen haben. Junge und auch ältere kommunistische Redakteure, die aus Betrieben und Büros kommen, die an Betriebszeitungen gearbeitet haben, haben in erster Linie erst mal eins gelernt: Interessenvertreter der arbeitenden Menschen zu sein, Kommunisten zu sein oder zu werden. Sie haben diese Welt, in der wir leben, begriffen, sie haben Partei ergriffen. Und dann setzen sie vielleicht hier und da mal ein Komma falsch oder gebrauchen ein schiefes Bild. Ich verteidige das nicht, ich mache das nicht zum Wesensmerkmal eines kommunistischen Redakteurs, aber ich kenne die Genossen, die die UZ machen, die heute schon besser schreiben als gestern und morgen besser schreiben werden als heute. Nur Sprachakrobaten werden sie und sollen sie nie sein. Und ihren parteilichen Standpunkt, ihren Klassenstandpunkt, auch ihre Empörung dürfen sie sich nicht und werden sie sich nicht ausreden lassen. Und Objektivismus und kühle Distanz zu den Ungeheuerlichkeiten – schon wieder die Gefahr eines Superlativs – dieses kapitalistischen Systems dürfen und werden sie sich nicht einreden lassen.

Allerdings, wir wollen eine gute, einfache und verständliche Sprache reden. Und genau dabei – unsere Sprache zu verbessern – hat uns Genosse Rauter im Stich gelassen. Es ist eben nicht wahr, wenn Ernst Alexander Rauter meint, auf ihn sei nicht gehört worden. Die Redaktionsleitung der UZ hat ihn vor nun genau einem Jahr eingeladen, unser Gast zu sein, vor unserem Kollektiv zu referieren und mit uns zu diskutieren. Trotz augenscheinlicher Begeisterung über einen solchen Vorschlag hat sich Ernst Alexander dieser Diskussion entzogen und statt dessen das Buch geschrieben, von dem er heute sagt, daß er es so nicht mehr schreiben würde, wäre er unserer Einladung gefolgt. Wir bedauern das sehr, denn wir wollten von Ernst Alexander Rauter und

seinen Kenntnissen der deutschen Sprache lernen, wir wollten uns über seine Thesen streiten, und wir wollten seine Kritik selbstkritisch überprüfen und beherzigen. Diese Mitarbeit an der UZ hat Ernst Alexander Rauter leider verweigert. Da ist es nicht korrekt, von einer solchen Position aus ausgerechnet uns Mangel an Gesprächsbereitschaft vorzuwerfen. Diese Redaktion der UZ war und ist immer gesprächsbereit, und sie ist dankbar für jeden Rat, für jede Mitarbeit, für jeden Beitrag jener Genossen, die von Berufs wegen mit der Sprache besonders gut umzugehen wissen und diese Fähigkeit in den Spalten der UZ für unsere Sache einzusetzen bereit sind.

Erika Runge, Regisseurin/Autorin

Ich möchte darauf hinweisen, daß die UZ bald 10 Jahre erscheint – nicht nur um irgendwelche Wogen zu glätten, sondern um in euer Gedächtnis zu holen: Wie sah sie denn vor 9 Jahren noch aus? Ich meine, daß sich dann, trotz aller Schwierigkeiten – auch heute Abend –, zeigt, daß die politische Bewegung an Stärke gewonnen hat, was heißt: Wir können uns Selbstbewußtsein leisten, sollten die Situation differenzierter sehen und vor uns selbst ein bißchen mehr in die Offensive gehen. Ich bin nämlich nicht damit einverstanden, wenn einer sagt: Kontroversen in der UZ würden nichts anderes als einen bunten Akzent abgeben, und Parteilichkeit als eine Form von Weglassen hinstellt. Damit wird die Notwendigkeit von Auseinandersetzungen, die Vorbereitung darauf, verharmlost. Meine Situation in dem Zusammenhang: An mich werden von bürgerlichen Kollegen und Freunden Probleme herangetragen, sie wollen sich mit mir auseinandersetzen, meine Meinung hören – ich muß reagieren und sollte vorbereitet sein, um in solchen Auseinandersetzungen bestehen zu können. Aber oft fehlt mir das Material dazu! Einen parteilichen Standpunkt hab ich – o. k., aber der reicht nicht. Informationen, Differenzierungen, Zusammenhänge – wenn ich die brauche, das muß ich zugeben, greife ich lieber zur *Deutschen Volkszeitung*, da bekomme ich Denkstoff geliefert, der mir manchmal in der UZ oder jetzt – ich lebe inzwischen in Westberlin – in der *Wahrheit* abgeht.

Ich möchte kurz auf zwei Punkte im Zusammenhang mit dem Buch von Ernst Alexander Rauter eingehen. Als Bernd Bücking gesprochen hat, dachte ich zunächst: Auwei! Sollte ich meine Wortmeldung vielleicht zurückziehen? Liege ich politisch falsch? Ich hab mich nämlich amüsiert bei dem Buch, ich hab beim Lesen manchmal

ungeheuerlich gelacht. Also: Ich bin längst nicht so lange in der Partei wie Bernd und wage es, mich zu amüsieren... In dem Zusammenhang ein kleines Zitat (denn bisher hat nur Conrad Schuhler Negatives aus dem „Umgang mit Wörtern“ zitiert), ein Beispiel für die Denkanstöße, die ich Rauters Arbeit verdanke:

„In langen Funksprüchen an Bonn werden im bekannten Klage-ton herzergreifende Notsignale abgesetzt: Den Werften steht das Wasser bis zum Hals, und die Schifffahrt befindet sich in schwerer See...“

Der Konkurs der Emdener Reederei ‚Schute & Bruns‘, der jetzt als drohendes Fanal als ‚die Spitze des Eisberges‘ für kommende Schifffahrtspleiten plakatiert wird, ist im Grunde eine der alltäglichen Pleiten im kapitalistischen Wirtschaftssystem...“ (Seite 39)

Rauters Kommentar zu diesem Zitat aus der UZ: „Werften haben Häuse, bis zu welchen ihnen das Wasser steht, darin schwimmt die Schifffahrt. Der Konkurs wird nicht nur als Fanal plakatiert, auch als Spitze des Eisbergs. Das Plakat wird für kommende Schifffahrtspleiten aufgehängt, ein seltsames Plakat, und daß es für Pleiten aufgehängt wird, die noch kommen sollten, das ist noch seltsamer. Überkapazitäten von Laderaum stehen auf einem bestimmten Tisch, der Autor möchte sie von dort offenbar weghaben. Gleichzeitig stehen sie auf den Schultern der Beschäftigten. Spekulationen sind wild und Profitgier ungezügelt“ (Seite 39 bis 40).

Diese Beschreibung ist für mich eine Aufforderung, präziser zu denken und zu formulieren! Ich habe für meine Arbeit davon profitiert, es hat mir was gebracht. Ich möchte das nicht in der Polemik des heutigen Abends untergehen lassen. Einen Appell zur Eigenverantwortlichkeit sollte jeder von uns ernst nehmen.

Aber zum anderen – und das ist mein zweiter Punkt – scheint mir das Buch und auch die Auseinandersetzung darüber zu zeigen, wie weit in unserer politischen Arbeit das gemeinsame Gespräch fehlt. Werden nicht gerade Rauter oder andere, die freiberuflich im kulturellen Bereich arbeiten, meist mit dem allein gelassen, was sie machen? Sollten wir die Auseinandersetzung um das Buch nicht zum Anlaß nehmen, um Formen von Isolierung aufzubrechen und zu überwinden? Ich halte die Kulturpolitik der DKP nämlich für zu wenig wagemutig, es gibt zu viele Zufälle dabei. Daß Kulturarbeiter Multiplikatoren sind oder sein können, daß die sogenannte Mobilisierung der Massen auf sehr komplizierte Weise (unter anderem übers Gefühl) vor sich geht, wird nicht genügend bedacht. In dem Zusammenhang möchte ich aber an einen Plan des Parteivorstands erinnern, von dem ich gehört habe: Es sollen Patenschaften entwickelt werden, bei denen freiberufliche Künstler mit Betriebsgruppen, DKP-Betriebsgruppen – von Siemens, BMW oder was immer –, in Verbindung kommen, so daß die Kollegen aus dem Betrieb ihre Erfahrungen, Schwierigkeiten – Freuden! – mitteilen können, wozu ihnen sonst vielleicht Möglichkeit und Zeit fehlen. Und für einen Autor z. B., der seine Fähigkeiten einbringt, wäre ein Zuwachs an Lebenserfahrung der Gewinn. Eine Verbitterung, wie sie die Diskussion hier zum Teil beherrscht, muß im Dialog, in Beziehungen, in produktiven Ergebnissen aufgelöst werden!

Friedrich Hitzer, Redakteur/Schriftsteller

Wie Erika Runge muß ich sagen, daß mich die Lektüre des Büchleins „Vom Umgang mit Wörtern“ über weite Strecken amüsierte.

Zum Beispiel: Während Rauter auf Seite 10 einen UZ-Satz kritisiert, weil darin einem Zelt menschliche Eigenschaften zugesprochen werden („Insgesamt konnte das Zelt 20000 Besucher verzeichnen“), verzeichnet er auf Seite 26 folgendes dem Zelt in Marburg durchaus verwandtes Bild: „Eine Zeitung, bei der jedesmal etwas herauskommt, wenn sie den Mund aufmacht...“

Gemeint ist die UZ, und ob die UZ, im Unterschied zu anderen Zeitungen, einen Mund hat, den sie auf- und zumachen kann, weiß ich nicht, doch lieber Alexander, dir unterlaufen, wie das schon Roman Ritter ausführte, die an anderen kritisierten Fehler selber am laufenden Band. In regelmäßigen Abständen scheinen dir beim Schreiben dieses Buches apodiktische Aussagen untergekommen zu sein, die weitverstreut herumliegen. Nämlich Sätze wie: „Schreiben ist eine ethische Leistung oder keine“ (Seite 11) oder: „Wiederholungen verstellen Wirklichkeit“ (Seite 21), so als wolltest du uns alle an den Lateinpaukern rächen, die uns in der Schule pausenlos Vokabeln repetieren ließen.

Mit Bildern haben wir, vielleicht mit Ausnahme der wahren Dichter, alle Schwierigkeiten. Vor allem unterlaufen einem leicht schiefe Bilder, wenn man spricht. Hat man dir von Verlagsseite ein Sonderhonorar für das Schreiben mißglückter Vergleiche und schiefer Bilder in Aussicht gestellt? Da wimmelt es nur vor Überbelichtetem und Unterbelichtetem: „Das Eigenschaftswort ist die gefrägigste Falle“ (Seite 28). „Sprachschutt, der sich über die Aussage wälzt.“ Im Kapitel „Bilder-Orgien“ steht (auf Seite 36): „Ein Klischee ist, wenn man einen Zwetschkern in den Mund nimmt, den ein anderer ausgespuckt hat, statt einer Zwetschge.“ Ob das bei einem Aprikosenkern auch stimmt? Oder bei einem Kirschkern?

Als Profi darf einem das nicht passieren, wenn man eine Sache für den Druck freigibt, erst recht nicht, wenn schiefe UZ-Sätze zitiert, sezziert und dann disqualifiziert werden, denen dann Rautersche Superlative folgen, vor denen er soeben zu Recht gewarnt hat, sozusagen voll aufdreht und abfährt. Das liest sich so:

„Der erste Satz“ – es ist die Rede von einem UZ-Satz – „klingt, als käme er aus dem Zuchthaus – geschrieben von einem Häftling, der seit Jahren hinter Mauern von der Außenwelt abgeschirmt ist.“ Nun gut, das ginge ja noch, aber Rauter genügt das nicht, es kommt zur ersten Steigerung: „Eine tote Gespensterwelt schaut uns aus diesen Zeilen an, eine Mondlandschaft.“ Selbst die Gespensterwelt reicht nicht aus, auch die Mondlandschaft ist zu fade: „Es ist eine Stimme aus der Gruft, die Stimme eines Opfers der Isolationsfolter, eines Menschen, der keine Beziehung zur Wirklichkeit mehr hat, der in einer Wahnwelt lebt“ (Seite 70).

Hätte ich beim Leser dieser Bildsteigerungsverstärkung einen Zwetschkern im Mund gehabt, ich hätte den geschluckt, und mir wäre die Spucke weggeblieben. Jedenfalls lassen sich leider für alle Vorwürfe, die Rauter formuliert, die er insbesondere der UZ ankreidet, justament dieselben Mängel in seinen Kommentaren wiederfinden. Man kann also, um Erika Runge Freude am Lernen zu verdoppeln, hinzufügen, der Kritiker öffnet uns nicht nur die Augen für die Fehler der anderen, sondern für die eigenen. Das ist aber nicht das Wichtigste.

Mich interessiert viel mehr die Frage, warum greift jemand zu dieser Methode der Kritik, die ihm offensichtlich nicht dazu verhilft, das einzulösen, was er vorschlägt, so daß er selbst verbricht, wovor er warnt. Das betrifft auch einiges von dem, was Gisela Elsner formulierte. Gegenüber der UZ hat sie nicht die von ihr gelobte Gelassenheit der FAZ, eine Methode, die für die Arbeiterbewegung erfolgreich angewendet wird, wo die Arbeiterklasse die Macht in Staat und Gesellschaft, vor allem in den Medien hat – zum Beispiel in den sozialistischen Ländern. In unserer Lage sind Ausdrucksformen der Empörung sehr menschlich, und wir werden ja auch nicht wie Indianer erzogen, die Leid, Schmerz und Schwächen verbergen sollen.

Wenn wir hören, es ginge nicht um Stil, es sei auch keine Frage der konstruktiven oder destruktiven Kritik bei Diskussionen über eigene Schwächen und Fehler, über das richtige Maß für die Beurteilung von Erfolgen, die Genauigkeit der Wörter und Sätze, mit denen wir Haltungen und Handlungen darstellen, und hinzufügen, man müsse Kritik und Selbstkritik üben können, kameradschaftlich miteinander umgehen und so weiter, so kommen wir der Sache auch nicht auf den Grund. Es genügt meines Erachtens auch nicht, lediglich zu sagen, das ist richtig, und jenes ist falsch. Auch die Sprachkritik, mit der ich meinen Diskussionsbeitrag begonnen habe, genügt für diese Diskussion nicht. Ein Hauptproblem ist das Verständnis der Arbeiterpresse überhaupt, nicht nur der UZ, sondern der Arbeiterpresse in ihrer Entwicklung.

Wenn gesagt wird, uns geht es nicht um Stil und Sprache, sondern um den Inhalt, so haben die besten Vorbilder der Arbeiterpresse bewiesen, daß sie sehr wohl auf Stil und Sprache, auf Genauigkeit und Eleganz des Ausdrucks achteten. Doch zugleich sahen sie, daß es auch hierbei um einen entscheidenden Unterschied von Arbeiterpresse und bürgerlicher Presse geht, der unter anderem mit dem tatsächlichen Kräfteverhältnis der Klassen zu tun hat. Hier will ich auf einen Aspekt hinweisen:

Es geht um das schwierige Problem, durch Aufklärung und Information Menschen zum Handeln zu bewegen. Wer einmal politisch aktiv geworden ist, der kennt ja die banale, manchmal sogar trostlose Praxis von wiederholten Handlungen, die wir nun mal leider aufbringen müssen; der weiß auch, was jeder in seiner Freizeit an Einsatz einbringt, um sich selbst und andere zu diesem Handeln zu bewegen, in wirklich kleinen Schritten zu handeln, gemeinsam, zäh, auch in Übung von Routine, in Abwehr von Überlastung. Und da ist die Einschätzung von Erfolgsmeldungen, daß da und dort 11 oder 18 Zeitungen mehr als bisher verkauft worden sind, ein Ausdruck der politischen Realitäten. Eine solche Beurteilung ist für Außenstehende schwer nachzuvollziehen, die gar keine Ahnung davon haben, welche Anstrengungen Kommunisten unternehmen müssen – mitten in einem Ozean von Feindseligkeit –, ihre Vorschläge und Darstellungen unter die Leute zu bringen.

Bürgerliche Zeitungen wie die FAZ liefern viel Denkstoffe, Kontroversen – zur Verhinderung von Handeln, das verändert. Man praktiziert damit das genaue Gegenteil von dem, was die Arbeiterbewegung, vor allem ihr revolutionärer Teil als wesentliche Aufgabe zu erfüllen hat. Für die anspruchsvollen bürgerlichen Zeitungen ist Denken von der Praxis getrennt. Es gibt Vorbilder der Arbeiterpresse – die *Rheinische Zeitung*, *Der Sozialdemokrat*, die Leninsche *Iskra* –, die zeigen, daß unsere Presse nicht gut genug sein kann. Es ist aber eine Illusion, wenn man glaubt, man könne die revolutionäre Arbeiterbewegung allein durch bessere Journalistik voranbringen. Sowohl die revolutionäre Sozialdemokratie im letzten Jahrhundert als auch die kommunisti-

sche und Arbeiterbewegung in unserem Jahrhundert zeigen viele Beispiele, daß die Zeitung erst in dem Maß gewachsen ist, wie die Bewegung insgesamt an Reife und Stärke zugenommen hat, wie auch umgekehrt die Zeitung – das öffentliche Zentrum einer Partei – die Bewegung beeinflusst.

Für unsere Diskussion frage ich mich: Welchen Anteil bringen wir hierfür als Intellektuelle ein? In die Sache, Menschen zu zielgerichtetem Handeln im eigenen Interesse wie im Gesamtinteresse zu bewegen? Unerbittlich müssen wir uns dann fragen: Wo stehen wir mit unserer Praxis? Ich will keine Klassiker zitieren, aber ein Wort, an das Lenin wiederholt erinnerte, war, daß das entscheidende Kriterium der Arbeit eben nicht nur die richtige Theorie sei, sondern die Übereinstimmung von Wort und Tat. Und dies betrifft nicht nur Ernst Alexander Rauter, wenn ich frage, in welchem Maß sammeln wir Erfahrungen, die UZ mit zu benutzen, auch die kleine Nachbarschaftszeitung, die Hochschul-, Wohngebiets- und Betriebszeitung, uns selbst in die Praxis einzubringen?

Michael Molsner: Oh, da möchte ich aber jetzt aus meiner Praxis was sagen: Ich war sehr lange in großen Betrieben und hab an sehr vielen Versammlungen der IG Druck und Papier teilgenommen, und das muß ich schon sagen: die Kollegen Arbeiter, die Kollegen aus der Technik, die diskutierten kontrovers, die diskutieren mit Polemik. Und da stellt sich keiner hin und sagt: aber jetzt bin ich gekränkt, sondern da weiß jeder, wir wollen auf eine Sache zu. Und jeder hat das Wort, so scharf es fallen mag.

Friedrich Hitzer: Richtig, das ist ja gerade der Grund, warum ich so frage und meine, daß einer Reihe von Genossen diese Art von Polemik fehlt. Im Unterschied zur Kritik in Wissenschaft und Kunst zählt in der Politik die Beteiligung, zählt zumindest die Voraussetzung, sich die Erfahrung anzueignen, die in der Praxis der Klassenkämpfe vorhanden ist.

Michael Molsner: Was ist denn Alexanders Beitrag als eine polemische Äußerung, die dazu dient, unsere Willens- und Meinungsbildung zu bereichern?

Friedrich Hitzer: Ich stelle die Frage: Warum klappt die Methode nicht? Und ich bin der Meinung, daß Rauter die Praxis, die er kritisch beschreibt, abgeht. Das berechtigt ihn natürlich jederzeit zur Polemik – und da verteidige ich ihn wie Gisela Elsner. Ich bin ihm wie ihr dankbar, daß wir offenherzig streiten. Aber dann muß man auch anhören, daß andere der Meinung sind, hier fehle der praktische Kontext, wo Handeln im Mittelpunkt des Denkens steht und nicht das Denken an und für sich.

Jürgen Peter Stössel, Schriftsteller

Nur ein ganz wichtiger Punkt noch einmal, Alexander, hier hast du von „Bestechlichkeit“ gesprochen, wenn du in der UZ-Redaktion gewesen wärst. Bei der Diskussion in unserer Gruppe hast du nur auf die Distanz Wert gelegt, und darauf kommt's ja wohl an. Du hättest also den Abstand gehabt, der dir ermöglicht, manche Dinge schärfer zu sehen, als wenn du unmittelbar drinnen steckst. Und ich hab damals dafür plädiert, daß du dich stärker beteiligst, auch in dem Sinne, wie der Frieder das auch gemeint hat; jetzt nicht nur unmittelbar an der Parteiarbeit, sondern eben generell, daß du deine Distanzierung doch etwas aufgibst – weil ich nämlich glaube, daß wir als

Schriftsteller natürlich genauso einer Betriebsblindheit unterliegen wie UZ-Redakteure. Und ich meine, daß viele deiner Schwierigkeiten, die Roman Ritter hier auch angesprochen hat, daher rühren: aus deiner Distanzierung und deiner Betriebsblindheit am Schreibtisch; weil du nämlich da die Sprache verabsolutierst – und du hast auch irgendwann mal gesagt, daß du Tag und Nacht für die Partei arbeitest, indem du am Schreibtisch sitzt und mit der Sprache arbeitest. Und ich glaube, da ist ein Realitätsverlust wirklich da, der zwangsläufig zu bestimmten Verzerrungen führt, wo du dann eben so dogmatisch Sätze formulierst, die ganz wichtig klingen, wenn man sie zunächst einmal liest, die aber zu abstrakt bleiben. So daß man solche Sätze merkwürdigerweise sogar manchmal herumdrehen kann.

Ich ärgere mich natürlich auch permanent über Formulierungen in der UZ, wie sie hier zitiert worden sind. Ich habe nur an mir eines bemerkt, daß ich meinen Ärger nicht mehr so wichtig nehme, und ich glaube wirklich, daß du, bedingt durch deine Entfernung von den konkreten Schwierigkeiten, manche Dinge überbetonst und im Grunde dann dadurch dich wieder bestätigst, dich rauszuhalten, deine Distanz zu wahren – und da setzt dann so ein Mechanismus ein, daß du eigentlich nur noch dann, nach Anhaltspunkten dafür suchst, um dir das Vorurteil zu bestätigen, daß man sich nach Möglichkeit auf die Partei nicht so sehr einlassen soll, weil da eh nix rauschaut. Und in der Situation, scheint mir manchmal, bist du jetzt, noch dazu, besonders wenn dieser Wirbel um dich gemacht wird, wo alle Leute dir zureden, du sollst dich doch gefälligst mal auf die Realität einlassen und dich hier engagieren. Das kannst du natürlich dann um so weniger, weil du ja nicht merkst, daß aus deiner Kritik etwas wird. Aber nun zur Berichterstattung oder zu solchen Tricks, wie es auch genannt wurde, daß wir uns da einfach etwas geschickter verhalten sollten: Also ich glaube wirklich nicht, daß ihr so naiv seid zu glauben, das würde die Auflage der UZ steigern. Ich habe jetzt gerade ganz konkrete Erfahrungen gemacht, wie weit das geht. Die Leute haben sich etwas schwer getan – bei meinem Buch über das Gesundheitswesen der DDR –, weil ich auch Kritik oder kritische Stimmen – selbst von Leuten aus der DDR – zitiere, aber das wird mir als Trick unterstellt: naja, so geschickt ist er ja inzwischen – weil unterm Strich halt nicht das herauskommt, was sie verwerten können für ihre Zwecke. Und das ist wirklich die Grenze der kontroversen Darstellung, die uns interessant macht für die andern. Deine Schwierigkeiten sind zum Teil sicherlich in den objektiven Schwächen der UZ zu suchen; zu einem ganz erheblichen Teil aber auch in deinen subjektiven Problemen, die daraus resultieren, daß du in einer Situation dich befindest, die eben nicht ganz so der allgemeinen Realitätserfahrung entspricht. Und noch ein Punkt ist da genannt worden, da muß ich leider zustimmen: das ist die Neigung, uns stärker darzustellen, als wir sind, was uns natürlich als Schwäche ausgelegt wird. Wenn wir also immer nur große Erfolge melden. Ich meine, das ist wirklich ein Problem, doch wir können ja nicht davon ausgehen, daß einer nur die UZ liest. Das entspricht ja nicht den Tatsachen. Wir lesen doch alle noch irgendeine andere Zeitung, und bei der FAZ erwarten wir eben von vornherein ganz klare Dinge, die wir da zu holen haben. Und so müssen wir auch die UZ lesen. Aber in einem, da geb ich dir wirklich recht, das ist diese Empfindlichkeit. Es ist nur schade, daß du so wenig Verständnis dafür zeigst, wo die herkommt. Ich ärgere mich darüber auch, und ich sag es den Genossen auch, aber in einer öffentlichen Diskussion würde ich das denen nicht so an den Kopf werfen. Ich hab lange mich herausgehalten und kann eini-

germaßen souverän sein, auch wenn ich angepinkelt werde, das juckt mich nicht weiter. Aber wenn ich eben im KZ gesessen bin oder sonstige Dinge mitgemacht habe, dann juckt mich das schon, wenn ich tagaus tagein nichts anderes höre, und insofern versteh ich eben auch, daß die Genossen so unheimlich glücklich sind, wenn eben da plötzlich die Welt wieder einigermaßen in Ordnung ist. Aber das grundlegende Problem ist wirklich: Für wen wird die UZ gemacht? Und darüber haben natürlich intellektuelle andere Auffassungen als die Leute, an die sich die UZ in erster Linie wendet. *Michael Molsner*: Also, ich bin der Meinung, daß die UZ – die Hauptkrankheit der UZ – und genau das, wo auch Alexander den Finger dreht – die Tatsache ist, daß das Bedürfnis nach differenzierter Darstellung der Realität, und zwar das Bedürfnis der Arbeiter und Angestellten nicht getroffen wird, aller Arbeiter und Angestellten, die ich kenne. Ich habe ein tiefes Bedürfnis nach differenzierter Darstellung der Realität in unserer gesamten Literatur.

Elvira Högemann-Ledwohn, Redakteurin

Wenn ich mich jetzt frage, was diese nochmalige UZ-Diskussion für meine tägliche Lektüre der UZ bewirkt, so finde ich, Gisela Elsner und zum Teil auch Alexander Rauter haben die wässrigen Stellen in der UZ sichtbar gemacht. Wo zunächst einmal Platz verschenkt wird durch „ausschweifende Selbstdarstellung“, durch ein für mich oft unheimliches Aufziehen von Aktionen – wobei man für dieses Aufziehen sicher Gründe finden kann –, aber es bleibt doch trotzdem offen, wie groß der erzielte Effekt ist, und die Gefahr, daß man das Gegenteil erreicht mit so angestrengten Kraftbeweisen, ist wohl nicht gering. Und ich finde es auch lehrreich, wenn jemand, der professionell nicht auf der journalistischen Ebene schreibt, zum Thema „Selbstdarstellung“ einmal seine Meßlatte anlegt. Schließlich sind wir da ja alle betroffen.

Allerdings vermengt sich dies in einer mir unglücklich erscheinenden Weise mit der Diskussion über den Charakter der UZ im Ganzen. Durch diese Optik sehen es vor allem die Genossen, die mit der Leitungspraxis der Partei und der Praxis des UZ-Machens enger verbunden sind als die meisten in diesem Kreis. Es ist berechtigt, wenn sie sagen: Man kann auf keinen Fall absehen von den definierten Aufgaben und Funktionen, die die UZ jeden Tag zu erfüllen hat. Nun sagte Alexander, durchaus polemisch, am Anfang: Wir artikulieren ja die Interessen der Menschen. Klar, das ist das Pfund, mit dem wir wuchern, weswegen wir darauf vertrauen, daß wir Erfolg haben mit unseren Publikationen, mit unserer Politik. Nur so, wie du es sagst, scheint mir, du meinst, man müsse nur das richtige Wort aussprechen – wie im Märchen – und dann ist schon alles passiert. Nicht berücksichtigt ist, wieviel Mühe das kostet, mit Leuten über ihre Interessen ins Gespräch zu kommen, weil sie mit diesen Interessen schrecklich unbekannt sind und auch durch ein Wort damit nicht bekannt werden – so klug das immer gewählt ist. Ein normal unpolitisch gehaltener Mensch muß schon sehr viel von seiner Umwelt und von sich selber erkennen und praktisch in die Hand nehmen, sich wehren lernen, bis er an seine Interessen und gar erst an die Gesamtheit seiner Klasseninteressen herankommt.

Die UZ vertritt den Gesamtzusammenhang dieser Interessen jeden Tag. Daraus folgt diese bestimmte Einstellung zu den Lesern – sie geht mit einer riesigen Aufgabenstellung auf sie los; Conrad Schuhler hat den entsprechenden Sprachgestus benannt, und der erscheint zunächst einmal als Gegenstück zu dem, was Alexander mit dem lockeren Aussprechen der Interessen meinte: Der Gestus ist appellativ.

Kriegt man diese beiden Haltungen nun gar nicht zusammen, schließen sie sich aus? Wenn wir mit Andersdenkenden diskutieren, tun wir doch auch beides: auf die Interessen hinweisen und sie erklären, gleichzeitig aber sagen: Mach praktisch mit, hilf uns, sonst kann sich nichts ändern. . . Die Verbindung zwischen diesen beiden Sachen liegt meiner Erfahrung nach in der Überzeugung: an den anderen nicht nur hinzurenden, erklärend oder fordernd, sondern ihn zu überzeugen.

Damit aber steht die UZ unter den bundesdeutschen Tageszeitungen ziemlich alleine da: Sie muß sich ans Argumentieren halten, sich ständig überlegen: Alles, was wir bringen, muß wenigstens ein Minimum an Überzeugung enthalten und hervorrufen. In dieser Hinsicht kann man von der Bild-Zeitung gar nichts lernen, von der FAZ auch nur wenig, von anderen linken Publikationen schon eher etwas.

Überzeugungswert – darin sehe ich ein Kriterium, das uns erlauben könnte, mit UZ-Redakteuren zu diskutieren, ohne daß gleich mit dem Urteil „Kabarett“ die Schotten dicht gemacht werden.

Ich persönlich finde, daß die UZ in den vergangenen Jahren besser gelernt hat, auf die Erwartungen von Leuten zu antworten, die Überzeugungsargumente brauchen. Und ich hab mir angewöhnt, die UZ so zu lesen – was liefert sie mir zu dieser und dieser aktuellen Frage, was gibt es Neues in der mittelfristigen Orientierung der Partei, ausge-sponnene Internberichte zu überschlagen oder im Schnellverfahren zu schauen: wieviel Leute, Hauptredner, politische Akzente, wie breit war das Bündnispektrum. Wobei ich dazusagen muß, daß ich auch eine andere Tageszeitung lese.

Was ich aber vermisste: Das normale Alltagsbewußtsein von Nichtkommunisten kommt in der UZ relativ wenig vor. Es gibt da Kurzinterviews, wo der Betriebsrat N. und der Kollege P. einzelne Ereignisse kommentieren – oft mit Überschneidungen, ich lese das ungeduldig. Es gibt gescheite Reportagen, besonders aus Streikämpfen, wo auch mal eine Frau von einem Arbeiter mit dargestellt wird, aber das sind nach meinem Eindruck Ausnahmen, und ich hätte schon die Erwartung an die UZ, daß sie sich mit diesem Alltagsbewußtsein direkt und ständig auseinandersetzt.

Ich habe dieses Bedürfnis besonders, seit ich in einem Arbeiterviertel wohne. Meine Gruppe arbeitet im Hasenberg, und ich spüre ziemlich deutlich unser Unvermögen, mit der UZ die Denkweise der Leute dort zu erreichen, vor allem der – sagen wir – fünf neuen Leute, die wir des Samstags am Mathäer dafür gewinnen, daß sie die Zeitung mal kaufen und schauen, was wir so zu sagen haben. Ich glaube, daß die in unserer Zeitung nur wenig finden, woran sie sich unmittelbar festmachen können. Die UZ müßte mit den ganz alltäglichen Erfahrungen, Hemmungen, Bewußtseinslagen der Leute mehr umgehen. . .

Kirti Maisel, Student

Ich will versuchen, das Problem historisch anzugehen, und ich will persönliche Erfahrungen einbringen, denn die Auseinandersetzungen um die UZ bewegen mich seit langem. Für mich ist die Hauptfrage: Kann man die Probleme journalistisch lösen, oder hängt die Lösung mit der politischen Praxis zusammen?

Die Auseinandersetzung um die UZ wird oft mit großer Heftigkeit geführt. Man trifft wunde Stellen, sowohl was das Handwerkliche betrifft wie auch inhaltlich. Daß die Wellen oft hoch schlagen, daß es beleidigte, weinerliche, aggressive Reaktionen gibt, liegt meiner Ansicht nach daran, daß eine tiefere, eine historische Wunde angetastet wird. Es gibt verwundete Reaktionen bei alten Genossen, die sehr viel gelitten haben, es gibt Verwundungen, die alte durch Illegalität, KZ und Adenauergefängnisse getroffene Genossen jungen beibringen, die sich von Vorurteilen und Ängsten nicht so schnell lösen. Die Verbindung von Erfahrungen verschiedener Zeiten ist nicht einfach. Die historische Wunde, die ich meine, ist die der Trennung der Kommunisten von ihrem Volk – eine Trennung, die auch die Beziehung der Generationen prägt, vielfältiger als ich es hier andeuten kann.

Jahrzehntelang wurden die Kommunisten – und alles was nach ihnen roch – mit staatlicher Gewalt, Entzug der Öffentlichkeit, durch Diffamierung und Hohn außerhalb der Nation gestellt. Man kennt die Losung von den „vaterlandslosen Gesellen“ – eine mächtige, erfahrene und zu allem bereite herrschende Klasse betrieb diese aufreibende Isolation. Und ständig standen die deutschen Kommunisten in der Verantwortung vor den anderen Völkern, diesen mächtigen Gegner an der Entfesselung internationaler Spannungen bis hin zu Kriegen zu hindern. Solch jahrzehntelanger militanter Antikommunismus, solche Verantwortung macht mißtrauisch und empfindlich. Aber so hinderlich Mißtrauen und Empfindlichkeit für die Zukunft sind, so verständlich sind sie unter diesen Bedingungen und so unterschieden von Wachsamkeit, die unter solchen Belastungen entsteht.

Wie überwinden wir nun auch mit Hilfe der Publizistik diesen Antikommunismus, den von oben aufgerissenen Graben zwischen Volk und Kommunistischer Partei? Wie stellen wir uns glaubhaft als Patrioten und entschiedene Anhänger der Freiheit unseres Volkes dar? Das sind Fragen, die hinter den Auseinandersetzungen um die UZ stehen.

Angesichts dieser historisch-praktischen Fragen sind die konkreten Probleme mit der UZ, die um die Begriffe Objektivität und Attraktivität gesammelt werden, nicht mit einer diffusen kritischen Vielseitigkeit zu lösen. Die konkreten Schwierigkeiten hängen sicher mit der fachlichen Qualifikation der Schreiber und Macher der UZ zusammen, auch mit der Organisation, mit Informationsbeschaffung und -verarbeitung. Dabei ist aber die Kernfrage für mich die Verbindung von kommunistischer Sachlichkeit, ein Terminus, der in Lenins Aussagen zu Arbeiterorganisationen eine große Rolle spielt, Parteilichkeit und Realismus. Konkreter gefaßt heißt das: Probleme wie Langweiligkeit, Inaktualität oder wenig überzeugende, nicht argumentierende Darstellungsweise können nur überwunden werden, wenn man die Darstellung des Klassenstandpunktes *argumentativ gestaltet* und *aus der Fülle der* in den realen Kämpfen gemachten *Erfahrungen schöpft* – also aus dem Leben. Dieser Lebensbezug verlangt von der UZ organisatorisch wie für Schreiber und Malocher individuell Fähigkeit und

Bereitschaft, Erfahrungen aufzunehmen, Bewegungen zu registrieren und in überzeugender Weise zu interpretieren sowie *realistisch darzustellen*. Sachlichkeit, Parteilichkeit, Realismus werden uns helfen, die Probleme zu lösen, ein diesen drei Anforderungen über- oder nebengeordneter diffuser Objektivitätsbegriff wird es nicht tun. Es ist wichtig, sich immer wieder klar zu machen, was der Begriff der Objektivität bedeuten soll. Er hat Wandlungen durchgemacht. Vom Wahrheits- und Gegenstandsbezug – eine durchaus „einseitige“ Sache – gereinigt, tritt er heute vorwiegend im Gewand des Biedermanns als „Sowohl-als-auch-Ausgewogenheit“ auf. Dieser Biedermann ist Brandstifter. Denn solche „Objektivität“ funktioniert zunehmend als Verschleierung der Wirklichkeit. Sie zielt auf eine Lähmung der arbeitenden Menschen ab, sie ist gängige Form bürgerlicher Parteilichkeit geworden, ein Kampfbegriff gegen die Wahrheit, gegen die Erkenntnis der realen Verhältnisse wie gegen die auf Erkenntnis basierende Entschlußkraft zu veränderndem Handeln.

Zu diesem Problemkreis ein Beispiel aus dem Kampf der Münchner Studenten gegen das seit Semestern Grundrechte einschränkende Raumverbot. Kürzlich gab es einen Skandal, da der Präsident der Universität München, Fürst Nikolaus Lobkowicz, eine Literaturveranstaltung des Marxistischen Studentenbundes Spartakus mit F. X. Kroetz verboten hat – wegen Verfassungsfeindlichkeit der Lesung. Zu gleicher Zeit führte das Kulturreferat der Stadt München eine Lesungsreihe in der Großen Aula der Uni durch. Wir haben uns an die lesenden Schriftsteller – Wolfgang Koeppen, Karin Struck, Max Frisch, Thomas Bernhard, Lars Gustaffson – gewendet und ihnen die Sachlage erklärt, daß nämlich hier ständig Studentenvertreter verfolgt, Meinungsfreiheit unterdrückt und Räume zu Veranstaltungen der Uni linken Gruppen verboten werden. Nur Gustaffson verurteilte öffentlich das Kroetz-Verbot, Max Frisch beschränkte sich auf eine Geldspende an das Westberliner Komitee „Freiheit und Sozialismus“, Wolfgang Koeppen überließ dankenswerterweise der Studentenvertreterin im Senat, Elfi Jaeger, zu Beginn der Lesung das Wort. Auch Dr. Jürgen Kolbe, den Kulturreferenten, forderten wir auf, Stellung zu nehmen. Dr. Kolbe, auf Ausgewogenheit bedacht, sagte zu Beginn der Lesung von Wolfgang Koeppen: „Wenn Franz Xaver Kroetz an der Universität Auftrittsverbot hat, dann ist das eine nicht hinnehmbare Einschränkung der Meinungsfreiheit.“ Selbstverständlich hat F. X. Kroetz als künstlerisches Individuum von internationaler Geltung – noch – kein Auftrittsverbot an der Uni. Lobkowicz besaß genügend gewiefte Grandezza, „Herrn Kroetz zu einer Lesung zu laden“. Somit wäre auch das Grundrecht der Meinungsfreiheit nicht eingeschränkt. Doch es ist eingeschränkt, denn der Gegenstand Meinungsfreiheit hängt in diesem Fall vom persönlichen Wohlwollen des Präsidenten ab. Und dieses Wohlwollen hat er nicht auf den Spartakus ausgedehnt, und überdies ist fürstliches Wohlwollen als Voraussetzung für Versammlung nichts anderes als feudale Privilegienwirtschaft. Eine „Objektivität“, die nicht auf den Grund der Dinge geht, ist Glatteis, und der „Ausgewogene“ schlittert als Figur ins Spiel des Fürsten oder anderer Herren. Auf den Grund der Dinge kommt man nur, wenn man sich auf politische Praxis einläßt. Nur so kann der Wahrheitsanspruch, der hinter der Forderung nach Objektivität steht, eingelöst werden.

Ich meine also, daß Urteile über Bewußtseinsinhalte, besonders Urteile über Bewußtsein im politischen Geschehen, worum es ja in der UZ-Diskussion geht, zurückgebunden sein müssen an die genaue Durchforstung der Praxis, an Teilnahme am

Kampf. Teilnahme an den politischen und ökonomischen Kämpfen, in Gewerkschaften, Berufsverbänden, Interessenvertretungsorganen, der Partei usw. sowie möglichst sachliche, argumentative Auseinandersetzung um Einschätzung und Darstellung der Kämpfe – das wird uns weiterhelfen.

Herauskommen müssen wir aus spekulativen, Mißtrauen schaffenden Lösungsversuchen, die Wort und Tat trennen. In den letzten zwei Jahren ist mir deutlich geworden, welche Bedeutung der Kampf um die Verbindung von Theorie und Praxis hat. In den Auseinandersetzungen um Biermann und die UZ sind viele Freunde – auch unter meinen Genossen – und Bekannte an der Uni in endlosen Diskursen steckengeblieben, haben den Bezug zur Praxis verloren und kreisen um ihr eigenes Ich. Der Übergang zu produktiven, dialektischen Problemlösungen, zur Teilnahme ist eine nicht einfache Aufgabe im Bereich der Intelligenz. Es ist neu, historisch neu, daß so viele Intellektuelle den Weg zur kommunistischen Bewegung suchen und gehen. Dieser Weg hat Konsequenzen für ihr Leben, ihre Lebensweise, die schwerwiegend sein können. Die Verbindung mit dem realen Leben und den Kämpfen wird auch durch die gegenwärtige Verschärfung der Krise (Arbeitslosigkeit) erschwert. Der Rückzug auf Spezialqualifikation und Qualifizierung für den Konkurrenzkampf der geistigen Kleinproduzenten liegt nahe, der diskrete Charme der Bourgeoisie lockt in dieser von der Bourgeoisie verursachten Drucksituation. Der Druck fördert die Neigung zu kompensativem Diskurs, Solidarität scheint riskant. Doch der Diskurs ersetzt nicht die Tat, nur Teilnahme gibt Kriterien dafür, was unserer Arbeit nützt und was nicht. Darüber muß dann offen diskutiert werden, damit die Bewegung mit dem Leben unseres Volkes unzerstörbar verwächst.

Dagmar Ploetz, Literaturwissenschaftlerin

Genosse Hänsel sagt, die Funktion der UZ sei – mehr oder weniger – die der Orientierung. Und dem ist sicher zuzustimmen. Dann hat er angefügt, daß diese Orientierung beinhaltet, daß man zum Beispiel Kontroversen gar nicht zu bringen brauche, weil das nicht die Richtung sei, worauf das Große und Ganze hinlaufe. Und das finde ich ja nun doch irgendwie fatal. Ich meine, Lenin hat ja zur *Iskra* auch einiges gesagt, unter anderem, daß eben alle Fakten auf den Tisch müssen, wenn die Genossen befähigt werden sollen, richtig politisch zu handeln. Und dann ist noch ein Satz von dir, Frieder: Den kann ich eigentlich nur falsch verstanden haben. Wie hast du gesagt: Die bürgerlichen Zeitungen lenkten durch Denken ab?

Friedrich Hitzer: Ich will es so sagen: Du hast am Montag deinen *Spiegel* gelesen, und dann ist die Welt in Ordnung, dann hast du an allen Handlungen teilgenommen – so meine ich das, es geht um die Frage, bei der die Feuerbachsche These von Marx einsetzt, wonach die Welt nicht nur zu erkennen, sondern zu verändern sei.

Dagmar Ploetz: Gut. Aber vielleicht hängt es doch damit zusammen, daß man eine andere Tageszeitung lesen muß neben der UZ. Und das finde ich als prinzipielle Notwendigkeit nach wie vor fatal.

Ernst Alexander Rauter

Ich mach es ganz kurz – mehr stichwortartig, denn mehr kann ich so spät auch der Versammlung nicht zumuten. Alle Argumente zu widerlegen, die ich widerlegen möchte, das kann ich leider nicht mehr. Aber es wären eine ganze Menge. Unter anderem möchte ich dem Gerücht entgegentreten, das jetzt von Roman Ritter und Hitzer in die Welt gesetzt werden soll: ich schreibe ebenso schlecht, wie die, die ich kritisiert hab. Ich glaub aber, daß von vielen, die wir jetzt gehört haben, die Wichtigkeit des sprachlichen Handwerks doch unterschätzt wird, daß sie nicht ahnen die riesigen Wirkungen kleiner Veränderungen in Sätzen und in Zeilen. Und daß sie meinen, das Ungefähre reiche schon, und daß das nicht in der Psyche des Lesers große Bewegungen auslöst, wenn irgend eine winzige Schwäche sich immer wiederholt. Der Kredit, den der Leser – ohne das bewußt zu machen – dem Schreiber entzieht, den entzieht er der Partei. Eine Partei, die solche wichtigen Aufgaben sich vornimmt wie unsere, die hat gerade, weil sie eine kleine Gruppe ist in dieser Gesellschaft, eine noch höhere sachliche Verpflichtung, besser zu schreiben, als irgendeine Süddeutsche Zeitung. Es gibt bei uns zu wenig Bewußtsein von der Wichtigkeit des Schreibhandwerks. Ich will aber betonen, daß ich nicht meine, man könne Sprache von Sachen trennen. Das klingt manchmal so an – auch bei Kritiken, die vorgebracht werden meinen Thesen gegenüber. Im Buch steht drin, daß man das nicht trennen kann. Natürlich hängt das mit Haltungen zusammen, defensiven Haltungen, mit Haltungen von Ängstlichkeit und so weiter. Selbstverständlich ist die Sprache ein Ausfluß psychologischer Verhältnisse im Schreiber. Da muß man in der Diskussion dann auch so weit gehen. Da wird's erst interessant – dann kommen die eigentlichen Sachen zur Sprache. Das kann man heute abend nicht leisten. Dann ist der Satz gefallen, von *Bild* kann man nicht lernen. Da bin ich allerdings ganz anderer Meinung.

Elvira Högemann-Ledwohn: Redaktionsstoff von *Bild*. Das hängt daran, daß die nicht nur nach literarischen Gesichtspunkten gemacht wird.

E. A. Rauter: Eben, ich will auch nicht nach literarischen Gesichtspunkten Zeitung machen. Dann zwei letzte Punkte: Es gibt so etwas wie ein Volkskorrespondentendogma. Schon bei Lenin steht, daß eine kommunistische Zeitung von den Lesern selbst gemacht werden solle. Ich kann das jetzt nicht belegen, ob das stimmt oder nicht, aber ich halte diese These für die heutige Zeit für falsch. In einem Milieu, wo bestbezahlte Profis das Pressemilieu gestalten, da kann man nicht mit Dilettantismus dagegen angehen, das heißt, da muß man auch mit Professionalismus dagegen angehen. Die richtige Sache gut vorzutragen, das kann nicht falsch sein. Warum *müssen* wir sie dilettantisch vorbringen? Wenn das ein Dogma ist oder wenn das eine Vorschrift sein soll oder ein Satz, ein Gesetz, das halte ich für fatal.

1. *Zwischenruf*: Das ist auch eine Kräftefrage!

2. *Zwischenruf*: Eine Erkenntnisfrage ist das!

E. A. Rauter: Ich weiß, daß es eine Kräftefrage ist, aber man kann die sachlichen Forderungen stellen erst mal. Dann muß man schauen, wie man sie erfüllt. Das ist mir schon klar, daß wir Probleme haben sachlicher Art – daß wir zu wenig Geld haben usw., das weiß ich. Es gibt noch einen Punkt. Es hieß, die UZ ist auch eine Parteizeitung. Das ist wirklich ein großes Problem, das wir nicht aus der Welt schaffen können, daß die Zeitung eine Parteizeitung ist *und* eine Zeitung nach außen zu sein hat.

Aber vielleicht könnte man eine bessere Lösung finden, als die jetzige, wenn man den Parteizeitungsteil deutlich trennt vom andern. Ich gebe zu, daß ich das noch nicht durchdacht habe. Es kann sich herausstellen, daß das nicht zu machen ist. Ich glaube, daß man in der Richtung mal nachdenken sollte, daß man dem Leser, der nicht in der Partei ist, die Möglichkeit gibt, das andere einfach zu überschlagen. Und dann wollt ich noch sagen – zum Schluß: Lieber Hitzer, es ist ein großer Unterschied, ob man sagt, „ein Zelt konnte verzeichnen“ oder ob man sagt „eine Zeitung macht den Mund auf“. Das kann man nicht einander gleichstellen. Man kann Bilder so verwenden und so verwenden. Ich hab nicht gesagt, ich bin generell gegen Bilder. Im übrigen bleibe ich dabei: Schreiben ist eine ethische Leistung oder keine.

Conrad Schuhler

Die Diskussion um Alexanders Standpunkt und seine eigenen mehrfachen Wiederholungen haben mich darin bestätigt, daß sein prinzipieller Ansatzpunkt falsch ist. Was um so ärgerlicher ist, als der große mögliche Nutzen, den seine, von einem soliden Handwerkszeug getragene Kritik bringen könnte, wegen dieses Ansatzes eben nicht herauschaut. Roman Ritter hat diesen Ansatz so zusammengefaßt: Rauter geht davon aus, der richtige Stil bringt die richtige Politik. Tatsächlich trennst du, Alexander, die Sprache von der Sache. Ein Kapitel überschreibst du: „In der Linken wird zu viel gelogen“. Darin bringst du vier Beispiele, wo du jedes Mal meinst, es besser zu wissen, weil du im Umgang mit Wörtern geschulter und vielleicht auch begabter bist, aber in der jeweiligen Sache kennst du dich jeweils nicht aus. Ich habe dir das vorhin in zwei Punkten nachgewiesen, du bist darauf nicht eingegangen. Ich kann das in den beiden anderen mühelos genauso machen. Deine Wörter mögen besser sein, sind besser, aber in der Sache selbst ist es absoluter Stuß.

Ich bin vom Training her Soziologe, bei denen gibt es ähnliches. Es gibt Soziologietheoretiker, die können den Kanon der Begriffe vorwärts, rückwärts, elegant, leichtfüßig, leichtdippig. Wenn dann die Feldforscher zurückkommen mit ihren Studien über das Bildungswesen, über Familie – ganz gleich, was auch immer, sie werden gemäßregelt durch die Theoretiker, die sagen: das und das ist falsch ausgedrückt, falsch systematisiert usw. Die haben von der Sache, über die berichtet wird, sehr viel weniger Ahnung als die Feldforscher. Aber sie kennen sich auf der Ebene der abstrakten Begriffe oftmals besser aus. Aber mit solcher Art von Kritik können sie kaum helfen, weil sie hinter die Sache noch gar nicht gekommen sind.

Mir scheint, du hast eine ähnliche, dich vielleicht tragende – in deiner Schreibtischexistenz speisende – Arroganz, daß du meinst, die Wörter machen's dann schon. Und da kommst du zu solchen Einschätzungen wie „Lügen“, weil man sich schief, ungeschickt ausdrückt, weil man sagt: „unterschiedlichst“; ich hab das Beispiel vorhin herangezogen. Deine ganzen vier Beispiele sind von der Art, keines stimmt. Das macht es dann natürlich schon sehr schwer, das mögliche Nutzvolle, was wir wirklich brauchen könnten, herauszufieseln unter diesem schönen Sprachschutt.

Ich begreife einiges von dem, was Gisela Elsner gesagt hat. Mir gefällt auch die Bitterkeit, mit der sie das vorträgt, dieser gewaltige Zorn, aus dem sicher die Kraft kommt, daß wir unsere Sache noch besser machen. Ich habe ähnliche Probleme wie du angesprochen und gesagt, wir müssen aufpassen, daß... Du sagst, da steht es so schwarz auf weiß in unserer Zeitung und schlimm... Beispiel: Die 8 Seiten UZ sind täglich eine geballte Ladung an Information über nackte, brutale Ausbeutung in unserem Land. Natürlich ist es nur eine kleine Auswahl, aber so geschlossen präsentiert entspricht sie natürlich nicht dem Alltagsverständnis, der täglichen Erfahrung unserer Leser. Wir stehen vor der Aufgabe, die Momente des Positiven, Zustimmungenden, auch des Vergnüglichen in unserer Zeitung zu verstärken, sonst bleibt die Zeitung der Masse unserer potentiellen Leser fremd und wird eben nicht gelesen. Ein ähnliches Problem haben wir mit unseren Erfolgsmeldungen: Selbstverständlich kommt die Partei mit ihren Aktionen und Erfolgen im Erlebnisfeld der Leser weniger häufig vor als in der UZ. Um so mehr brauchen wir in den Darstellungen unserer Aktivität strikten Realismus. Ich glaube auch, daß die selbstkritische Analyse eigener Mängel einen in den Augen vieler Kollegen eher größer macht, zumal die Wirksamkeit unserer Partei immer schwerer zu bestreiten ist. Es ist aber nicht so, als müßte das sozusagen von außen mal endlich gesagt werden. In dem Redaktionspapier der UZ für 1978, das Alexander ja gut kennt, wird die Aufgabe klar angesprochen: das richtige Verhältnis herzustellen zwischen der objektiven Wahrheit und der notwendigen Information zum richtigen politischen Handeln einerseits und dem eigenen Erleben in Betrieb und Nachbarschaft.

Das Problem besteht also nicht darin, daß man diese fundamentale Herausforderung nicht erkennt, sondern ihr Tag für Tag zu begegnen, in der richtigen Mischung von objektiv Wahrem und Notwendigem und subjektiv Erfahrenem andererseits zu publizieren. Denn wir wollen natürlich nicht den Querschnitt dessen reproduzieren, was jeder ohnehin Tag für Tag erlebt. Das wäre das Gegenteil von Aufklärung. Also wir stellen uns schon quer zu dem, was erlebt wird und zu dem, wie die eigene Erfahrung verstanden wird. Das sind zwei verschiedene Dinge. Generell gilt, daß es not tut, den Identifikationswert unserer Aussagen zu erhöhen – in der Zeitung und in der allgemeinen Agitation. Überhaupt sollten wir uns in diesem Zusammenhang daran erinnern, daß die UZ die Kraft und die Erfahrung der Partei widerspiegelt und nicht ein von ihr isolierter „Mangelkörper“ ist.

Zur Frage, für wen schreibt die UZ. Ich habe hier die Zeitung der IG Metall von heute, Hauptthema – natürlich – der Streik. Auf Seite 12 aber haben wir eine Seite vom Ludwigshafener Parteitag der CDU – Überschrift: „Sieg der Argumente“. Hier wird der CDU-Parteitag als das fortschrittlichste Ereignis der letzten Wochen gefeiert – in der IG-Metall-Zeitung zu Beginn dieses Streiks! Wenn wir nun in der UZ auf denselben Parteitag eingehen, dann ist das kein Gratisartikel für linke Durchblicker. Denken wir auch mal dran, daß 58 Prozent der Arbeiter, der „gewerblichen Arbeitnehmer“, in Bayern CSU gewählt haben. Das sind keine Leute, die bewußt reaktionär wählen oder handeln. Aber diese Kollegen hängen mit ihren Vorstellungen von sozialem Fortschritt noch fest an der Ideologie von CSU und CDU. Natürlich müssen wir darauf eingehen, natürlich wenden wir uns auch an diese Kollegen. Und vor allem entwickeln wir Argumente für die Auseinandersetzung mit CSU und CDU, die von Kommunisten und Sozialdemokraten im Gespräch mit ihren Kollegen genutzt wer-

den können. Die UZ ist absolut kein Exklusivorgan für Marxisten mit gehobenem wissenschaftlichem Bewußtsein und ausgewählten Ansprüchen. Sie ist die Zeitung der arbeitenden Menschen.

Es war die Rede von den Facharbeitern, die ein Bedürfnis nach Differenzierung hätten, dem die UZ nicht nachkomme. Ich bin der Meinung: Wir haben viel zu wenig Kraft, um überall drinzustecken, um alle Fragestellungen differenziert anzupacken. Ich halte aber dafür, daß wir in den Kernfragen der Arbeiterbewegung und der gesamten demokratischen Bewegung die Informationen bringen, die von den Bewegungen selbst gebraucht werden. Wie sieht es jetzt, zu Beginn des Stahlarbeiterstreiks, aus? Wie sieht es aus mit den Fragen der Aussperrung, der Mitbestimmung, der Berufsverbote? Wie in den Fragen von Frieden und Abrüstung? Wie diese Fragen jetzt entschieden werden, davon hängt es ab, in welche Richtung sich unser Land bewegt, ob rückwärts oder vorwärts. Und ich behaupte, wer sich in diesen Fragen nicht in der UZ informiert, der kann nicht konsequent, nicht optimal mitarbeiten in der demokratischen Bewegung. Da wird in der UZ sehr differenziert argumentiert, sehr differenziert und sehr praktisch. Wer die UZ liest, kann seine Kraft besser in die sozialen und demokratischen Kräfte dieses Landes einbringen. Und darum geht es beim Umgang mit Wörtern in der UZ: daß besser gekämpft werden kann. Der Sprachkritiker Rauter hat von diesem Wichtigsten zu wenig Ahnung – oder zu wenig Notiz genommen. Das ist schade – denn mit seinem großen Handwerkskasten könnte er viel ausrichten, die „Waffe“ UZ noch schärfer und wirksamer zu machen.

An den
Botschafter der Volksrepublik China
in der Bundesrepublik Deutschland
Adenauerstraße 104

5300 Bonn-Niederbachem

Streitkräfte Ihres Landes haben die Demokratische Republik Vietnam überfallen. Das heißt: auf Befehl Ihrer Regierung zerstören chinesische Soldaten friedliche Dörfer und Städte und ermorden wehrlose Zivilisten. Chinesische Soldaten brandschatzen ein Land, das dabei ist, die furchtbaren Wunden der barbarischen Angriffe durch Bomben des US-Imperialismus zu heilen. Ihre Regierung beruft sich auf Ideale des Sozialismus und Kommunismus. Der Überfall auf das sozialistische Vietnam ist der letzte Beweis dafür, daß die herrschende Clique der VR China sich auf den Sozialismus so beruft wie das Adolf Hitler getan hat, um eine Politik der Aggression und Expansion vor dem eigenen Volk wie vor anderen Völkern zu tarnen.

Ihre Regierung nennt die Invasion Vietnams eine „Strafexpedition“. Völker, die von Streitkräften imperialistischer und faschistischer Staaten angegriffen wurden, wissen sehr wohl, was das heißt: die Anwendung unverhüllter Gewalt, die Verhöhnung jeglicher Humanität, der Triumph der Barbarei. SS-Einheiten nannten ihre Gewaltaktionen gegen friedliche Bürger in den von Deutschland besetzten Ländern ebenfalls „Strafexpeditionen“.

Die Regierung eines Landes von nahezu einer Milliarde Menschen läßt das benachbarte Land von etwa 60 Millionen Einwohnern überfallen – diese Regierung schändet damit auch das Ansehen und den Ruf des chinesischen Volkes. Ihre Regierung hat sich mit der Aggression gegen Vietnam die gesamte zivilisierte Menschheit zum Feind gemacht und wird sich – vor dem eigenen Volk wie vor anderen Völkern – für alle Folgen ihrer verbrecherischen Handlungen zu verantworten haben.

Hände weg vom sozialistischen Vietnam! Schluß mit der Aggression der chinesischen Regierung gegen den Weltfrieden!

Redaktion *kürbiskern*
Friedrich Hützer, Chefredakteur

rote blätter



rote-blätter-Abonnenten sparen.
Sie erhalten die
roten blätter regelmäßig und
pünktlich.
rote-blätter-Abonnenten ...

- werden stets brandaktuell über die Aktionen und Forderungen der Studentenbewegung informiert.
- erhalten Informationen über die Kämpfe und Forderungen der Arbeiter aus erster Hand.
- werden mit den neuesten Fakten aus dem realen Sozialismus versorgt.
- erhalten Analysen und Reportagen über die internationale antiimperialistische Bewegung.
- werden über neue interessante Entwicklungen in Politik, Kultur und Gesellschaft informiert.

Erhältlich in allen collectiv-Buchhandlungen. Bestellungen an:

rote blätter, Weltkreis-Verlags-GmbH, Postfach 789, 4600 Dortmund

Fragen nach Holocaust – Bücher, die Antwort geben:

Jan Petersen – **Unsere Straße**
(Bd. 48, 328 S., 8,- DM)

„... Es gab bereits viele Bücher über die Grausamkeit, die das Naziregime anwendet, um die sozialistische Opposition auszuwischen. Wenige waren so packend und aufwühlend wie dieses Buch, das in Romanform die wahre Geschichte vom Kampf und Tod einer Gruppe von jungen Marxisten in Berlin erzählt...“
The Economist, London

Fritz Tost – **Der Unverbesserliche**
(Bd. 47, 240 S., 8,- DM)

„... Ein Arbeiter erzählt seine Jugend. Ein fast Siebzigjähriger sieht sich als Kind. ... Wir sehen ein schwächliches, viel zu klein geratenes Kerlchen, das sich durch eine Hölle von Hunger, Prügel, Entbehrungen und Brutalität schlägt...“
UZ, Düsseldorf

Artur Toppmann – **Die Leute aus dem 30er Haus**
(Bd. 24, 232 S., 6,80 DM)

„... Erzählungen vom einfachen Antifaschismus in einem Arbeiterviertel der damaligen ‚Hauptstadt der Bewegung‘. Kaum spektakuläre Taten und doch eine große Menschlichkeit, die auch über 1945 hinaus bis auf den heutigen Tag nicht ohne Folgen bleibt...“
Radio DDR, Berlin

Eduard Claudius – **Grüne Oliven und nackte Berge**
(Bd. 21, 368 S., 6,80 DM)

„... ‚Grüne Oliven und nackte Berge‘ ist die erste epische umfassende Darstellung des Bürgerkriegs in Spanien innerhalb der deutschen Literatur. Claudius gehörte zu den Freiwilligen der Internationalen Brigaden und war Kriegskommissar im Bataillon Edgar André...“
die tat, Frankfurt/Main

Berta Lask – **Stille und Sturm**
(Bd. 16, 388 S., 6,80 DM)

„... Von allen Werken Berta Lasks spricht dieses Buch den heutigen Leser am meisten an. Spannungsvoll gestaltet sie anhand der Situation des eigenen Lebens ein Stück deutscher Geschichte durch vier Jahrzehnte hindurch, von der Jahrhundertwende bis zum Faschismus...“
Deutsche Volkszeitung, Düsseldorf

Kurt David – **Die Überlebende**
(Bd. 5, 220 S., 6,80 DM)

„... Davids Geschichte von der polnischen Partisanin, die mit einem deutschen Wehrmachtssoldaten von einst die Orte ihres Kampfes gegen den Faschismus wieder besucht und – historisch gebrochen – noch einmal den Untergang ihrer Gruppe, den sie als einzige überlebte, berichtend durchläuft...“
Nürnberger Nachrichten, Nürnberg

Kleine Arbeiterbibliothek
Damnitz Verlag GmbH
Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40

Folk & Song

FOLKplatte 1 “Konzert für Pitter”

17.50 DM



Dieser Sampler ist dem "Vater des demokratischen Liedes" in der BRD gewidmet: demokratische Volkslieder von und mit Hein & Oss, Walter Mossmann, Jürgen Schöntges, Tom Kannmacher, Jo Mateiko, Wolfram, Gesine & Hanno und Shirley Hart & Colin Wilkie

FOLKbuch 3 “Venceremos – Lieder für Chile”

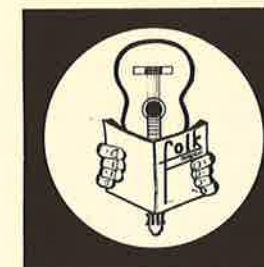
4,- DM



Eine Text- und Notensammlung der Solidaritätslieder mit den chilenischen Demokraten: von Degenhardt bis Süverkrüp, von Lerryn bis Sergio Ortega versammeln sich Volkskünstler mit Melodien und Versen zur Solidarität mit dem chilenischen Volk

FOLKmagazin

6 Hefte jährlich



Die Zeitschrift für Song, Chanson, Kabarett: seit fünf Jahren stellt sie kontinuierlich Kommunikation und Information in der Folk- und Liedermacher-Szene her. In jedem Heft finden sich Porträts, Texte, Noten, Erläuterungen zu Liedern, Platten- und Buchtips, viele Infos, Interviews und und und

GESAMT KATALOG KOSTENLOS BEI

EDITION VENCEREMOS
Postfach 1212
6090 Rüsselsheim
Telefon 06142 / 6 52 80

Anmerkungen

BOTTERBUSCH, VERA, s. kk 1/78 und 4/78.

DEGENER, VOLKER W., geb. 1941. Vorsitzender des VS in der IG Druck und Papier, NRW; Hauptwachmeister bei der Bochumer Polizei. 1976 wurde er mit dem Förderpreis für junge Künstler ausgezeichnet. Hörspiele, Lyrik, Kurzprosa, Roman „Heimsuchung“. Letzte Veröffentlichung: „Einfach nur so leben“ (Erzählungen).

DIETRICH, JULIUS, s. kk 2/76.

ERNST, GUSTAV, geb. 1944 in Wien. Studium der Philosophie, Germanistik, Geschichte. Mitherausgeber der Zeitschrift WESPENNEST. Veröffentlichungen: „Am Kehlkopf“, Erzählungen (1974), „Ein irrer Hase“, Volksstück (1979), „Literatur in Österreich“ (1979), „Einsame Klasse“, Roman (1979).

FELS, LUDWIG, s. Kleine Arbeiterbibliothek, Band 37, „Dazu gehört Mut – Junge Leute gegen die Krise“. In Kürze erscheint ein Gedichtband in der Reihe Zeit-Gedichte.

HAGEN, JENS, s. kk 3/77 und 3/78. „Alltagsreportagen“ wurden am 4. 11. 1977 bei der literarischen Herbsttagung des P.E.N. in Celle erstmals vorgetragen.

HOELTZ, NIKOLA, geb. 1934. Studium Kunstakademie München und Universität München Germanistik und Geschichte.

HOLZER, HORST, s. kk 1/79.

KERSTEN, PAUL, geb. 1943. Studium der Literaturwissenschaft und Linguistik. 1970–1972: Lehrauftrag für Neue Deutsche Literatur an der Universität Hamburg. Seit 1973 Literaturredakteur beim Norddeutschen Rundfunk, Fernsehen. Veröffentlichungen: „Steinlaug“, Gedichte (1963), „Die Metaphorik in der Lyrik von Nelly Sachs“, Diss. Hamburg (1970), „Alfred Mombert: Briefe an Friedrich Kurt Berndorf“, Hrsg. (1975), „Der alltägliche Tod meines Vaters“, Erzählung (1978).

KLAUS, MICHAEL, s. kk 3/78.

KOTULLA, THEODOR, geb. 1928 in Chorzów/Polen. Seit 1946 in der Bundesrepublik. Studium Publizistik, Germanistik, Philosophie, Filmkritiker, vor allem bis 1968 bei der Zeitschrift „Filmkritik“. Seit 1964 Filmemacher. Lange Spielfilme: „Bis zum Happy End“ (1968), „Ohne Nachsicht“ (1971), „Aus einem deutschen Leben“ (1977). Lebt in München.

MAIWALD, PETER, s. Kleine Arbeiterbibliothek, Band 17, „Warum wird so einer Kommunist“, und Band 37 „Dazu gehört Mut – Junge Leute gegen die Krise“. Demnächst erscheint in dieser Reihe, Band 58, „Geschichten vom Arbeiter B.“. In der Reihe Zeit-Gedichte „Antwort hierzulande“.

MARUHN, JÜRGEN, geb. 1950. Studium Germanistik, Politikwissenschaft und Philosophie in Bochum und Marburg. Z. Z. Doktorand in Politikwissenschaft Marburg.

NEIDHÖFER, KLAUS, geboren 1947, Beruf Dipl.-Psych.

SALOMON, PETER, geb. 1947 in Berlin. Studium der Rechtswissenschaft in Berlin, München und Freiburg. Rechtsanwalt in Konstanz. Literarische Veröffentlichungen (Lyrik, Prosa, Essay, Rezensionen) in Zeitungen, Zeitschriften und Anthologien. Rundfunksendungen. Mitglied im Verband Deutscher Schriftsteller. Mitherausgeber der Literaturzeitschrift UNIVERS!

STÖSSEL, JÜRGEN-PETER, s. kk 1/78 und 3/78 und in der Reihe Kleine Arbeiterbibliothek, Band 17, „Warum wird so einer Kommunist“.

WEINGARTEN, KASPAR, geboren 1943. Arbeitete in verschiedenen Berufen; lebt z. Z. als freischaffender Schriftsteller in Westberlin.

ZAHL, PETER-PAUL, s. kk 2/77, 2/78 und 4/78.

BERICHTIGUNG: In kk 1/79 kam es zu einem bedauerlichen Druckfehler. Das Gedicht auf Seite 38 hat den Titel WIES ZUEGEHT UFEEM LAND und ist von HEINZ G. HUBER.

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann, Roman Ritter. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Dammitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Dammitz, Maler, Grünwald, 1/5; Carlo Schellemann, Maler und Grafiker, München, 1/5; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, 2/5; Hannes Stütz, Lektor, Düsseldorf, 1/5; Geschäftsführung und Verlagsbereich KÜRBISKERN: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Gesamtherstellung: Plambek & Co Druck und Verlag GmbH, 4040 Neuss.

Einzelheft DM 6,80, Jahresabonnement DM 25,20 inkl. MwSt. + Porto, Studentenabonnement DM 20,20. Postscheckkonto München 3088 22-806. Deutsche Bank München, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto-Nr. 35/18008.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KÜRBISKERN, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40, Telefon (089) 301015 und 301016.

FSSN 0023-5016.

Zum 65. Geburtstag

Alfred Andersch

– ist ein politischer Autor, nicht
indem er sein artistisches Können
verleugnet, sondern indem er ihm das
Äußerste abverlangt, weder Trost noch
Eleganz, sondern Zeugenschaft. «

Hans Magnus Enzensberger

Studienausgabe in 15 Bänden

umfassend den Bericht *Die Kirschen der Freiheit*; die Romane *Sansibar oder der letzte Grund*, *Die Rote, Efraim und Winterspelt*; die Geschichtensammlungen *Geister und Leute*, *Ein Liebhaber des Halbschattens* und *Mein Verschwinden in Providence*; zwei Bände *Hörspiele*; und vier mit Reisebeschreibungen, Essays, Reportagen, Kritiken; dazu ein Band *Über Alfred Andersch*. detebe 1/1-14 und detebe 53, zusammen nur 85,-. Alle Bände auch einzeln je 4,80–9,80.

empört euch, der himmel ist blau

Gedichte und Nachdichtungen 1946–1977. 238 Seiten, Leinen, 24,80

Das Alfred Andersch Lesebuch

Ein Querschnitt durch das Gesamtwerk u.a. mit frühen Aufsätzen aus dem »Ruf«, neuen autobiographischen Texten und dem vollständigen Nachdruck der ersten Buchpublikation 1948, *Deutsche Literatur in der Entscheidung*. detebe 205, 432 S., nur 6,80.



Diogenes